

**Und sie bewegt sich
doch!**

**Friedrich Carl
Schubert.**

Stuttgart, Carl Rümpler, 1870.

EINLEITUNG.

Die allgemeine Meinung jubelte Luther zu, als er die unerträglichen Uebergriffe der römischen Kirche und die sittliche Verkommenheit eines großen Theils ihrer höchsten Würdenträger öffentlich enthüllte. So lange der Reformator sich nicht von der alten Kirche losgesagt hatte, waren alle Katholiken mit seinem gerechten Tadel einverstanden, denn viele Mißbräuche hatten sich in die Kirche eingeschlichen, und auch als die Welt sich dann in zwei Religionsparteien getrennt hatte, machte sich der Einfluß Luthers auf die Kirche, von der er abgefallen war, noch lange bemerkbar. Fast ein Jahrhundert war über sein Grab hingegangen und noch trug die römische Kirche ängstliche Sorgfalt, den Stuhl Petri mit Persönlichkeiten zu besetzen, deren Privatleben und Charakter, deren Unerschrockenheit, Selbstverleugnung und Religiosität makellos war oder doch äußerlich so erschien, und eine Reihe wenigstens charakterfester Päpste, denen es mit ihrem Amte Ernst war, arbeiteten nach einem Plane, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen und zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Frankreich und der größte Theil Deutschlands unter die päpstliche Oberherrschaft zurückgekehrt; dem Weiterdringen des Protestantismus schien ein Ziel gesetzt, die Wogen der Reformation waren an dem Fels der alten Kirche zerschellt und der

Baum des wahren Glaubens, der mächtige Stamm der Erkenntniß der alleinseligmachenden Lehre, trieb neue Aeste und Zweige und breitete seinen Schatten wieder über die Länder der Welt.

Wer das Mittelalter verstehen will, darf nie vergessen, daß damals noch die Fürsten fast ausschließlich die Geschicke der Nationen bestimmten, daß die große Masse des Volkes nicht fähig war, aus Ueberzeugung den wenigen erleuchteten Geistern aus ihrer Mitte zu folgen, welche geistige Freiheit predigten, daß von der Selbstbestimmung der Völker keine Rede war, obwohl alle Ideen, welche den modernen Staat herangebildet haben, schon in dem Bauernkrieg ans Licht traten – aber eben weil sie nicht allgemein ins Bewußtsein des Volkes als klares, nothwendiges Ziel verwachsen waren, leicht unterdrückt wurden. Nicht Urtheil und Einsicht, sondern Furcht oder Absicht waren die Triebfedern alles öffentlichen Lebens. Wenn ein Fürst seine Religion änderte, so wechselten die Unterthanen dieselbe mit ihm, und die Religion war für den großen Haufen nur das jeweilige Feldgeschrei. Für das Volk haben nur die Moralgesetze, welche in allen Religionen dieselben sind, ewige Gültigkeit und nur das Gewicht ihrer unmittelbaren Wahrheit vermag das rohe Gemüth zu überzeugen. Das Dogma der Religion nimmt der gemeine Mann fast immer aus Treue und Glauben in die Einsicht eines Andern, am liebsten seines Fürsten oder

Priesters, blindlings an, ohne selbst etwas davon verstehen zu wollen, oder es wird ihm ohne große Schwierigkeit mit Gewalt durch die Furcht aufgedrungen. So waren Viele, die man für begeisterte Streiter des Katholicismus oder Protestantismus hielt, im Grunde nichts als gehorsame Diener, die für das Interesse ihres Herrn und ihr tägliches Brod kämpften. Die Päpste wußten wohl, daß es laue Katholiken sein würden, welche man mit Gewalt, mit den Waffen bekehrte, aber sie wußten auch, daß es nur laue Protestanten waren, die, dem Beispiel des Fürsten folgend, die römische Kirche verlassen hatten. Die Päpste sahen klar ein, daß eine Religionsform nur dann ewigen Halt haben kann, wenn sie sich enge mit allen Staatsgesetzen verbündet und alle socialen Zustände durchdringt, so daß Glauben und persönlicher Vortheil in eines zusammenschmilzt. Furcht und Eigennutz waren die Hauptstützen, auf welche sich die Weltherrschaft des Katholicismus gründete. Als Luther den deutschen Bauernkrieg verdammt und so seine Lehre von den Beziehungen des wirklichen socialen Lebens in demselben Augenblicke, wo er sie praktisch verkörpern konnte, losriß, und die Trennung der Kirche von dem Staate zum Ideal erhob – da war es um die äußere Macht des Protestantismus geschehen! Dem Papstthum gehörte wieder die abtrünnige Welt; wer etwas zu gewinnen oder zu verlieren hatte, blickte nach Rom, wo nicht das körperlose Bibelwort, das man deuteln und auslegen konnte, sondern wo greif- und sichtbar der Statthalter Gottes regierte und mit den goldenen Schlüsseln die Schatzkammer

auch der irdischen Güter erschließen konnte, und wo er in der Majestät des ersten Fürsten der Christenheit über Kaiser und Königen thronte und die höchste irdische neben der göttlichen Allmacht in seiner Hand vereinigte. Die starke, streitende Kirche Roms hatte mit Erfolg auf den Eigennutz, der menschlichen Natur gerechnet. Ein Hugonot nach dem andern war durch Rücksicht auf seinen irdischen Vortheil zum Katholicismus zurückgekehrt; Richelieu beherrschte das bezähmte Frankreich, die Stuarts am Throne Englands waren dem Papstthum geneigt, der deutsche Kaiser Ferdinand hatte in Böhmen die alte Religion wieder eingeführt, selbst die stolze Republik Venedig sich demüthig gebeugt. Spanien und Polen waren von dem Netze der Jesuiten fest umstrickt. In der neuen Welt gründete der Orden Jesu sieben und zwanzig Bischofssitze und viele Hunderte von Klöstern und baute unzählbare Kirchen. In China, Indien, Japan und Abessynien errangen die Jesuiten große Erfolge. Statt wie die Puritaner das Bibelwort nackt zu predigen und durch pedantische Strenge zu langweilen, kleideten die Jesuiten überall ihre biegsamen Glaubenssätze in das Gewand der Politik, Literatur, Wissenschaft und Kunst – je nach der vorwaltenden Neigung der Individuen oder der Völker. Im Ganzen beharrlich, waren sie nachgiebig im Einzelnen, sie tränkten das sociale Leben mit ihrer Lehre und nahmen die Erziehung der Jugend ausschließlich in ihre Hand.

Die wohldurchdachte und sophistisch geübte Beredsamkeit ihrer Prediger riß die Zuhörer mit fort, so daß

die katholischen Kirchen sich füllten und der Besuch der protestantischen Gotteshäuser auffallend abnahm. Endlich, wo sie mit Schlaueit sich festgesetzt und Macht errungen hatten, zog hinter ihrem Dogma die Inquisition einher mit ihrem blutigen Gorgonen-Haupt und die Furcht, jener unerläßliche Begleiter des Glaubens, sicherte ihnen den Besitz.

Stolzer als je zuvor erhob sich das Papstthum, denn räumlich betrachtet, hatte die katholische Lehre in andern Welttheilen viel mehr Gläubige gewonnen, als sie in Europa durch die Reformation verloren hatte. Die Gewissen der Könige und Fürsten wurden im Sinne des römischen Stuhles vom Jesuiten-Collegium in Rom aus gelenkt, und bewundernd warf sich die Menschheit in den Staub und glaubte wieder an die Unfehlbarkeit des göttlichen Wortes: ›Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen ihn nicht überwältigen!‹

Aber innerlich begann das Papstthum von jetzt an zu siechen und zu kränkeln. Der Protestantismus konnte, wo er sich im Leben festsetzen wollte, vielleicht vernichtet werden, vielleicht führte der gewaltige Geist des Jesuitenordens die Abgefallenen äußerlich wieder zur allein-seligmachenden Kirche zurück, vielleicht erstickte der Scheiterhaufen der Inquisition jeden werkthätigen Widerstand, – aber der Protestantismus in den *Köpfen* blieb

doch lebensfähig. Man konnte nicht ableugnen, daß zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum, welche bisher gemeinschaftlich die Welt besessen und getheilt hatten, eine dritte Macht erstanden war: die Macht des Gedankens, des selbstständigen Urtheils. Sein Reich war nicht von dieser Welt, denn Luther hatte es nicht gewagt oder verschmäht, seine Lehre in den irdischen Boden der Wirklichkeit zu pflanzen. Dafür konnte man ihr dort auch keine Wurzeln abschneiden und unabhängig und unantastbar hing der Protestantismus wie eine Gewitterwolke in der Luft, gespannt mit den elektrischen Dünsten künftiger Freiheit, mit den Träumen eines freien Staates. Wer stand dafür gut, daß künftige Reformatoren denselben idealen Weg wie Luther einschlagen würden, wer konnte wissen, ob sich nicht in der Wolke feste Meteorsteine bilden und in feurigem Regen sich auf das Bestehende vernichtend herabstürzen würden? Hatten doch in den Hussitenkriegen, im Schmalkaldischen Kriege der Reformation, in den Hugenottenkämpfen und im Deutschen Bauernkriege die Blitze dieser Gewitterwolke weithin geleuchtet, und der Donner mancher Wahrheit war über Vatikan und Throne hingerollt, daß sie erbeben und wankten und die Welt in ihren Grundfesten erzitterte! Wer konnte den Ausgang des nun schon fünfzehn Jahre dauernden dreißigjährigen Krieges vorhersagen?

Aber noch einmal raffte sich das Papstthum auf und blendete die staunende Welt durch seine Energie und

rücksichtslose Größe, als es schon im Innersten verwundet war und dem Kranken glich, der im Fieber, die scheinbare Röthe der Gesundheit auf den Wangen, sich krampfhaft hin- und herwälzt, die Glieder reckt, seine Wärter von sich abschüttelt und doch zu schwach ist, sein Schmerzenslager zu verlassen. Langsam aber unaufhaltbar welkte das Papstthum von nun an dahin, bis es in unseren Tagen an der Krisis seines Siechthums anlangte.

Ein Feind, den sie anfangs wenig beachtete, der aber in der Folge der Priestergewalt schädlicher wurde, als alle religiöse Ketzerei, war durch die Naturwissenschaft der Kirche erwachsen. Alle Religion muß zuletzt auf der Vorstellung beruhen, die sich der Mensch vom Weltgebäude macht. Wenn die Schöpfungsgeschichte, welche die Religion lehrt, der direkten Anschauung und den bewiesenen Erfahrungen der Wissenschaft widerspricht, so ist die Unfehlbarkeit dahin, welche jedes Dogma, jede Religion haben muß, wenn sie Gläubige und nicht Zweifler erziehen will und sich nicht in Philosophie auflösen soll. Im Mittelalter, wo selbst die Gebildeten in der Religion nicht eine Allegorie der ewigen Wahrheiten der Moral erkannten, sondern die unmittelbare Ueberlieferung des Wortes Gottes selbst, war es dem Katholicismus und auch dem Protestantismus als Religionsform unmöglich, eine Naturwissenschaft anzuerkennen, welche den Ausspruch der Bibel Lügen strafte. Die Reformation hatte die Kritik in die Religion eingeführt, alles bloß Ueberlieferte ausgeschieden, und nur die Bibel war als das ursprüngliche, heilige Wort des Schöpfers selbst übrig geblieben.

Dabei blieb der Protestantismus stehen, während der Katholicismus die von Luther verworfenen Glaubenssätze hartnäckig behauptete und als unfehlbar göttlichen Ursprungs bezeichnete. Erst als nach dem dreißigjährigen Kriege die katholische Kirche erkannte, daß die Gewaltmittel nicht fruchteten, nahm sie die Theologie zu Hilfe, jenes Bastardkind des Dogma's und der Philosophie, das sich einen wissenschaftlichen Anstrich geben mußte, um den kritischen Geist des Protestantismus zu widerlegen. Gegen die Naturwissenschaften war die Kirche viel ohnmächtiger, als gegen die Gedankenfreiheit auf rein philosophischem oder religiösem Gebiet. Wir sehen, daß, sobald sie ihren Feind erkannt hatte, die Kirche sogleich zur Gewalt schreitet. Paul V. verbot alle Werke, welche die Weltanschauung des Copernikus behaupteten, und welcher Ernst es ihm damit war, zeigte die Hinrichtung des Pantheisten Giordano Bruno, die Gefangennehmung des Philosophen Thomas Campanello und die Unterdrückung der wissenschaftlichen Gesellschaft des Physikers Giovanni Baptista Porta und viele andere Gewaltthaten, welche die gefährlichen Naturwissenschaften in ihre früheren Grenzen einengen sollten. Die Wahrheit läßt sich aber nicht tödten. In Deutschland war Kepler mit seinen wichtigen Entdeckungen aufgetreten, und in Italien hatte Galilei, einer der erhabensten Geister, welche je die Erde bewohnten, die Philosophie der Wissenschaft begründet.

Während er in Padua, das damals zur mächtigen Republik Venedig gehörte, auf der Universität als Lehrer

wirkte, wagte der römische Hof es nicht, ihn vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Ueber zwei Tausende der damals vierzigtausend Einwohner zählenden Stadt besuchten seine Vorlesungen, und er erfreute sich einer Popularität, die wohl bei einem Gelehrten ohne Gleichen dasteht. Auf Zureden seines Landesherrn, Cosmo II., Großherzogs von Florenz und Toscana, in seine Heimath Pisa zurückgekehrt (1610), begannen schon mancherlei Reibungen mit den Jesuiten und den Galilei beneidenden Gelehrten; nach dem Tode Cosmo's II., unter der Regierung Ferdinand II., von welcher der Verfall des Medicäischen Hauses beginnt, nahmen die Zerwürfnisse immer mehr zu. Der Erzbischof von Florenz, Marzimedici, der Bischof von Fiesole, Gherardini, und unter den Professoren zu Pisa d'Elci waren die Hauptneider und Anfeinder Galilei's in seinem Geburtslande, und der Staatssekretär Toskana's, Cioli, unterschlug die Bittschriften, welche Ferdinand II. im Interesse Galilei's an den Papst Urban VIII. eigenhändig verfaßt hatte. Von Jesuiten, ihren Beichtvätern, dazu aufgefordert, veranlaßten die weiblichen Familienglieder des Hauses Medici den Großherzog endlich, dem nun siebzigjährigen Galilei die so lang geschenkte Gunst zu entziehen, und Ferdinand II. befahl im Jahre 1633 dem Greise, der Vorladung Urban's VIII., sich in Rom bei dem Inquisitions-Tribunal wegen seiner Schriften zu vertheidigen, Folge zu leisten.

Papst Urban VIII. war im Grunde seines Herzens herrisch, unbeugsam und duldete nicht den geringsten Widerspruch. Die Vergrößerung des Kirchenstaates war vor

Allem sein Ziel, das er mit Eigensinn und unerschütterlicher Standhaftigkeit anstrebte. Er baute Festungen, errichtete Gewehrfabriken und legte den Hafen von Civita-vecchia an, verwandelte einen Theil des Vatikans in ein Zeughaus, und die friedlichen Straßen Roms waren unter seiner Regierung mit Soldaten gefüllt. Wie es ihm vor Allem um faktische Macht zu thun war und, wo er nur diese besaß, ihm um die Zukunft der römischen Kirche nicht bange war, erhellt daraus, daß er im dreißigjährigen Kriege lange Zeit auf Seiten der Schweden und Franzosen stand, aber den Deutschen Kaiser Ferdinand dabei dennoch durch seine Beichtväter so beherrschte, daß dieser nichts zu Gunsten der Protestanten zu thun unternahm. Dieser Seitenblick auf jene durchaus irdische Politik, deren sich fast alle Päpste beflissen haben, mag Diejenigen aufklären, welche meinen, das Papstthum würde ohne Kirchenstaat zu neuer Blüthe gelangen. In diesem Punkte waren beinahe alle Statthalter Christi der entgegengesetzten Meinung. Persönlich war Urban VIII., wie alle wirklichen Tyrannen, ein Freidenker. Er liebte die Poesie, dichtete selbst; gewaltsam wie er war, zwängte er die Geschichten des alten und neuen Testaments in das Versmaß des Horaz oder in Sapphische Strophen. Auch war er der Wissenschaft, die zum Glanze seines Hofes beitrug, nicht abgeneigt. Wie kein früherer Papst sah er auf äußere Etikette, ja er war wirklich unnahbar und besaß jene unschätzbare Verschlossenheit und Selbstständigkeit, oder konnte sich wenigstens den Anschein davon geben, welche die Entschlusse des Regenten als ohne fremden

Rath gefaßte, selbsteigene erscheinen ließen. Er verachtete die Meinung Anderer und hielt sich für unfehlbar; er vermied es, Concilien zu halten, und wenn man ihn an die Verordnungen der Päpste vor ihm erinnerte, antwortete er: »Der Ausspruch des lebenden Papstes sei allein Gottes Gebot und mehr werth, als die Satzungen von hundert verstorbenen.« Die Jesuiten wußten es freilich besser, aber sie steigerten die selbstgefällige Ueberschätzung des hochmüthigen Urban VIII. und benutzten seine eingebildete Unfehlbarkeit zu ihren Zwecken, die ja im Grunde mit den Zwecken der Kirche zusammenfielen.

ERSTES BUCH.

In einem einfach eingerichteten Gemache des Jesuiten-Collegiums in Rom saßen im Frühling 1633 drei Männer in eifrigem Gespräche. Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ihre Züge. Der jüngere mit ernstem Gesicht und klugen Augen, in Mitte der dreißiger Jahre stehend, war der berühmte Astronom Giambattista Riccioli, der als eifrigster Gegner die Weltanschauung des Copernicus und Keplers bekämpfte. Er hatte auf Befehl des Jesuitenordens, dessen Mitglied er selbst war, nachdem man begriff, daß das alte Ptolemäische System unhaltbar war, ein neues aufgestellt, wonach die Sonne, Mond, Jupiter und Saturn um die Erde wandelten, Venus, Merkur und Mars aber die Satelliten der Sonne sein sollten. Beweisen ließ sich diese Ansicht freilich nicht, aber sie wurde mit allem Prunk kirchlicher Autorität ausposaunt und hatte den Zweck, Verwirrung hervorzurufen, dem copernicanischen System entgegen zu wirken, die Aufmerksamkeit von demselben ab auf sich zu lenken und die Unfehlbarkeit der Bibel zu retten. Der zweite, etwas ältere Mann, war der als Mathematiker bekannte Jesuit Horazio Grassi. Er war klein und schwächlig, sein Gesicht blaß und eingefallen; die feurigen Augen waren gesenkt, seine ganze Haltung gebeugt und auf den ersten Anblick hatte seine Erscheinung etwas Sanftmüthiges. Er glied einem Heiligen, dessen Gedanken von dieser Erde abgewendet, der nur seiner strengen Wissenschaft und dem Glauben lebte. Nur die fleischigen Lippen des sonst

knochigen Gesichtes und der Ausdruck der Augen, wenn er sie zuweilen erhob, verriethen dem Physiognomen eine sinnliche Natur, welche der Phantasie durchaus nicht entbehrte. Die dritte Person war der General des Ordens Jesu, Mutius Vittellecti, selbst.

Die Glocken des Collegs und der benachbarten Klöster läuteten eben das Ave Maria – die drei Männer erhoben sich, machten das Zeichen des Kreuzes und sprachen das Gebet. Als die Glocken verstummten, wandte sich der General Mutius Vittellecti zu dem Astronomen: »Wie ich sagte, Se. Heiligkeit, Urban VIII., hat bis jetzt noch nicht gestattet, das Letzte gegen den kühnen Galilei zu versuchen, aber heute noch hoffe ich seine Einwilligung endlich zu erhalten. Die Abhandlung, welche Ihr gegen sein System geschrieben, ist meisterhaft. ›Die Erde bewegt sich, die Sonne steht still‹, dieser Ausspruch Galilei's greift die unbedingte Herrschaft der Kirche über die Geister an und es ist das Verdienst unseres Ordens, den heiligen Vater auf die schweren, ungeheuren Folgen dieser Behauptung aufmerksam gemacht zu haben.«

»Ja,« antwortete Riccioli mit sicherer Stimme, »und wenn es wahr wäre, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung, sondern dem Bibelwort entgegen nur ein kleiner Stern wäre, der sich mit anderen, viel größeren, um die Sonne bewegte, so müßte doch diese Wahrheit der gläubigen Welt vorenthalten, sie müßte in ihrem Keime erstickt werden.«

»Das menschliche Geschlecht,« fiel jetzt Grassi mit tiefer Stimme ein, deren Wohlklang etwas ungemein Gewinnendes hatte, »wohnte bisher als bevorzugtes Ebenbild der Gottheit auf dieser Erde, dem Mittelpunkt der Schöpfung; für den Menschen, zur Zierde seines Wohnsitzes, zu seinem Heil und Frommen hat Gott alle Wunder des Raumes erschaffen; – auf die Erde, den auserlesenen Brennpunkt des Weltalls, ließ er seinen eingeborenen Sohn hernieder steigen, um den Menschen von der Sünde zu erlösen. Wie sollte nun der so begnadigte Mensch die Erde plötzlich als einen kleinen unbedeutenden Punkt der materiellen Welt erkennen? Das Vertrauen auf die göttliche Weisheit und Gnade, der beseligende Wunderglaube an die Allmacht Gottes sollte sich in kalte, mathematische Naturgesetze auflösen, wie jener Frevler Galilei behauptet? Gott sollte der Sonne nicht mehr gebieten können, wie er es auf Josua's Bitten that, stille zu stehen und sich wieder zu bewegen? Der räthselhafte Bau der Welt, auf dessen Unergründlichkeit das metaphysische Bedürfniß aller Herzen beruht, kann und darf nicht auf mechanischen Gesetzen beruhen, sonst müßte statt der Vorsehung eine starre, unerbittliche Nothwendigkeit herrschen, und die Materie, der Stoff, als das ewig Beharrende in allem Wechsel, würde sich auf den Thron der Welt setzen, das Wissen würde bald den Glauben verdrängen.«

»Die Menschheit darf nicht denken,« versetzte der General; »was wäre das Leben, wenn der Mensch aus dem

festen, sicherere Haus der Erde sich plötzlich hinausgeworfen sähe auf einen unbedeutenden rollenden Ball, wo in furchtbarem Kreislauf das Unterste sich zu Oberst kehrte und Alles unter und über uns wankte? Darum ist es eine ernste, unabweisbare Pflicht des Stuhles Petri, dem Zweifel, der Gottlosigkeit, dem Unglück vorzubeugen, über den Seelen der anvertrauten Heerde zu wachen und ihnen den Glauben, der allein aus der Nacht der Barbarei und des Heidenthums führt, zu erhalten, den Geistern die Ruhe und Glückseligkeit zu bewahren, die Unbefangenheit und das felsenfeste Vertrauen auf Gott zu sichern, welche aus einer heilsamen Unwissenheit und der Einsicht, daß unsere sterblichen, irdischen Kräfte, der schwache Verstand nimmer das Welträthsel lösen können, entspringen.«

»Eure Abhandlung,« bemerkte mit beistimmendem Nicken der General dem Astronomen, »hat auf den heiligen Vater großen Eindruck gemacht, und ich gebe Euch den Auftrag, bis morgen früh nochmals alle schädlichen Folgen der Lehre Galilei's in einer Denkschrift darzustellen. Urban VIII. liebt leider die Gelehrten zu sehr, er hat ja die Widmung vieler Schriften dieses Galilei angenommen, und mit bloß wissenschaftlichen Gegengründen können wir ihm nur schwer beikommen. Sieht er aber praktische schädliche Consequenzen der Wissenschaft, sieht er die Unfehlbarkeit der Kirche und namentlich seines persönlichen Regiments bedroht, so wird er wüthend und ist weiches Wachs in unserer Hand! Also betont nur recht, welcher Nachtheil der Kirche aus

der Duldung dieser Freigeister entsteht, und macht Euch gleich ans Werk und verdient Euch neue Lorbeern im Dienste unseres Ordens, zur größeren Ehre Gottes!«

Der Astronom verabschiedete sich und der General wandte sich jetzt vertraulicher zu Grassi: »Habt Ihr den Zeugen bestellt, der mir heute vor Urban VIII. eidlich bestätigen soll, daß Galilei in seiner letzten Schrift die Person des heiligen Vaters selbst verhöhnen wollte? Die Schrift ist, soviel ich weiß, hauptsächlich gegen Eure gelehrte Abhandlung über die Kometen gerichtet.«

So sehr auch Grassi jede Miene zu beherrschen gewöhnt war, erbebte er voll Haß und Zorn bei dieser Bemerkung; seine aschfahlen Wangen färbte ein dunkleres Grau, seine großen Augen blitzten lebhaft auf. Er war ein berühmter Gelehrter; ehe Galilei aufgetreten war, galt er für den ersten Mathematiker Italiens. Ehrgeizig wie er war, haßte er alles Neue und fürchtete, es könne seinem Ruhme schaden. Als Jesuit war er gezwungen, seine Schriften innerhalb der Grenzen, welche das Dogma gebot, zu halten, und Galilei hatte ihm in Streitschriften oftmals Unwissenheit und Trugschlüsse nachgewiesen. Jetzt saß Galilei gefangen im Dominikanerkloster *del la Minerva* zu Rom, weil er in einer mit genialer Gedankentiefe und blühender Dichtersprache verfaßten Schrift drei Personen redend eingeführt hatte, von welchen zwei als Vertreter des ptolemäischen und copernicanischen Weltsystems miteinander disputirten, während die dritte mit Namen Simplicius vom Standpunkt der aristotelisch-scholastischen Anschauung auf höchst

lächerliche und nichtssagende Urtheile über ihre Aussagen fällte. Die Jesuiten hatten Urban VIII. glauben gemacht, er selbst sei unter der Person des Simplicius verhöhnt worden, da Simplicius mehrere Aussprüche that, welche mit Urbans Urtheil über astronomische Fragen Aehnlichkeit hatten, und Grassi hatte sich erboten, einen glaubhaften Zeugen dafür beizubringen. Er haßte Galilei, der ihm den Lorbeer von der Stirne gerissen, unversöhnlich, und als er sich jetzt seinem General gegenüber aufrechtete und hastig und laut antwortete, zeigte es sich, welche Leidenschaftlichkeit unter dem sanften Aeußern ruhte, und wie gefährlich es sein müsse, Horazio Grassi persönlich zum Feinde zu haben.

»Der Zeuge wird sicher kommen, und seine Aussage bricht dem Lehrer der Lüge den Hals – denn gegen ihn zeugt . . . sein eigener Sohn!«

»Sein Sohn?!« rief überrascht der General, und sah mit einer Art Bewunderung seinen Untergebenen an. »Wie habt Ihr dies zu Stande gebracht?« fragte er endlich.

»Noch bedarf ich der hohen Zusage Eurer Eminenz,« entgegnete Grassi, »daß Vincenzo Galilei – sobald er vor dem Papste bezeugt hat, daß sein Vater in seiner Gegenwart Urban VIII. geschmäht und ihn selbst Simplicius genannt hat – eine Anstellung in Florenz als Dirigent der großherzoglichen Kapelle erhält?«

»Diese wird man ihm auf den Wunsch des päpstlichen Nuntius nicht verweigern,« entgegnete der General.

»Ferner darf Galilei nie erfahren, daß der Sohn gegen ihn zeugte, da er ihn sonst enterben möchte.«

»Auch dies kann ich versprechen; die Untersuchung geht durch das Bureau der Inquisition. Zwar haben die Dominikaner dabei das Recht des Vorsitzes, aber dies Mal macht wohl Urban VIII. eine Ausnahme, oder beordert wenigstens eine große Anzahl Jesuiten in die geheimen Commissionen der Inquisition. Ist nur Urban VIII. für die Verurtheilung gewonnen, so kümmert sich sein rascher Sinn nicht mehr um die Gründe, und er hat keine Zeit, die Akten zu lesen, welche wir sodann verschwinden lassen werden. Was bewegt aber den Sohn zu solch unnatürlicher That?«

»Die Noth hat ihn gezwungen, sich dem Orden in die Arme zu werfen,« erläuterte Grassi. »Sein Vater ließ ihn mit großen Kosten zum Musiker ausbilden, und die Republik Venedig verlieh ihm eine einträgliche Stelle als Chordirigent. Aber der junge Vincenzo hat ein heißes Blut; er lebte wild und leichtsinnig, und obwohl sein Vater ihn mehr als einmal vom Untergange gerettet hatte, war er zuletzt in Venedig, wo er viel mit den Hauptleuten der Lanzknechte verkehrte, durch hohes Spielen bald so verschuldet, daß der Vater, der kein Vermögen besitzt, auf Jahre hinaus den Gläubigern Anweisung auf seinen Professorengeloh geben mußte, um ihn aus dem Schuldthurm zu retten. Er schien sich jetzt zu bessern und dem Vater durch Stundengeben im Gesang die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeit erleichtern zu wollen. Da fand er in der Tochter eines portugiesischen Kaufherrn eine Schülerin, die seinen Liedern eine zu

große Aufmerksamkeit schenkte. Der leichtsinnige Vincenzo ließ sich in ein Liebesverhältniß mit ihr ein. Als es entdeckt wurde, verlor er sein Amt und floh aus Venedig. Er kehrte in das väterliche Haus nach Pisa zurück, aber der alte Galilei wollte nichts mehr von ihm wissen, er fluchte dem Sohn, der so viel Unglück über ihn gebracht hatte, wies ihm die Thür und schwur, er wolle ihn nicht eher wieder Sohn nennen, als bis er sein Unrecht gut gemacht und das verführte Mädchen geheiratet hätte. Hierzu konnte der Sohn, da die Verwandten des Mädchens ihn mit Gewalt hatten zur Ehe zwingen wollen, sich nicht entschließen; ohne Geld, verlassen von aller Welt, kam er unter fremdem Namen nach Rom und wollte sich durch Gesangsstunden ernähren. Man wies ihn, der zu arm war, sich respektabel kleiden zu können, überall ab, und eines Morgens trat er in erbärmlichem Anzuge in mein Empfangszimmer, um mich um eine Unterstützung zu bitten.«

»Kannte er Euch denn schon früher?« fragte Vittelechi.

»Als ich vor zwei Jahren in Venedig war, um als Abgesandter unseres Ordens einige Streitigkeiten mit der Republik zu schlichten, lernte ich ihn kennen,« berichtete Grassi, »da mir in einer Messe seine wunderschöne Stimme auffiel und er mich als Sohn meines wissenschaftlichen Feindes interessirte.«

»Ihr seid ja damals auch in Pisa gewesen und habt Galilei selbst gesprochen?« warf der General ein.

»Ja, ich wohnte damals den Vorlesungen Galilei's bei, um mich selbst von der Verwegenheit seiner ketzerischen

Lehren zu überzeugen – ja, ich knüpfte sogar auf Befehl des Ordens eine persönliche Bekanntschaft mit Galilei an und war mehrmals in seinem Hause zu Gaste.«

»Doch waret ihr ja damals schon als sein erbittertster Gegner öffentlich aufgetreten,« bemerkte Vittelechi.

»Ich nahte mich dem Feinde demüthig,« fuhr Grassi fort, »und gab mir den Anschein, als ob ich manche seiner Ansichten theilte. Galilei ist arglos wie ein Kind; meine Anerkennung schmeichelte ihm, und so war es nicht schwer, ihn zu versöhnen. Ich ließ schon damals manches warnende Wort über das leichtfertige Leben Vincenzo's, das ich in Venedig erfahren hatte, mit einfließen, und bestärkte den Vater in der Strenge gegen ihn. Und auch später wurde nichts versäumt, die Trennung zwischen Vater und Sohn immer weiter zu machen.«

»Um den eigenen Sohn als Werkzeug gegen Euren Feind gebrauchen zu können?« sagte langsam der General.

»Nicht gegen meinen Feind, – gegen den Feind der Kirche, zur größeren Ehre Gottes,« entgegnete Grassi ruhig.

Es entstand eine Pause. Der General, an die Schlechtigkeit der menschlichen Natur gewöhnt und in dem Grundsatz auferzogen, daß der Zweck die Mittel heilige, konnte sich dennoch nicht einer Art Verachtung des ehrgeizigen Untergebenen erwehren, der unter dem Schein, dem Orden zu dienen, auf solch ausgesucht boshafte Weise seine Privatrache verfolgte, und Grassi, welchem die eindringlichen Fragen des Generals nach dem Detail seiner Ränke gegen Galilei sehr unlieb waren, überlegte, wie er dem

scharfen Urtheil des erfahrenen Menschenkenners ent-
schlüpfen könne. Grassi war wirklich begeistert für den
Orden, aber mit Phantasie begabt, bedurfte seine sinnli-
che Natur persönlicher Motive des Handelns; eine bloße
Pflichterfüllung als willenloses Werkzeug konnte seinem
hochstrebenden Ehrgeiz, seinem heißen Blute nicht ge-
nügen; voll Talent besaß er durch seinen scharfen Ver-
stand, seine Kunst äußerlicher Selbstbeherrschung einen
großen Einfluß auf den General, so lange dieser glau-
ben konnte, daß er mit Hingebung für die Zwecke des
Ordens handle; er wußte nur zu gut, daß das Haupt sei-
nes Ordens ihn nur als todte, willenlose Maschine ansah
und sich keinen Augenblick besinnen würde, ihn zu ver-
nichten, wenn er es wagen würde, seine eigenen Wün-
sche und Pläne über das Ordensinteresse zu stellen. So
standen sich die beiden Männer gegenüber: der General
im Bewußtsein seiner unumschränkten despotischen Ge-
walt mit dem befriedigenden Gefühl, daß der vor ihm de-
müthig kriechende, an natürlichen Fähigkeiten ihn weit
überragende Untergebene durch die furchtbare Disciplin
des Ordens ihm gehorsam und ohne Murren, wie ein
wohldressirter Hund, folgen müsse, was er ihm auch ge-
biete; und der schlaue Grassi mit der hämischen Freu-
de des Sklaven, dem es eine Lust ist, den Herrn, der ihn
nicht entbehren kann, dies fühlen zu lassen, und der, weil
er es nie wagen darf sich offen zu empören oder einen ei-
genen Willen zu haben, ihn auf Umwegen dennoch lenkt
und unter Aufbietung aller Geisteskräfte, indem er ihm
die Hände küßt, ihn dennoch zu beherrschen weiß.

»Fahrt fort, Grassi,« sagte der General zu dem Mathematiker, der, die Hände gefaltet, in erbauliche Betrachtungen versunken, dieser Welt entrückt schien, bis es dem Ordensgenerale gefiele, ihn wieder auf die gemeinen Angelegenheiten dieser Erde herab zu rufen. »Vincenzo kam also zu Euch und bat Euch um Unterstützung?«

»Ich stellte ihm vor,« antwortete der Untergebene mit so gleichgültiger Stimme, als ob er ein bekanntes Rechnungsexempel vorträge, »daß er auf immer von seinem Vater geschieden sei, und daß der Orden Jesu, wo er auch als Künstler in Italien sich niederlassen wolle, mächtig genug sei, ihn zu verjagen, denn als Sohn Galilei's, der vor das Tribunal der Inquisition als Ketzer geladen sei, gäbe es für ihn kein Heil, keine Zukunft mehr. Ich theilte ihm mit, daß, fast gleichzeitig mit ihm, sein Vater in Rom angekommen sei und im Dominikanerkloster gefangen sitze, und, wenn er seine Irrlehren nicht widerrufe, dem sichern Tode, wie einst Giordano Bruno, verfallen sei; daß sein Vater, dessen unbeugsamen Sinn er kenne, nie widerrufen werde; daß ich ihn gern, da ich ja keinen anderen Zweck, als den der Kirche vor Augen habe, retten möchte; daß unser ganzer Orden, der ja die Wissenschaft lehre und liebe, seinen Tod nicht wolle, und daß es nur ein einziges Mittel gäbe, den Vater am Leben zu erhalten. Urban VIII. sei jähzornig, aber vergesse auch eine Beleidigung wieder, und die Verstocktheit, mit welcher Galilei leugne, daß er ihn unter dem Namen Simplicius

habe lächerlich machen wollen, ärgere ihn mehr, als seine Lehre selbst. Wenn nun Urban VIII. einen unumstößlichen Beweis in Händen habe, daß Galilei ihn wirklich unter dem Simplicius gemeint habe, würde er ihn sogleich der Inquisition zur Verurtheilung übergeben. Außerdem aber könne er ihn jahrelang gefangen halten, und Galilei würde nie seine Lehre widerrufen, wenn er nicht sein Leben bedroht glaube. Es läge daher in seinem eigenen Interesse, die entscheidende Krisis herbeizuführen und den großen, gelehrten Forscher der Welt, so wie sich den Vater zu erhalten und ihm zur Freiheit zu verhelfen. Denn wenn die Inquisition Galilei nicht zum Tode verdamme, könne es der Papst nicht wagen, einen Gewaltakt an ihm zu vollziehen und er müsse ihn nach einer geringen Kirchenstrafe wieder frei geben.«

»Und Vincenzo ging so leicht in die Falle?«

»Er sträubte sich lange, aber er sah ein, daß der Papst die Untersuchung bei der Inquisition Jahre lang hinausziehen könne – eine lange Gefangenschaft für den siebenzigjährigen Greis schien ihm schlimmer als ein Widerruf seiner Lehren, und ich gab ihm die Versicherung, daß die Inquisition sich nur mit seinen Schriften und ihrem wissenschaftlichen Inhalt, nicht mit der persönlichen Verspottung des Papstes beschäftigen werde; daß der Ausspruch der Inquisition hauptsächlich von dem Orden Jesu abhängen würde; daß Ihr, Herr General, ein Freund der Wissenschaft, gegen die blind wüthenden Dominikaner in den Commissionen austreten und Alles zum guten Ausgang

lenken werdet. – Seine gegenwärtige Armuth, das glänzende Leben am Hofe zu Florenz, das ich ihm schilderte, bewogen ihn endlich, unter den angeführten Bedingungen sich mir auf Treu und Glauben zu übergeben. Er ist bereit, vor Urban VIII. zu schwören, daß der Brief, welcher seine Unterschrift trägt, dessen Inhalt ihm aber fremd ist, die Wahrheit enthält.«

»Wie, das habt Ihr vermocht! Wo ist die Schrift?« rief erstaunt der General.

Grassi zog einen Brief hervor und gab ihn mit niedergeschlagenen Augen seinem General. Dieser durchflog die Zeilen; ein Lächeln der Befriedigung glitt über die kalten, strengen Züge:

»Vincenzo schreibt Euch da aus Pisa, – selbst die Postsiegel sind ja angebracht, – daß er aus des Vaters eigenem Munde gehört, wie er mit dem Simplicius Urban VIII. gemeint habe, und wie er das Aergste für des Vaters Leben fürchten müsse, und bittet Euch, Euren Einfluß geltend zu machen, daß der Vater ein mildes Urtheil finde. Und Vincenzo kennt den Inhalt des Briefes nicht?«

»Nur im Allgemeinen,« bestätigte Grassi, »denn leichtsinnig und leichtgläubig wie sein Vater, hat er meinen Zusagen unbedingt vertraut. Doch bedenkt, er ist eine rasche, leidenschaftliche Künstlernatur und würde den Mißbrauch seines Vertrauens nicht ruhig dulden, – mein Leben ist in Gefahr, wenn er je entdeckte, daß ich ihn hintergangen habe, – doch Euer Befehl ist vollzogen und mein Leben gehört dem Orden; wenn es die größere Ehre Gottes befiehlt, geb' ich es mit Freuden.«

Der General sah forschend mit seinem kalten, sanft scheinenden Blick in die großen, dunklen Augen Grassi's, der den tiefen, fragenden Blick aushielt, ohne mit einer Wimper zu zucken.

»An die Person eines Jesuiten wagt kein Christ die Hand zu legen,« sprach Vittelechi ruhig. »Auch werden wir auf Mittel denken, Vincenzo unschädlich zu machen, wenn wir sein Zeugniß benutzt haben, oder Ihr selbst könnt auf einige Zeit verschwinden – etwa nach Japan oder Amerika.«

Diese Aussicht schien Grassi nicht zu behagen, er wagte aber keine Erwiderung, und der General nahm von seinem bestürzten Aussehen nicht im mindesten Notiz.

»Es ist vielleicht möglich, daß Urban VIII., wenn Vincenzo schwört, daß er der Schreiber des Briefes sei, vollkommen zufrieden ist; stolz und unnahbar, liebt er es nicht, besonders mit Unbekannten, viel Worte zu wechseln. Heute Nacht ist im Hause seines Neffen, Taddeo Barberini, ein Fest, wohin auch Urban VIII., der über alle irdischen Schwächen erhabene Gott, sich einfindet; – die schöne Donna Anna, seine Nichte, verstand es, eine Saite in diesem Herzen für sie erklingen zu machen; sie ist mein Beichtkind und thätig für uns zur größeren Ehre Gottes. Dorthin nehme ich den jungen Vincenzo mit; allen Künstlern, die ich einführe, ist das Haus gern geöffnet, und wenn Galilei's Sohn in so hoher Gesellschaft die Ehre des Empfangs genießt, muß jeder Vorwurf persönlicher Gehässigkeit gegen den Vater schweigen. Dort soll Se. Heiligkeit Kenntniß von dem Briefe erhalten.«

»Doch wird der Beschützer der Wissenschaften, Cardinal Orsini, nicht dort sein und den Eindruck des Briefes durch ein fürbittend Wort abschwächen?« fragte Grassi.

Wieder flog das Lächeln über die ewig sanften Züge des Generals, als Grassi den Namen seines Nebenbuhlers in der päpstlichen Gunst aussprach. Lange Zeit war Orsini, ein Kenner der schönen Literatur und der Künste, Urban's Liebling gewesen, denn der Papst selbst war ja weltlichen Freuden nicht abhold. So lange er den Rathschlägen Orsini's ein williges Ohr lieh, spielte man am päpstlichen Hofe mit den liberalen Anschauungen der Neuzeit, und Urban VIII. war der Protektor der Musen. Er nahm sogar die Widmung der Entdeckungen Galilei's an, und die streng kirchliche Partei, welche das Gefährliche dieser Richtung für den päpstlichen Stuhl erkannte, konnte nichts thun, als in Puppentheatern und Hanswurstkomödien den Kepler und Copernikus und die Propheten jeder neueren Weltanschauung verhöhnen zu lassen. Die Gedankenfreiheit mußte lächerlich gemacht werden, dann waren die neuen Meinungen, die sie aussprach und die ja, wie jede neue Wahrheit paradox lauteten, nicht mehr so gefährlich. Fast war es in Italien gelungen, Kepler und alle deutschen Denker als Barbaren und, einem dummen Volke angehörig, als ganz unfähig zu jeder Wissenschaft zu verlästern, da erhob Galilei seine Stimme, schüttelte das Joch der allgemeinen Meinung ab, zerbrach das Vorurtheil der mißleiteten Menge. Männer von Stand und Ansehen, ja viele Priester, und – unglaublich! – sogar Jesuiten, hatten ihm beigestimmt, als er unerschrocken das

System des Ptolemäus und die Philosophie des Aristoteles zugleich angriff. So seltsam es lautet, am römischen Hofe selbst galt es für gemein, besonders religiös zu erscheinen, und es war Mode, sich in leichtem Witz über kirchliche Gegenstände auszulassen – etwa wie in einer Gesellschaft von Aerzten man die Medizin scherzweise verspottet und geringschätzt, auf welche die Laien alle ihre Hoffnung setzen. Doch ging dieser Ton, der bloße Mode war, keineswegs auf den Kern der Sache, so wenig als der Reiche, der von der Nichtigkeit des Geldes redet, deshalb seinen Besitz theilen will.

»Der Cardinal Orsini hat ausgeschwätzt, er wird keine Reden mehr halten,« sagte Vittelechi. »Er wird nicht mehr Galilei nachplappern, daß die Erde nur ein Atom im uferlosen Oceane, dessen Mittelpunkt überall, dessen Grenze nirgends sei, daß die Sternenwelt auf eine Urewigkeit zurück und eine Fortewigkeit in die Zukunft deute, daß folglich nie ein jüngster Tag sein werde.«

Grassi's Augen leuchteten. »So weit war es schon am Hofe Sr. Heiligkeit,« rief er, »daß die Ketzerei neben dem Kirchenthron die Stimme erheben durfte?«

»Unserem Orden gebührt das Verdienst,« sagte der General, indem er bescheiden zu Boden blickte, was seltsam seiner jetzt lauterer Stimme widersprach, »Se. Heiligkeit endlich auf die furchtbare Gefahr des Liberalismus aufmerksam gemacht zu haben, und Donna Anna hat sich einer schwierigen, aber segensvollen Aufgabe unterzogen, als sie es übernahm, dem Haupt der christlichen Welt die Augen zuerst zu öffnen. Sie trug eine große Schuld

an dem Leichtsinn, womit Urban sich den Vergnügungen dieser Welt überließ und mit Poeten und Philosophen und Gelehrten die Zeit vertändelte, die ihm seine Kriegspläne und politischen Händel übrig ließen; aber jetzt hat die Gnade Gottes Donna Anna unter unserem Beistande erleuchtet, und Urban hat eingesehen, daß sein Günstling, der schöngeistige Orsini, das arglose Herz der für alles Schöne empfänglichen Donna Anna mit diesen weltlichen Zerstreungen verderben würde. Er erhält keine Einladungen mehr zu den Abendzirkeln, wo der heilige Vater seine horazischen Gedichte über das neue Testament vorliest und sich von der schönen Nichte und einigen frommen Frauen lebende Bilder daraus aufführen läßt, um sich von dem Aerger und Verdruß seiner politischen Händel zu erholen.«

»Möge er lange der unschuldigen Freuden genießen,« versetzte hämisch der Mathematiker, »und sich dabei auf das Haus seines Neffen beschränken, damit nicht das Auge der Mißgunst auf seine harmlosen Vergnügungen schaue und die Verleumdung nicht seine verwandtschaftliche Liebe zu der schönen Anna zu verkennen wage.«

»Das Herz der Donna Anna liegt offen vor mir wie ein Spiegel,« sprach Vittelechi, »und aus den Augen der üppigen Römerin leuchtet dem heiligen Vater eine Seele entgegen, die unserem Orden ergeben ist. Diese heilige Flamme wird seinen Eifer anschüren und, wenn er im Dienste des Glaubens erkaltet, ihn erwärmen, damit er endlich wenigstens Italien von dem Irrglauben reinigt und mit Galilei Ernst macht.«

»Er entgeht uns nicht mehr,« flüsterte Grassi; »er muß sterben.«

»Sterben?« – wiederholte schaudernd Vittelechi. Aber gleich darauf gewann er wieder jene unbeugsame Ruhe und jenen sanften Ernst, jene heilige Strenge, jene anscheinende Unparteilichkeit, welche mit einer gewissen Milde, einem Bedauern, daß er auf Befehl Gottes nicht noch barmherziger und gütiger sein dürfe, übergossen war, und ihm, den für seine Stellung und die Thätigkeit des Ordens Jesu unter seiner Regierung seltsamen und beinahe komischen Beinamen, »der Engel des Friedens«, verschafft hatte. »Nein, nicht sterben,« sagte er sanft; »er soll, zur größeren Ehre Gottes, widerrufen, seinen Wahn abschwören auf immerdar. Sein Ansehen ist schon zu groß, sein Tod würde ihm nur neue Jünger zuführen. Wenn ein großer Mann für seine Meinung blutet, und das Leben, an welchem die gemeine Menge so ängstlich klebt, dafür opfert, so erscheint solche That als etwas Wunderbares, und die Ueberzeugung des Märtyrers gewinnt fast die Glaubhaftigkeit eines göttlichen Ausspruches.«

»Sterben doch viele Narren um eine Thorheit, um einen leeren Begriff, und ihre Meinung kommt doch nie zur Geltung!« erwiderte Grassi.

»Diese Narren beziehen doch immer die Thorheit oder ihre Irrthümer auf ihren Egoismus und sterben unbeachtet oder verlacht,« warf Vittelechi ein; »aber wo ist bei Galilei die Selbstsucht? Wenn er der Inquisition verfällt

und am Scheiterhaufen stirbt, so wird die Sage mit ihrem Schleier ihn vor allen Angriffen schützen, und als ein Prophet Gottes würde er die Unfehlbarkeit der Bibel vernichtete und als ein Menschenwerk erkennen lassen. Nichts mehr von seinem Tode!« schnitt der »Engel des Friedens« Grassi's Vorstellungen ab. »Hüten wir uns, den Feinden neue Märtyrer auferstehen zu lassen. Bruno's Hinrichtung war ein großer Mißgriff, die Verbrennung des Huß war Wahnsinn. Die mißleitete Menge mag man durch Hinrichtungen aus ihrer Mitte heilsam abschrecken – aber die sie führenden Geister muß man biegen, nicht zerbrechen. Es ist ein unnennbares Glück für unsere Religion, daß Luther seine Lehre nicht durch den Henkerstod besiegelte. Wenn er heute sich dem Tribunal der Inquisition stellen könnte, ich spräche nicht für seinen Tod. Er hätte die Rolle eines zweiten Christus spielen können, wenn es ihm eingefallen wäre, sich die blutige Märtyrerkrone um die Stirn zu flechten. Glücklicherweise hatte der deutsche Bauernsohn keine Ahnung von der eigentlichen Tragweite seiner Lehre, wenn sie consequent ausgebildet wird, sonst hätte er es nicht vermocht, ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, an welchen es ihm die Nachwelt beweisen kann, daß er nur ein gewöhnlicher Mensch war. Er wird nie das Eigenthum der Sage werden – die Welt wird ihm nie glauben, denn die Welt glaubt nur der Mythe, nie dem, was wirklich ist – ein Glaube an das Wirkliche, ist Wissen, und in die Religion das Wissen einführen wollen, heißt sie nur aufheben, ohne dem metaphysischen Bedürfniß nach der Deutung

des Uebersinnlichen, nie Erklärbaren, etwas zum Ersatz zu geben.«

»So könnte ja Glauben und Wissen von einander unabhängig bestehen?« wagte Grassi den gefürchteten Oberen, den ›Engel des Friedens‹ zu fragen.

»Das können sie nicht, so wenig wie Tag und Nacht,« antwortete eifrig der General. »Nie, nie wird das Menschengeschlecht fähig sein, nur im Lichte des Wissens, nur im Tage des Verstandes zu leben – der größte Geist bedarf des Schlafes, des Traumes, und wie man Kinder nach der Geburt in Zimmer bringt, deren Fenster verhüllt sind, damit das helle Licht des Tages das junge Auge nicht blendet, so müssen wir in heilsamer Dämmerung das ganze Geschlecht, das ewig kindisch bleibt, erhalten und auferziehen. An unserer Hand nur darf es hinaustreten in die Welt, in die Schöpfung; unser Finger deutet die Richtung, die zu verfolgenden Wege an, unser Glaube giebt für Alles die passende Erklärung, Ruhe und Frieden dem Herzen, das ohne Religion, fortgerissen von dem neugierigen, unersättlichen und nie befriedigten Verstande, dessen Streben grenzenlos ist, namenlos elend wäre. Das ist es, was uns die Verfechter der Verstandesfreiheit zugestehen, was sie laut vor aller Welt durch den Widerruf selbst bekannter Wahrheiten reuig bekennen müssen, denn Gott sagt: ›Ich bin die Wahrheit und das Leben, und außer mir ist Keiner.‹ So muß auch Galilei der Bibel sich unterwerfen, er muß abschwören, was er seine Ueberzeugung nennt, und sich dem Glauben wieder unterordnen. Dann ist er verächtlich, und seine Wissenschaft mit

ihm. Nicht ein Märtyrer für seine Lehre, ein Verleugner derselben muß er werden – dann ist seine Herrlichkeit zu Ende – er ist ungefährlich – der Stachel ist ihm genommen, und er wird vergeblich versuchen, sein Gift der Welt einzupflanzen. Er wird verschollen sein in ewigem Kerker – und Grassi wird wieder der erste Mathematiker Italiens sein.«

Freudig leuchteten Grassi's große Augen auf, seine Gestalt reckte sich empor, und obwohl er den leisen Vorwurf seines Vorgesetzten aus dieser Bemerkung herausfühlte, ward es ihm schwer, sein Entzücken über den Gedanken zu verbergen, daß er endlich den berühmten Nebenbuhler stürzen und verderben sehen würde. Ein noch junger Mann, im Gewande der zweiten Stufe des Ordens der Approbaten oder Scholastiker, trat leise ein und machte einige Zeichen mit den Fingern.

»Vincenzo ist da,« sprach der General zu Grassi, der die Zeichensprache des Stummen nicht verstand. »Geht, zu dieser Thür hinaus, Ihr sollt ihm nicht begegnen.« Er führte Grassi zu einem mit Portièren verhüllten Ausgang im Hintergrunde des Gemaches. Als er sich überzeugt hatte, daß er mit seinem stummen Sekretär allein war, winkte er ihn näher zu sich und stellte ihm einige Fragen, die der Stumme mit lebhaften Geberden und rasch auf einander folgenden Fingerstellungen beantwortete.

»Wo war der Mann, der mich eben verließ, gestern noch nach der Abendhora?« fragte der General.

Der Stumme machte seine Combination mit den Fingern.

»Wie? Die Tochter Galilei's ist hier und seine Nichte, und sie sind in der Villa des jungen, gelehrten Edelmannes Toricelli abgestiegen? Bei seiner Tante, sagst Du, der Wittwe des Malers Bronzino? Was wollte er dort? Er hat sie nicht zu Hause angetroffen? – Sie waren bei Cardinal Orsini. Das ist vergebliche Mühe gewesen.«

Der General überlegte; er kannte Grassi, er wußte, daß der bleiche Mathematiker mit Menschen so geschickt, wie mit Zahlen zu rechnen verstand. Es war Ordensregel, daß der General über alle Glieder der Gesellschaft Jesu genaue Tagebücher führte, in welchen alle Reden und Handlungen, ihre ganze Lebensgeschichte bis ins genaueste Detail verzeichnet wurde, so daß der Charakter aller seiner Untergebenen, in seine kleinsten Triebfedern anschaulich zerlegt, offen vor dem Auge des Generals dalag. Vitteledi wußte daher wohl, daß Grassi's wilde, sinnliche Natur, trotz seinem Gelehrtenehrgeiz und seiner angestregten literarischen Thätigkeit, sich zuweilen in gewaltsamen Ausbrüchen Luft machte, daß er unter seinem stillen Aeußern ein liebeglühendes Herz verbarg, daß er, wenn er einmal eine sinnliche Neigung gefaßt hatte, den Gegenstand derselben mit Ausdauer, Hartnäckigkeit und List verfolgte, mit unermüdlicher Verschlagenheit und Gewandtheit, so daß schon manches Opfer seinen Lüsten gefallen war. Vitteledi war ein uneigennütziger und frommer Mann, und es war ihm widerlich, daß der kluge Mathematiker, den er nicht entbehren konnte, auf Schleichwegen ging, die noch einen anderen als den Ordenszweck verfolgten. Unter der Regierung des

›Engels des Friedens‹ war die Disciplin des Ordens Jesu etwas gelockert worden; obwohl Vittelechi selbst einen tadellosen Wandel führte, besaß sein Beispiel allein doch nicht die Kraft, seine Untergebenen zu lenken; und den Provinzialen in Frankreich, Deutschland und Spanien gegenüber, welche den Jesuiten dieser Länder, die unter ihrem Befehle standen, viele Ausschweifungen nachsahen, mangelte es ihm an der rücksichtslosen Energie, um den Orden in seiner früheren moralischen Reinheit zu erhalten. Die Nachgiebigkeit der an den europäischen Höer als Beichtväter, Prediger und Professoren verwendeten Sendlinge des Ordens gegen viele Laster, die Sophistik einer Moral, welche so biegsam war, daß sie zu allen politischen Zwecken und zu allen Privatabsichten gebraucht und mißbraucht werden konnte, hatte wohl die Erfolge des Ordens erhöht, aber auch das moralische Ansehen desselben geschmälert. Immer lauter wurden die Klagen der Laien und des eifersüchtigen Klerus, welcher, die Dominikaner an der Spitze, die Jesuiten um ihre Weltherrschaft beneidete, und als sie es wagten, sogar den Königsmord als eine unter Umständen erlaubte Handlung zu vertheidigen, sah sich der ›Engel des Friedens‹ gezwungen, jede Veröffentlichung von Schriften über derlei Thematata zu verbieten und den Ordensgliedern eine größere Vorsicht anzuempfehlen. Vielfache sittliche Verirrungen von Jesuiten, Schändungen von Beichtkindern, Erbschaftsschleichereien waren ans Tageslicht gekommen und man sagte dem Orden offen nach, daß er bei der Ermordung Heinrichs IV. die Hand im Spiele gehabt und

Vittelechi raffte sich endlich auf, der Welt eine bessere Meinung von der Gesellschaft beizubringen. Strenger als vorher wurden die Tagebücher geführt, ein wohlorganisirtes Spionirsystem, das die Schuldigen dem General bekannt machte, errichtet. Der General, welcher den schlaun Grassi als eines der begabtesten Werkzeuge zur größeren Ehre Gottes nicht missen konnte, beargwöhnte mit Grund die Uneigennützigkeit seiner Rathschläge und Handlungen und er verwendete seinen stummen Sekretär, um den listigen Mathematiker zu überwachen.

»Ihr werdet mir morgen melden,« sagte er zu dem jungen Manne, »was Grassi's Besuche bei der Familie Galilei's zu bedeuten haben. Ich gehe jetzt zu Taddeo Barberini, dem allmächtigen Neffen des Papstes; Ihr habt den Abend frei. Seid wachsam und merkt auf Alles; ich muß wissen, was Grassi im Schilde führt.«

Der Sekretär verbeugte sich demüthig, und Vittelechi verließ mit kaum hörbaren Schritten das Gemach, um den im Vorsaal wartenden Vincenzo, den Sohn Galilei's, abzuholen und denselben dem heiligen Vater vorzustellen.

Als sich der Sekretär überzeugt hatte, daß er allein war, verschwand der Ausdruck der Demuth aus seinem Gesichte; eine tiefe Röthe übergießte seine vorher bleichen Züge, seine Gestalt bebte, als er eilig die Thüren verriegelte. Aber er faßte sich wieder, setzte sich an den Schreibtisch des Generals und warf mit flüchtiger, verstellter Handschrift einige Zeilen auf ein Blättchen, überlas es nochmals, versiegelte es und steckte es sorgsam

zu sich. Dann ordnete er Alles am Schreibtisch, um jede Spur, daß er hier geschrieben habe, zu verwischen. Es war fast völlig Nacht geworden. Leise öffnete er die Thür wieder. Kein Diener war im Vorsaal, sein Bleiben war nicht bemerkt worden. Er zog einen Dolch aus der Tasche, prüfte seine Spitze und verließ auf den Zehen schleichend das Gemach durch jene verhängte Thür, welche der General dem Mathematiker als Ausgang angewiesen hatte.



Ueber Rom lag der Zauber einer südlichen Mondnacht ausgebreitet; in den bleichen Strahlen des milden Lichtes, das alle Farben abschwächend, die bloßen Gegensätze von hell und dunkel in wunderbaren Schattirungen um so reiner hervortreten ließ, erglänzten die herrlichen Bauwerke des Alterthums und die auf den Ruinen einer untergegangenen Welt entstandenen Kirchen und Paläste des die jetzige Zeit beherrschenden Papstthums. Die Natur ruhte in heiligem Schweigen, die glitzernden Sterne gossen ununterbrochen den Strom ihres Lichtes herab auf die schlummernde Erde und hie und da unterbrach der blitzschnelle Flug einer Sternschnuppe die Regungslosigkeit des Himmels und belehrte das schauende Auge des Menschen, daß auch dort oben keine Ruhe sei, daß auch dort die Weltenkörper ein allgemeines Leben verband, ein Streben und Drängen, Sehnen und Hoffen. Wie phantastische Gebilde einer wunderbaren,

herrlichen Schöpfung, stiller und starrer als das im Lichte von Millionen Sternen zuckende Firmament, lagen die Meisterwerke der Architektur der grauen Vorzeit und der Gegenwart im Mondscheine da, gespensterhaft, fremdartig, und ihre edle Form wirkte auf das Gemüth eines empfänglichen Menschen, befreit von dem Eindrücke des Materiellen, dem Gefühl der Last und des Gewichts des Stoffes, welches bei Tage dem Anblicke der schönsten Bauwerke anklebt, und nur bei Nacht im Mondschimmer, wo die Form zuerst ins Auge tritt und die Farben aller Stoffe sich ähnlich werden, genießt man den ganzen erhabenen Eindruck der Plastik und Architektur, jener Künste, welche ja zunächst auf dem edlen Verhältniß der Theile der äußeren Gestaltung, nicht auf der Kostbarkeit des Materials, beruhen; da ist es gleichgültig, ob ein Obelisk aus Holz oder Metall, ob eine Statue aus Gyps oder Marmor besteht, ein Unterschied, der bei Tage so mächtig den ästhetischen Eindruck beherrscht; die reine, vom Stoff befreite Form spricht zu uns, das Ideal aller Gestaltenbildung – und darin ist die Allmacht zu suchen, womit uns ganz bekannte Gegenstände im Mondlicht verklärt erscheinen.

Von einer der kleinen Brücken, welche über einen Arm des Tiberflusses auf eine der vielen Inseln desselben führten, liefen seitwärts einige Stufen hinab an das Ufer dieser Insel, wo in einer Ausbuchtung eine kleine Schiffhütte angebracht war, neben welcher in den Arm des Flusses hinaus durch große Quadern eine Art Terrasse gebaut war, von welcher aus man wieder auf einer breiten Treppe bis zum Wasserspiegel gelangte, um dort etwa in einen Kahn zu steigen, oder in einem zur Seite angebrachten Badehäuschen in den Wellen Kühlung zu suchen, oder um dort zu waschen, je nachdem die Bewohner der kleinen Villa, welche in Mitte der Insel lag, häuslichen Verrichtungen oder dem Vergnügen oblagen. Die Villa gehörte der Gattin des verstorbenen Malers Bronzino, welcher im Verein mit den beiden Cigoli sich einen Namen gemacht hatte, indem er einer der Ersten war, der die von Galilei aufgestellten Sätze über die Perspektive praktisch in die Malerkunst übertrug. Seit zwanzig Jahren lebte Frau Olympia als Wittwe zurückgezogen von dem anständigen Vermögen, das ihr der Gatte hinterlassen, und da sie keine Kinder besaß, übernahm sie die Erziehung des Sohnes eines Edelmannes Toricelli, der mit einer Schwester ihres Gatten vermählt, mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet war. Der junge, jetzt fünfundzwanzigjährige Evangelista Toricelli hatte ihre Erwartungen reichlich belohnt. Zuerst studirte er unter Castelli in Rom, sodann unter Galilei in Pisa. Er war ein begeisterter Anhänger des großen Galilei, der sein ungewöhnliches Talent erkannt und ihn in die Physik

eingeweiht hatte. Im Hause Galilei's fand er die freundlichste Aufnahme; er liebte seinen Lehrer wie einen Vater und verehrte ihn wie einen Heiligen. Mit Besorgniß sah er die über die Naturwissenschaften hereinbrechende Katastrophe nahen. Schwächlich von Körper, aristokratisch in seinen Anschauungen, billigte er den Kampf mit den herrschenden Gewalten nicht, in welchen Galilei sich immer mehr verwickelt hatte. Den Feuereifer, die jugendliche Ungeduld des Greises, der die erkannte Wahrheit laut verkündete und ihre Widersacher mit allen Waffen des Spottes und vernichtender Dialektik bekämpfte, suchte Toricelli, dem alle öffentlichen Händel lästig waren, zu dämpfen, indem er Galilei auf die sichere Anerkennung der Nachwelt verwies. Er konnte aber den Zusammenstoß der Gegensätze nicht aufhalten, Galilei mußte vor dem Inquisitions-Tribunal erscheinen, und Toricelli begleitete dessen erschreckte Familie, seine Tochter Fides, seine Nichte Julia und den Knaben Viviani, den Galilei an Kindesstatt angenommen, nach Rom, wo sie bei Frau Olympia, die den Lehrer ihres Pflegesohnes hoch verehrte, in der Villa Zuflucht fanden, um den Ausgang des Prozesses abzuwarten und zu Gunsten des gefangenen Märtyrers der Wissenschaft wirken zu können.

In dem abgelegenen Stadttheil, wo die Villa lag, herrschte die tiefste Stille, als der Sekretär mit der Geräuschlosigkeit, welche den Stummen eigen ist, über die Brücke schritt und die Stufen zu der Schiffhütte hinabstieg. Dort setzte er sich in den Schatten der Hütte auf

einen Stein nieder und sah, die Brücke nicht aus den Augen verlierend, zuweilen durch den Garten nach der Villa hin, deren beleuchtete Fenster durch die dunklen Bäume glänzten. Die Villa und ihre Umgebung waren ihm nicht fremd. Als Knabe hatte er hier gelebt – nur kurze Zeit; – ein Jahr nach seinem Eintritt bei Meister Bronzino war dieser ja gestorben und mit anderen Zöglingen hatte er dessen freundliche Werkstatt verlassen. Damals noch ein Kind, hatte er nur die Anfangsgründe des Zeichnens erlernt, und als ein ruhiger, wohlgesitteter Knabe durfte er dem Meister Gesellschaft leisten, wenn dieser arbeitete, ihm Farben reiben und Pinsel anwaschen oder Frau Olympia zu mancherlei Dienstverrichtungen im Hause behülflich sein. Er gedachte mit Wehmuth der harmlosen, längst vergangenen Zeit. Was hatte er nicht Alles erlebt! – jetzt kaum dreißig Jahre alt, saß er hier, ein Mitglied des Ordens Jesu, wie ein Dieb im Dunkel verborgen, um auf Befehl des Generals, dem er mit Leib und Seele sklavischen Gehorsam schuldete, als Spion ein hervorragendes Mitglied des Ordens zu belauschen. Er gedachte der Tage der Jugend und wie er nach Bronzino's Tode von seinem Onkel, einem Augustinermönche, nach Frankreich mitgenommen und dort in einem Kloster erzogen worden – in tiefer Verborgenheit – wie ihm der Onkel dort das Schicksal seiner einzigen Schwester entdeckt, und wie er von diesem Tage an stumm geworden, – wie er dann zum Jüngling herangewachsen nach Rom zurückgekehrt und in den Jesuitenorden als Novize eingetreten war und endlich, nachdem er drei Jahre lang

in Einsamkeit gelebt und alle harten Prüfungen der Verlässigkeit, des unbedingten Gehorsams, der Charakterfestigkeit ausgehalten, unglaubliche Entbehnungen erduldet und die oft zweideutigen Proben geschickt bestanden hatte, den zweiten Ordensgrad erreichte. Von Neuem begannen die Prüfungen. Die Aerzte der Jesuiten hatten nichts unversucht gelassen, dem stummen Laurentius die Zunge zu lösen, da ein Stummer, der so gut hörte wie er, eine an sich seltene Erscheinung war. Ein Mitnovize hatte einmal angezeigt, er habe Nachts den Stummen im Traume reden hören. Diese Meldung setzte das ganze Colleg in Bewegung. Viele faßten Mißtrauen gegen den stummen Laurentius; er verstelle sich, hieß es; er sei in den Orden, um seine Geheimnisse den feindlichen Dominikanern und Augustinern zu verrathen, eingeschlichen. Andere bewunderten die Gnade Gottes, welche die starre Zunge des Unglücklichen im Traume entfessele; und wieder Einige behaupteten, so gut wie man im Traume nachtwandle und mit geschlossenen Augen sicher am Rande eines Abgrunds hinschreite, eben so gut könne man sprechen, wenn man gleich stumm geboren sei. Der Provinzial der Novizen ließ durch Wärter, die sich ablösten, den armen Laurentius acht Nächte lang bewachen – die Gnade Gottes wiederholte sich nicht; der Stumme ließ Alles über sich ergehen, er war die Sanftmuth, die grenzenloseste Demuth selbst – er begehrte die strengsten Kasteiungen – ja, er zuckte nicht, als man ihn folterte, um durch Ausrufe des Schmerzes zu errathen, ob es möglich sei, daß sein Schweigen auf Verstellung

beruhe. Endlich ging er siegreich aus der schweren Zeit der Beobachtung, des Mißtrauens und den furchtbaren Proben hervor, die der Orden allen seinen Gliedern vor der Einreihung im Probationshause auferlegt und welche für ihn so furchtbar geschärft und verlängert worden waren. Der Argwohn mußte schweigen und der stumme Laurentius stieg vom Noviziat zu der gefürchteten Stelle des Sekretärs des Generals empor, der unumschränkter als der Papst über die Weltgeistlichen, über die zahlreichen Glieder des Ordens Jesu herrschte. Jetzt war er, der noch zuvor Getretene, der Gefeierte, um dessen Gunst die höchstgestellten Männer in Staat und Kirche sich bewarben. – Die Heiligkeit seines Lebenswandels und die namenlose Ruhe und Demuth, die stete Sanftmuth des Sekretärs, die, wie es schien, durch nichts erschüttert werden konnte, erhöhte das Ansehen des Generals selbst, und wer je persönlich den ›Engel des Friedens‹ und seinen Sekretär, ›den stummen Engel der Demuth‹, kennen lernte, der nahm ein dem Jesuitenorden günstiges Vorurtheil mit nach Hause, und war überzeugt, daß alles Ueble, das man den Jesuiten nachsagte, Verleumdung sei; wie hätte außerdem ein ›Engel des Friedens‹ den Orden regieren können? Wie hätte sonst der sanfte, demüthige Laurentius, der ja bei lebendigem Leibe schon in einer besseren Welt zu leben schien, ihm dienen können?

Nahende Schritte aus dem nächtig dunklen Garten unterbrachen Laurentius in seinen Erinnerungen, er schmiegte sich fester an die Wand der Hütte und sah im hellen Mondlicht Frau Olympia, von einem Manne und

einem Mädchen begleitet, aus der Villa treten und langsam auf die Brücke zuschreiten. – Wie war Frau Olympia verändert! Ihr gutmüthiges Antlitz war alt geworden, ihre Locken silberweiß, ihre Haltung gebückt; aber er erkannte sie gleich an der Stimme, deren Ton derselbe geblieben war, als sie zu dem jungen, schönen Mädchen, das hochgewachsen und üppig in stolzer Haltung neben ihr herging und das edle, regelmäßige, römische Profil dem spähenden Laurentius zeigte, sagte:

»Verlaßt Euch auf Evangelista! der Neffe Sr. Heiligkeit, Don Taddeo Barberini, General der Kirche, Kastellan von St. Angelo, Präfect von Urbino, ist ihm ja gewogen und seine Gemahlin Donna Anna, aus dem Hause der Colonna, ebenfalls.«

»Beruhigt Euch, theure Fides,« tröstete jetzt der hohe, etwas nach vorn gebeugte, in adeliger Hoftracht recht vornehm aussehende Evangelista Toricelli die stolze Tochter Galilei's; »ich bin ja auf heute bei Don Taddeo vorgeladen, um ihm meine Barometer, die neueste Idee, einen luftleeren Raum darzustellen, zu zeigen und zweifle nicht, daß ich wohl Anlaß finde, ein bittendes Wort für den Vater zu sprechen.«

»Nehmt Euch in Acht,« entgegnete Fides mit scharfem Klang der Stimme, der man die Energie ihres Wesens anhörte, »daß Ihr nicht auch vor der Inquisition Rechenschaft geben müßt, – seht Euch erst in der Bibel um, ob sie die Idee eines leeren Raumes gestattet.«

»Ihr wißt wohl, theure Fides, ich lasse mich in keinen Streit ein,« versetzte Toricelli; »wenn sie an meinen leeren Raum und die Schwere der Luft nicht glauben wollen, ich werde Niemanden dazu zwingen, ich bin nicht zum Märtyrer geboren.« – Ein halbunterdrücktes Hüsteln und zwei rasch wieder verschwindende rothe Flecken auf den Wangen des männlich schönen Gesichtes Toricelli's, bezeugten die in seinem Organismus schleichende Krankheit. Die stolze Fides wandte sich zu ihm, sie sah mit tiefem Mitgefühl diese Zeichen seines Leidens und reichte ihm die Hand.

»Ihr braucht auch kein Märtyrer zu werden, Evangelista,« sagte sie jetzt warm; »Ihr seid es schon durch Euere Studien, Ihr strengt Euch viel zu sehr an.«

»Ja, er läßt sich nichts sagen,« klagte Frau Olympia; »er verdient gar nicht, daß wir uns so um ihn sorgen.«

»Fides, Ihr sorgt Euch um mich?« rief Evangelista, die Hand der herrlichen, junonischen Gestalt mit heißem Kusse bedeckend; »ich will mich bessern, und jetzt, wo mein Herz so voll ist von Seligkeit, daß Ihr mich Eurer Freundschaft werth haltet und voll von Schmerz über Eures Vaters unbestimmtes Schicksal – jetzt will ich gar nicht mehr an einen leeren Raum denken – es giebt gewiß keinen in dieser reichen Welt voll Lust und Weh.«

»So versucht Eueren Einfluß, lieber Freund,« sagte Fides, »obwohl ich nichts Gutes ahne.«

»Jedenfalls bringe ich die Erlaubniß, daß wir morgen den Gefangenen besuchen dürfen; Donna Anna ist gut, sie wird uns helfen.«

»O, wenn Ihr das könntet,« erwiderte Fides hoffnungsfreudig; »vergebens hat Cardinal Orsini darum gebeten!«

Noch ein Händedruck, ein gegenseitiger tiefer Blick in die Augen, dann küßte Toricelli Frau Olympia's weißen Scheitel und eilte die Stufen hinauf über die Brücke. Die beiden Frauen gingen aber an dem im tiefsten Schatten kauern den Laurentius vorüber an die andere Seite der Schiffhütte, wo sie sich ebenfalls niedersetzten. Sie schienen in Gedanken versunken. Fides sah in den gestirnten Nachthimmel hinaus, in die Richtung des Dominikanerklosters, wo der geliebte Vater hinter Schloß und Riegel gefangen saß und vielleicht die gewohnten Bedürfnisse des Daseins entbehrte. Frau Olympia beobachtete die Strahlen des jetzt hochstehenden Mondes, die in langen Streifen auf den kleinen Wellen des Tiberarmes spielten, und gedachte der entschwundenen, glücklichen Zeit ihres Ehestandes – ihrer Jugend – so daß sie vergaß, daß jetzt nicht damals sei, wie es zuweilen geschieht, daß wir, der Phantasie überlassen, den Begriff der Zeit, von dem ja alles Elend stammt, ganz vergessen und uns beim Erwachen erst besinnen müssen, wer und wo wir sind. So waren, beschwichtigt von der Ruhe der Nacht, die Geister des alten und jungen Weibes in stille Träumerei verloren; sie sprachen kein Wort.

In der Villa ertönten jetzt, erst leise, dann mächtiger, die Akkorde einer Laute, erst ohne Zusammenhang, wie kurze Ausrufe eines Kummers, für welche man die ihn ausdrückenden Worte nicht finden kann, dann gewannen die Töne Beziehung zu einander; es schwang sich

aus den Tiefen des begleitenden Basses die Melodie empor und stürmte kühn und leidenschaftlich selbständig dahin, um in einer sanfteren Wendung in weichen Akkorden der Sehnsucht zum Grundton zurückzukehren. Die in der milden Luft verklingende Musik paßte zu der Stimmung der am Ufer Sitzenden; sie hörten die wehmüthigen Töne, ohne zu fragen warum und woher sie erschollen, und erst als eine wunderbare, nicht große, aber reine und innig zum Herzen sprechende Stimme die Laute begleitete, flüsterte Fides: »O, arme Julia!«

Mit Theilnahme lauschte Olympia, welche jetzt Fides umschlang, den Worten des Liedes, und der stumme Jesuit verlor kein Wort des Gesanges:

»Was ich auch im Leben noch erjage,
fehlt mir doch die Ruh'
und in all' mein Glück ertönt die Klage:
ach! wo bist denn Du?
Ewig, ewig werd ich dich vermissen,
und ein höhrend Loos wirft mir jetzt, nachdem
mein Herz zerrissen,
Blumen in den Schoos!
Einsam Herz, verbirg die Todeswunde,
bis der Tod dich freit;
dem Geliebten gebe nimmer Kunde, wie so tief
dein Leid!«

Das Lied war zu Ende. Fides erhob sich und zog sanft Olympia mit sich in die Villa, denn auf der Brücke stand im Nebel, der jetzt schon vom Flusse aufgestiegen war,

die schwarze Gestalt eines Mannes, der dem Gesange zuhörte. Als derselbe verklungen war, stieg er die Stufen hinab und ging auf demselben Weg, den Olympia und Fides betreten, auf die Villa zu. Laut erscholl die Glocke, Einlaß begehrend. Ein Knabe von ungefähr zehn Jahren öffnete und führte Grassi, denn er war der Einlaß Fordernde, ins Haus. Laurentius trat aus seinem Versteck und schlich sich um den Eingang der Villa auf die hintere Seite, wo ein Rebengeländer die Mauer bedeckte; hier zog er den Jesuitentalar aus, band eine Maske um sein Gesicht, steckte den Dolch fester in die im Gürtel befindliche Scheide und das ausgezogene, lange Priesterkleid um den Hals geschlungen, kletterte er mit der Gewandtheit einer Katze an dem Spaliergerüste hinauf zu einem offenen runden Fenster und schwang sich hinein. Die Villa bestand aus zwei Stockwerken, nämlich einem Hochparterre und dem ersten Stock, über welchem sich in der Mitte noch eine Art Pavillon erhob, welcher dem verstorbenen Maler Bronzino als Atelier gedient hatte. Von diesem führte eine Treppe hinab in das große Empfangszimmer, wo der Künstler die Besuchenden annahm und seine Gönner und die Liebhaber seiner Kunst auf der kleinen Wendeltreppe, welche eine Tapetenthür oben und unten verschloß, direct in seine Werkstätte führen konnte. Auf der entgegengesetzten Wand des Ateliers verdeckte ein großes Bild, die Kreuzigung Christi darstellend, eine andere Thür, welche eine zweite Treppe verschloß,

die in die Wohnung des Malers und seiner Gattin ausmündete, so daß er vor unliebsamen Besuchen sich jederzeit aus dem Atelier in seine Wohnung flüchten konnte. Das Gemach, wo der redliche und begabte Meister lange Jahre der Kunst obgelegen, wurde nach seinem Tode noch heilig gehalten. Frau Olympia veränderte nichts in der Anordnung und Einrichtung der Zimmer, betrat aber auch nur selten das Atelier, kaum ein paar Mal des Jahres, wenn der überhandgenommene Staub eine Reinigung durchaus nothwendig machte. Sie war abergläubisch, wie damals alle Welt, und fürchtete sich ein Wenig in dem einsamen Atelier, wo die an den Wänden hängenden Bilder und Studien, die Judith mit dem Haupte des Holofernes oder die Medusa sie so geisterhaft anblickten. Seit den paar Tagen, wo Fides, die edle Tochter Galilei's, und die liebliche Julia Amanati, eine Verwandte Galilei's, mit dem muntern kleinen Knaben Vincenzo Viviani bei ihr wohnten, war sie etwas zuversichtlicher geworden. Sie führte die Gäste vom Besuchzimmer auf der Wendeltreppe in das Atelier hinauf und zeigte ihnen alle Bilder und Kunstgegenstände, die ihr der Gatte zurückgelassen. Auch die geheime Thür zu der Treppe in die Wohnung hinab wurde geöffnet, die Vorhänge aufgezo-gen, so daß Licht und Luft hereindrang; die Thür, welche den kleinen Balkon auf der Hauptfronte des Gebäudes nach dem Tiberarm zu abschloß, wurde zurückgeschoben, man trat hinaus; aber die Aussicht war dieselbe, wie auf dem größeren Balkon des ersten Stockes, da

man über die den Garten abschließenden hohen Kastanienbäume nicht hinwegsehen konnte. Gegenüber dem Balkon war die Mauer des Ateliers durchbrochen und der schmale Ausgang mit grünem Tuche verhängt. Dieser Durchgang führte zu einem kleinen Vorplatz, zu einer Art Rüstkammer, wo Bronzino seine Modelle und Farben aufbewahrt hatte. Dieser Vorplatz empfing von einer runden Oeffnung in der rückwärtigen Mauer des Gebäudes das Licht.

Da die Villa auf einem kleinen Hügel erbaut war, so erschien sie, von rückwärts gesehen, nur einstöckig, und, wie schon gesagt, war die ganze Rückwand mit Reben und Schlingpflanzen dicht bewachsen. Die runde Oeffnung des Vorplatzes war mit einem Rahmen, den man in dieselbe einstellen konnte, verschließbar. Damals war Glas noch ein Luxusartikel und bei dem milden Klima war es unnöthig, sich ängstlich gegen die Luft zu schützen, so daß schon zu Bronzino's Lebzeiten der Holzrahmen, in Stücke zerfallen, außer Gebrauch gekommen war. Dies Alles zeigte Olympia den beiden Mädchen und dem Knaben, der sich entzückt in die alten, bunten Gewänder aus der Rüstkammer kleidete und den zerbrochenen griechischen Helm auf dem Kopfe und das verrostete Schwert mühsam schleppend, Treppen auf- und abstieg und zur Erheiterung der Frauen damit in den Stall des Souterrains ging und sich stolz auf den geduldigen Esel setzte, den Frau Olympia der Bequemlichkeit halber zu Ausflügen in die Umgegend benutzte. Julia hatte das einsame Atelier besonders lieb gewonnen und wenn des

Abends Evangelista die Pflegemutter und Fides besuchte und sie den Knaben zu Bett gebracht hatte, stieg sie gern hinauf in die verlassene Werkstatt Bronzino's und setzte sich mit ihrer Laute hinaus auf den kleinen Balkon.

Heute hatte der schöne Vollmond sie schon früher hinaufgelockt und, ihren Träumereien hingegeben, hatte sie das Lied gesungen, das von Olympia und Fides und von Laurentius aus seinem Versteck belauscht worden war. Julia war ein seltsames Mädchen. In ihrem noch kindlichen Gesicht lag eine Anmuth, eine Lieblichkeit ohne Gleichen. Man konnte sie nicht, wie Fides, eine vollendete Schönheit nennen. Ihr Bau war zart und ohne die runden Formen der üppigen Fides dennoch entwickelt, wie eine halbentfaltete Blume, deren Gestalt die künftige Fülle der Schönheit ahnen läßt. Ihre Nase war nicht von römischem Schnitt und näherte sich mehr der nordischen Form, welche dem Gesicht einen sinnenden, denkenden Ausdruck verleiht; ihr Mund war ein Wenig zu groß, aber die schwellenden Lippen krümmten sich in schöner Wellenlinie, und wenn sie sprach oder lächelte, zeigten sich hinter den geöffneten Blättern des Rosennundes die tadellosen, perlenreinen Zähne. Der Ausdruck ihrer Züge war hinreißend; die Kindlichkeit ihres Wesens stand in reizendem Contraste zu dem sich leidenschaftlich hebenden Busen, zu den raschen Bewegungen ihrer elastischen Gestalt, zu dem wechselnden Spiel der Mienen, des geistreichen, lieblichen Angesichts. Und erst die Augen . . . wie konnten sie in tiefer Sehnsucht der Liebe plötzlich aufleuchten, wie konnten sie träumerisch

verschwommen sich in sich selbst versenken, bald sich weit und staunend öffnen, daß dem Beschauer war, als thue sich jetzt hinter dem Wolkenschleier der Himmel in seiner ganzen Herrlichkeit auf, bald ruhig blicken wie ein unlösbares Räthsel, und dann wieder jenen scheuen, bittenden frommen Schimmer zeigen, jenes rührende Etwas, das uns beim Blick des Rehes, der Gazelle so ergreift und so wehmüthig zu uns spricht. Wonne und süßer Schreck, Unschuld und unbewußte Gluth lag in diesen Augen, welche die hochgebogenen, blonden, kräftigen Brauen noch größer erscheinen ließen. Reiches, goldenes Haar umrahmte das jugendliche Gesicht dieses bezaubernden Wesens.

So saß Julia in tiefer Schwermuth auf dem Balken; sie hatte vergessen, daß es Zeit war, den Knaben Viviani, der mit leidenschaftlicher Liebe an ihr hing, zu Bette zu bringen, sie dachte an den Jüngling, der der Allmacht ihrer Augen nicht hatte widerstehen können, der ihrem erbebenden Herzen eine neue Welt voll Lust und Weh erschlossen hatte, so daß sie schwindelnd plötzlich an dem Abgrund der Zukunft stand und mit wonneerfülltem Leid erzitterte, als er mit seinem ersten Kusse von ihrer keuschen Seele den Blütenstaub der Unschuld nahm. Sie dachte an Galilei's Sohn Vincenzo. Vincenzo hatte die Gewalt dieser wunderbaren Augen an sich erfahren; er hatte hineingeblickt lange Jahre in das Spiel dieser sprühenden Sterne, welche vom hellsten Braun bis zum tiefsten Blau die Farben verwandeln konnten. Er hatte dieses blühende, liebliche Kind aufwachsen gesehen, das schön wie

eine Hebe und unschuldig wie ein Engel war und mit ihm arglos wie mit einem Bruder verkehrt hatte; als ein wildes, nichts dabei denkendes Kind hatten ihn ihre holden Lippen geküßt, wenn er kam und ging; müde vom Spiel legte sie das Köpfchen auf seine Schulter und betrachtete die Kunstsammlungen des Vaters oder sie musicirte und sang mit ihm, neben ihm sitzend; sie wendete ihm die Noten um, wenn er vor der Harfe saß, ihr blondes Haar berührte seine Stirn, ihr warmer Athem streifte seine Wange, und auch, als Julia zur Jungfrau sich entfaltet hatte, verstand sie ihr eignes Herz noch nicht und ahnte nicht, daß Vincenzo ihr die Qual und Wonne seiner aufgeregten Sinne zu verbergen trachtete, aus Furcht, ihre jungfräuliche, reine Seele zu erschrecken, aus jener Ehrfurcht vor der Unschuld, welche jedes wirklich unschuldige Mädchen selbst dem Lüstlinge abnöthigt.

Von Venedig war Vincenzo oftmals zu längeren Besuchen ins Vaterhaus gekommen und das Verhältniß zu seiner Jugendgespielin blieb ungetrübt. Julia hatte oft den leichtsinnig lebenden Vincenzo mit dem Vater ausgesöhnt. Wohl bemerkte Fides, daß der Bruder die Base Julia liebte; sie beschwor ihn, den Frieden derselben zu schonen. Er, der wie alle leidenschaftlich Liebenden, uneigennützig zu lieben glaubte und den ehrlichen Willen besaß, Julia's Ruhe seine eigene zum Opfer zu bringen, wußte die stolze Schwester zu beruhigen, die ihm vorstellte, daß er, von Schulden gedrückt, nie daran denken könne, die arme Julia, die nichts besaß, zum Weibe zu nehmen.

So beherrschte sich Vincenzo der schönen Base gegenüber, er war fünfundzwanzig, Julia fünfzehn Jahre alt, sie hatten bisher wie Bruder und Schwester verkehrt. Wenn Vincenzo von Venedig nach Pisa kam, jubelte Julia freudig auf, und ausgelassen und lustig begrüßte ihn das wilde Mädchen, und wenn er fort ging, weinte sie beim Abschied; aber sie fand es natürlich, daß er nach den Ferien sein Amt wieder antrete, und war nicht traurig, wie eine Liebende es gewesen wäre. Dennoch als die Nachricht kam, daß er die Tochter jenes portugiesischen Handelsmannes verführt habe, wurde sie ernst. Sie lachte nicht mehr und erheiterte durch ihre lustigen Einfälle den greisen Pflegevater nicht mehr. Fides beobachtete diese Veränderung ihres Wesens mit banger Sorge, aber Julia war nur ruhig, nicht betrübt; ja, sie hatte offenbar durch ihr gesetztes Betragen gewonnen. Sie war fleißig und stand jetzt Fides, die bisher alle Pflichten der Hausfrau allein getragen hatte, in allen Arbeiten bei; sie beschäftigte sich den übrigen Tag mit Studien und Musik und fand eine Hauptzerstreuung in der Sorge für Arme und Kranke, die sie ausfindig machte und, soweit es ihre beschränkten Mittel erlaubten, unterstützte.

Vincenzo verlor, wie wir wissen, sein Amt, er mußte Venedig verlassen und war nach Pisa gekommen, um sich mit dem Vater über seine Zukunft zu verständigen. Ein heftiger Auftritt hatte stattgefunden, Julia hatte zum ersten Mal kein Wort der Entschuldigung für den Gespielen der Jugend. Vater und Sohn hatten sich überworfen; Galilei hatte dem Sohn sein Haus so lange untersagt, bis

er als Gatte des verrathenen Mädchens zurückkehre, und war im Zorne fortgegangen, als die Stunde der Vorlesung an der Universität gekommen war. Fides rieth dem Bruder, sich einstweilen zu entfernen, und suchte, von dem Knaben Viviani begleitet, eine Bekannte auf, um die nöthigen Geldmittel aufzutreiben, damit der Bruder nicht ganz hülflos in die weite Welt ziehen müsse. Vincenzo hatte Julia um eine Unterredung gebeten; jetzt, wo eine lange Trennung ihm bevorstand, gebot ihm eine innere Stimme, sich vor der Freundin zu rechtfertigen. Sie war stets sein guter Engel gewesen, er konnte sie nicht verlassen, ohne ihre Verzeihung erhalten zu haben. Sie hatte ihn abgewiesen, – »er könne ihr,« meinte sie, »nichts Neues sagen.«

Der Pflegevater und die Schwester waren fort. Julia war allein in der großen Wohnstube. So hart sie Vincenzo seine Bitte abgeschlagen hatte, sie konnte ihm doch nicht zürnen. Was war es, das ihre noch vorher traurige Seele innerlich aufjauchzen ließ, als sei sie von einer Centnerlast befreit, – als Vincenzo bestimmt erklärte, er werde die Kaufmannstochter nie heirathen! Was war es, das ihn zu diesem Entschluß bewog? Er liebte jenes Mädchen also nicht – liebte er eine Andere? – Unruhig ging Julia auf und ab und erschrak fast, als sie ihr Bild in dem großen venezianischen Spiegel, einem Prachtgeschenk der Republik Venedig, über dem Kamin erblickte. Dennoch blieb

sie stehen und versenkte sich zum ersten Male selbstprüfend in ihren Anblick. Unwillkürlich vertieften die forschenden Augen sich bewundernd in die eigenen, lieblichen Züge, als erblicke sie ein nie gesehenes Bild; sie erröthete, ihr blühender, gesunder Teint färbte sich dunkler, die Adern schwellen, stürmischer hob sich der Busen; die plötzliche Erkenntniß, wie schön sie sei, und das Bewußtsein, daß sie kein Kind mehr war, erfaßte sie mit jähem Schreck und tobte wie Fieber durch ihre Adern. Ihr Auge blickte bebend in den Spiegel, ihr Herz barg den unausgesprochenen, aber lebhaften Wunsch, Vincenzo möge kommen und sich rechtfertigen; ihr Empfinden war ein heißes Gebet, daß er nicht so schuldig sein möge, daß sie ihm nicht verzeihen könnte. – Da öffnete sich die Thür des Zimmers – sie sah im Spiegel Vincenzo eintreten, sein ihr so wohlbekanntes, freundliches Gesicht war blaß und traurig, so ganz anders wie sonst, aber doch nicht fremd; er kam näher und näher – ihre Augen begegneten sich im Spiegel, er schlang seinen Arm um ihre Gestalt, Julia wankte, sie sank wehrlos an seine Brust – sie hatte nicht die schwächste Kraft, ihn zurückzustoßen – ihre Lippen begegneten sich in einem langen, heißen Kusse und – Vincenzo hielt eine Ohnmächtige in seinen Armen. Als sie zu sich kam, hörte sie die Geschichte seiner Verirrung an und vergab ihm, sie gestand ihm, daß sie ihn liebte – aber sie verhehlte ihm nicht, daß, auch wenn die äußeren Verhältnisse eine Ehe gestatteten, sie nicht mehr den Glauben an ihn haben könne, ihm ihre Zukunft anzuvertrauen. Daß sie nie gegen den Willen

seines Vaters und noch weniger hinter seinem Rücken ein Liebesverhältniß mit ihm unterhalten würde.

Fides kam nach Hause und brachte dem Bruder ein Wenig Geld. Julia theilte ihr sogleich das Vorgefallene mit und ermächtigte sie, den Vater davon in Kenntniß zu setzen. Vergeblich waren alle Worte Vincenzo's, ihren Entschluß zu erschüttern. Er beschwor sie, mit ihm zu fliehen, er wolle sie auf den Händen tragen und wenn es sein müsse, für sie betteln. Sie antwortete ihm, daß sie ihn nie mehr allein sehen noch sprechen wolle, daß, wenn sein Vorsatz, ein anderes Leben führen zu wollen, echt sei, er es zuerst dem Vater beweisen müsse; sie rieth ihm, sein Vergehen gut zu machen und das betrogene Mädchen zum Weibe zu nehmen. Ob es ihr damit Ernst war, ist die Frage, wird der Leser und die Leserin denken. Erfüllen wir nicht manche Pflicht mit der geheimen Hoffnung, das Schicksal werde doch zu unseren Gunsten, nach unserem Wunsche entscheiden? Ist nicht die Pflichterfüllung gerade da, wo unser Herz das Gegentheil verlangt, am verdienstvollsten und erhabensten? Die That allein ist unser, sie können wir uns abzwängen, niemals aber unser Herz umkehren.

Die Rückkunft Galilei's stand jeden Augenblick bevor, Vincenzo ging mit zerrissenem Herzen. Julia machte kein Geheimniß mehr aus ihrer Neigung. Sie hatte den Geliebten aufgegeben, sie dachte an keine Vereinigung in dieser Welt mehr, dafür hatte sie das Recht erlangt, vor den mit ihr Lebenden ihren Schmerz nicht verbergen zu müssen.

Bald darauf erhielt Galilei den Befehl, nach Rom zu reisen und sich vor dem Inquisitionstribunal zu stellen; und als die Nachricht kam, daß er im Dominikanerkloster in enger Haft gehalten werde, folgten ihm unter Toricelli's Führung die Seinigen nach Rom.

Julia hatte die Laute weggelegt, sie weinte still und sah hinauf zu den Sternen, welche tröstend herab grüßten; sie sah hinab in den Garten, wo die Citronenbäume und Orangen im hellen Mondlicht silberfarben und das reiche Laub des dunklen Lorbeers in metallischem Grün erglänzten. Blumen und Sträucher hauchten einen berausenden Duft in den Raum, und der Strahl der Fontaine, in feinem Staubregen herabfallend, hob sich wie ein weißer, langer Schleier von dem Hintergrunde der Cypressen und Kastanien ab, und leise rauschte das Wasser der Tiber an der Schiffhütte vorbei, die in tiefem Dunkel hinter den Bäumen lag. Olympia und Fides waren ins Haus zurückgekehrt und noch immer saß Julia regungslos auf dem Balkon und sah in die Nacht hinaus. Sie sah Grassi ankommen, hörte ihn anschellen und daß ihn der Knaube in das Besuchszimmer führte, und sie wollte eben ihren Platz verlassen und in die Wohnung hinabgehen, als sie aus dem Schatten der Kastanien eine Gestalt auf die Villa zuschleichen sah. Sie selbst saß in tiefem Dunkel

unter dem Zeltdache des Balkons und konnte von unten unmöglich gesehen werden. Ihr Herz klopfte ein wenig, als sie im hellen Mondlicht die Gestalt eines Mannes über den Weg laufen und um die Ecke biegen sah. Sollte Vincenzo es dennoch wagen? Nein, es war nicht seine Gestalt. Diese Erkenntniß ergriff sie wie Furcht; sie erhob sich und wollte fort und sah mit Entsetzen, wie eine schwarze Erscheinung durch die Vorhänge der Thür aus der Rüstkammer herein in das Atelier trat. Sie wollte um Hülfe rufen, aber die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie sah deutlich von ihrem verborgenen Standpunkte aus, wie die Gestalt, eine schwarze Maske vor dem Gesicht, die Treppenthür zum Empfangszimmer öffnete und darin verschwand. Alles blieb still. Da faßte sie sich ein Herz und eilte auf der anderen Treppe ins Wohnzimmer hinab. Frau Olympia kleidete eben den Knaben aus.

»Um Gotteswillen!« schrie Julia, »es ist ein Mann im Hause!«

»Ja wohl,« sagte Frau Olympia ruhig, die, mit dem Knaben beschäftigt, gar nicht aufsah; »ein Pater der Jesuiten ist bei Fides. Er meint es gut mit ihrem Vater, und sie besprechen sich, was zu thun ist, um eine Audienz bei dem heiligen Vater, zu dem man schwerer kommt, als in den Himmel selbst, zu erhalten.«

»Nein, nicht drüben, oben im Atelier habe ich eine schwarze Gestalt gesehen,« stammelte Julia.

Frau Olympia wandte sich jetzt um, und als sie an dem ganzen Aussehen der leichenblassen Julia sah, daß diese

nicht scherze, rief sie: »Alle Heiligen stehen uns bei! das ist der Geist meines Mannes!«

»Es ist kein Gespenst,« versicherte Julia, welche ihren Muth wieder fand, als Frau Olympia den ihren bereits gänzlich verloren; »kommt! Fides und der Pater sollen mit uns das Atelier durchsuchen.«

Laurentius war indessen die Treppe hinabgeschlichen und belauschte hinter der leichten Tapetenthür das Gespräch des Mathematikers mit der schönen Fides. Auf der gegen die Treppe gerichteten Seite der Thür befand sich ein Schieber, welcher ein kleines, im Dessen der Tapete kaum merkbares Sehloch verschloß. Bronzino hatte diese Einrichtung getroffen, um, wenn Besuche bei ihm eintraten, durch die kleine Oeffnung, welche das ganze Zimmer zu überblicken gestattete, sich von außen die Leute erst zu besehen, ehe er sie einließ, da er sodann für bloße Neugierige und Zudringliche nicht zu Hause war. Laurentius bemerkte mit Befriedigung, daß Alles im Hause unverändert geblieben war; er fand den Schieber, zog ihn zurück und sah beim Scheine der zierlichen Oellampe, wie die großen Augen Grassi's auf der herrlichen Gestalt der schönen Fides ruhten. Grassi saß vor ihr in einem Lehnstuhl, sie aber stand aufrecht da, hochgewachsen wie eine Amazone in dem Zenith ihrer vollendeten Schönheit und sah mit kummervollen Zügen über das Schicksal ihres gefangenen Vaters auf den kleinen im Lehnstuhl zusammengekauerten Jesuiten, der eine so große Macht besaß, daß sie es nicht wagte, ihm die Hand zu entziehen, die er jetzt ergriff und streichelte.

»Liebe Tochter,« hörte Laurentius jetzt Grassi sprechen, »Euer Vater ist dem Tode verfallen, und es giebt nur Ein Mittel – er muß widerrufen – seine Irrlehre abschwören.«

»Das wird er nun und nimmer thun!« jammerte die Tochter; »er ist ein Mann, der seiner Ueberzeugung treu bleibt, und so alt er ist, seine Unbeugsamkeit, sein stolzer Muth sind ungebrochen, er ist verloren!« – Fides hohe Gestalt erzitterte und ihr hilfeschender, verzweiflungsvoller Blick begegnete den verklärten Augen des Jesuiten, der entzückt die herrlichen Züge des klassischen Antlitzes betrachtete.

»Fides,« sagte er, »ich fühle mit Euch; glaubt mir, ich war nie der persönliche Feind Eures Vaters; nur der Dienst meines Ordens, der Befehl der Kirche hat mich zu seinem Gegner gemacht, und ich möchte ihn gern retten. Habt Ihr gar keine Verbindungen, keine Protektion, keine Fürsprecher?«

»Keine,« antwortete Fides tonlos; – »der Mann, zu dem die Fürsten der Erde einst wallfahrteten, damit er die Sterne, welche sein erkennendes Auge am Firmament entdeckte, nach ihnen taufe, den selbst der deutsche Kaiser um Belehrung bat, – der Mann, den die Medicäer mit ihrer Gunst überschütteten, dem so viele Große aller Länder im Glücke ihre Freundschaft antrugen, der von Allen bewundert und geehrt war, der große, seltne Mann hat jetzt, wo ihn die Medicäer geopfert haben, keinen Freund mehr – seine Anhänger schweigen furchtsam und laut erheben seine bisher feigen Widersacher die Stimme und

schreien: ›Ans Kreuz mit ihm!‹ – wie einst die Juden mit dem Heiland thaten.«

»Bei dem Charakter des heiligen Vaters,« versetzte jetzt ruhig Grassi, der den Vortheil seiner Lage dem verzweifelnden Mädchen gegenüber auszunützen beschloß, »würde jetzt selbst ein Gnadengesuch der Fürsten nichts mehr nützen. Thut er doch meistens das Gegentheil von dem, um was man ihn bittet. Das habt Ihr ja gestern wohl erfahren; Kardinal Orsini hat Euch nicht einmal die Erlaubniß auswirken können, den Vater besuchen zu dürfen.«

»Und gibt es keine Hülfe, keine Hoffnung mehr?« rief leidenschaftlich Fides, und ihr Busen wogte heftiger, ihr Antlitz färbte sich röther. – »O, daß ich ein Mann wäre, ich würde den Vater befreien; aber so kann ich nichts thun, als ihn beweinen und verzweifeln!«

»Evangelista Toricelli ist ja jetzt beim heiligen Vater; vielleicht gelingt es ihm, Euch die Unterredung zu verschaffen,« sagte der Jesuit, der mit Freuden sah, wie das schöne Mädchen verzweifelnd ihm offenherzig ihre gänzliche Hülfllosigkeit eingestand.

»Toricelli wird gewiß für seinen Lehrer sprechen,« sagte Fides, »denn er ist freimüthig, aber ich kann sein Vertrauen auf Donna Anna, die Nichte des Papstes, nicht theilen.«

»Daran thut Ihr Recht,« bestätigte Grassi. »Sie war es, die dem Einfluß des Cardinals Orsini bei Urban VIII. entgegen arbeitete. Ihr habt leider Recht, Toricelli wird

nichts ausrichten können und Donna Anna wird dafür sorgen, daß der Papst ihn abweist – um Euretwillen!«

»Um meinetwillen?« fragte Fides überrascht.

»Ihr glaubt doch nicht im Ernst,« fuhr Grassi fort; »die hochgestellte, schöne, mächtigste Frau in Rom interessire sich für die Barometer des jungen, glänzenden Edelmannes, sie gehe bei ihm in die Schule, um die Entstehung des leeren Raumes kennen zu lernen; nicht das Quecksilber seiner Röhren will sie steigen und fallen sehen, sie hat ein tieferes Interesse für Toricelli – sie liebt ihn.«

»Großer Gott!« stöhnte Fides; »und er ahnt nicht, welcher Gefahr er entgegen geht.«

»Um diese Gefahr beneiden ihn alle Jünglinge Italiens,« rief Grassi aus, »und gäben viel darum, an seinem Platze zu sein, und es wird überhaupt wenige Männer geben, die um Donna Anna's Freundschaft nicht ihren Lehrer opfern würden. – Ich weiß,« fuhr Grassi fort, als Fides von Evangelista diesen beleidigenden Verdacht abwälzen wollte, »Toricelli ist eine Ausnahme, aber Ihr werdet jetzt erkennen, daß Ihr auf seine Fürsprache keine Hoffnung setzen könnt. Deshalb kam ich zu Euch. Es gibt nur Ein Mittel, den Vater zu retten: wenn der Orden Jesu ihn nicht zum Tode verdammt, und dies hängt von dem Ausspruche des Generals ab, und ich bin es, durch dessen Mund seine Entscheidung erfolgt.«

Grassi hatte sich erhoben und in der Ueberlegenheit, welche ihm die Verhältnisse gaben, schien der kleine Mann der stolzen, hohen Jungfrau plötzlich gewachsen

zu sein; sie schlug ihre Augen nieder vor seinem triumphirenden Blick und beugte ihre Kniee vor ihm. Auferzogen in der unbegrenzten Ehrfurcht vor dem Priester zog sie seine schwächtigen Hände an ihre reinen Lippen und bat ihn um seine Hülfe.

»Ja, Fides,« sagte Horazio mit weicher Stimme, deren Wohlklang, wie Balsam auf die Wunde, tröstlich auf Fides' Kummer wirkte, »ich kann Euch helfen, aber dann verletze ich die Interessen der Kirche und des Ordens.«

»Aber das Bewußtsein einer edlen That belohnt Euch und der heiße Dank einer Tochter, der Ihr den geliebten Vater erhaltet!« entgegnete flehend das Mädchen.

»Ihr versucht mich schwer!« flüsterte Horatio, indem er die in ihrer Erregung sich selbst ganz vergessende Fides emporhob; »ich habe ein Herz, Fides, ein reiches Herz; Euer Schmerz geht mir nahe, näher als ich sagen kann; ich verehere und bewundere Euch, Fides, in Eurer Hand liegt das Schicksal des Vaters!« ... Er zog sie an sich und faßte ihr schönes Haupt mit den Händen, drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn und flüsterte ihr leise ins Ohr.

Wie ein verwundetes Reh riß sich Fides von ihm los. Laurentius sah gleichzeitig, wie Frau Olympia und Julia ins Zimmer drangen, von dem Knaben Viviani gefolgt, der, im Hemde, ein großes, altes Schwert in beiden Händen mühsam schwingend, ausrief: »Ein Dieb! – helft! ein Dieb ist im Hause!« – Es war keine Zeit zu Erklärungen. –

»Ein Mann ist oben im Atelier – helft uns suchen, Hochwürden! nehmt das Schwert des Knaben!« war das Einzige, was die muthige Julia sprechen konnte, und die Bewohner der Villa, vom Jesuiten begleitet, der noch bestürzter als Fides über diesen Vorfall, dem widerstrebenden Knaben das Schwert entriß, schritten vorsichtig auf die Thür zur Treppe, welche vom Besuchszimmer in das Atelier hinaufführte.

Im Palaste Taddeo Barberini's, des Generals des Kirchenstaates, war Alles vorbereitet, um den heiligen Vater, den Oheim des Hausherrn, zu empfangen. So sehr Urban VIII. seine Neffen liebte, sah er doch stets auf strenges Ceremoniell und legte selbst innerhalb der Familie die Würde des Herrschers und Hauptes der Christenheit nur theilweise ab. Urban hatte drei Neffen, die Söhne seines Bruders, des Don Carlo Barberini. Der älteste, Cardinal Francesco, war die rechte Hand des Papstes und bekam die leitende Gewalt im Staate; er besorgte umsichtig alle Regierungsgeschäfte und die Politik, und vertrat so zu gleicher Zeit die Stelle eines Ministers des Innern, der Finanzen und des Auswärtigen. Er war ernst, hochmüthig, verschlossen, prachtliebend und stolz, wie Urban selbst, gegen diesen aber nachgiebig und gegen alle Schwächen desselben fügsam. Er war, wie alle Barberini, ehrgeizig, mißtrauisch und selbstsüchtig; nur mit Widerstreben hatte er eingewilligt, daß sein jüngster Bruder Antonio zum

Cardinal erhoben wurde, und wachte mit Eifersucht darüber, daß der Bruder sich nicht in Staatsgeschäfte mischte und seine eigene Bedeutung nicht verringern konnte. Cardinal Francesco war kräftig: eine derbe Natur, eine tüchtige Arbeitskraft, welche, von dem Geiste des begabten Papstes angefaßt, dem Staate treffliche Dienste leistete und darin seine ganze Lust und seinen Lebenszweck fand.

Cardinal Antonio war zart, ja schwächlich, von wankender Gesundheit, innerlich erbittert über die ohnmächtige Rolle, die er neben dem Staatsmann Francesco spielen mußte. Hochfahrend, hartnäckig und stolz wie der Bruder, warf sich seine Seele auf den Erwerb irdischer Güter, da ihm der Weg zu Ruhm und Auszeichnung verschlossen war, und es gelang ihm, in kurzer Zeit ein ungeheures, für den damaligen Geldwerth fabelhaftes Vermögen zusammenzuraffen. Der Papst war großmüthig, und Antonio wußte von ihm und dem allmächtigen Bruder, der nur froh war, wenn Antonio sich mit Geld begnügte, eine Reihe von nicht einflußreichen, aber um so einträglicheren Stellen und Pfründen im Kirchenstaate zu erbitten – so unter anderen besaß er auch sechs Malthesercommenden. Er spekulierte mit Glück, und bald war sein Haus das glänzendste in Rom, seine Equipagen und Pferde waren die elegantesten, seine Villen die herrlichsten, die Livrée seiner Dienerschaft die prunkendste, seine Diners und Soupers die feinsten. So viel er aber auch ausgab, seinen Anhang im römischen Adel zu vermehren,

so wuchs doch sein Vermögen immer mehr, und sein Luxus stieg, und er verdunkelte darin Francesco, der, den ganzen Tag beschäftigt, seinen eigenen Interessen diese Aufmerksamkeit nicht schenken konnte.

Der mittlere der Brüder, Don Taddeo Barberini, schlug die militärische Laufbahn ein und vertrat unter Urban VIII. die Stelle eines Kriegsministers. Bei den despotischen Neigungen des Papstes und seinen Plänen, den Kirchenstaat zu vergrößern, bei der zahlreichen Armee, die er unterhielt, und den Befestigungen und militärischen Bauten, die er anlegen ließ, war das Amt des Generals Taddeo ein wichtiges, und er wußte es auszunützen. Castellan von St. Angelo und Gouverneur der Burg, war er mit Titel und Würden geschmückt, und hatte sich ebenfalls unermesslichen Reichthum erworben. Durch die Einnahme des Herzogthums Urbino, das Urban mit Gewalt dem Kirchenstaate einverleibt hatte, glaubte der Onkel sich dem Neffen noch mehr verpflichtet, und er überließ ihm viele Schlösser des Herzogthums und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. – War ja doch Taddeo bestimmt, den Namen der Barberini fortzupflanzen! Er vermählte sich mit Donna Anna Colonna, der reichen Erbin eines der ältesten Fürstengeschlechter Roms, und der Papst hatte die Freude, einen Enkel auf den Knien zu schaukeln, welcher dereinst den Glanz und Ruhm der Barberini erben und den künftigen Generationen hinterlassen

sollte. Die Adelsgeschlechter Roms lagen in fortwährendem Streite. Jeder Papst beeilte sich, die Günstlinge seiner Vorgänger zu demüthigen oder zu vertreiben und seine eigenen Creaturen an deren Stellen und Aemter zu setzen. So fehlte es nicht an Reibungen der Verwandten der älteren Geschlechter mit den mächtigeren, neu emporgekommenen, und oftmals arteten diese in Straßenkämpfe, Mordthaten und Verbrechen aus. Die Gesandten der auswärtigen Staaten, deren so viele in Rom residirten, wachten eifersüchtig über ihre alten Vorrechte und Privilegien; aber im Ganzen waren sie den Günstlingen des jeweiligen Papstes behülflich, sich in der vornehmen Gesellschaft zu behaupten, da sie ja von ihnen wieder auf Dank rechnen konnten, und so wurde das Recht, welches die Gesandten Frankreichs und Spaniens, des deutschen Kaisers und der größeren Staaten Europa's besaßen, daß Jeder, der sich innerhalb des Gesandtschafts-Hôtels flüchtete, nicht aufgegriffen werden durfte, selbst wenn er einen Mord begangen hatte, vielfach benützt und mißbraucht, und trug dazu bei, die Unordnung und öffentliche Unsicherheit zu vermehren. Urban VIII. jedoch stellte eine bessere Ordnung her. Er verlieh während seiner Regierung an achtundvierzig ihm ergebene Günstlinge den Cardinalshut, alle Stellen und Aemter im Staat hatten seine Neffen Francesco und Taddeo zu vergeben; er schritt strenge gegen öffentliche Streitigkeiten ein und hatte an seiner starken Garnison den gehörigen Rückhalt und die

Mittel, seinem Willen Nachdruck zu verschaffen. Die Gesandten behandelte er mit dem herablassenden Stolze eines seiner Allmacht sich wohl bewußten Herrschers, und gewandt, geistreich und witzig in der Rede, welche er mit gelehrten Citaten aus den alten Classikern, so wie der heiligen Schrift, je nach Bedürfniß, zu würzen verstand, hielt er, jähzornig wie er von Natur war, auch mit den Ausbrüchen seines Tadels gegen dieselben nicht zurück, und kannte keine Rücksicht gegen die Abgesandten der mächtigsten Fürsten, wenn man seiner Ordnung sich widersetzen wollte. Unumschränkter als sonst ein absolutistischer Monarch in Europa, herrschte Urban VIII. über den Kirchenstaat. Er hatte den stolzen, streitsüchtigen Adel Roms gebeugt, hielt die Ansprüche der fremden Gesandten im Zaume, und in der römischen vornehmen Gesellschaft nahmen die drei Brüder Barberini die erste Stelle ein. Um seine Macht zu zeigen, verlieh Urban allen Cardinälen den Titel Eminenz und das Recht des Vortritts vor den Kurfürsten, und den General Taddeo schmückte er mit der Würde eines Präfetto di Roma, welche bisher der Herzog von Urbino besessen. Dadurch war Taddeo nach dem heiligen Vater die erste Standespersion geworden. Wer nach Rom kam, mußte sich bei Taddeo zur Audienz melden, und er hatte den Vortritt vor allen Fürsten und Gesandten. Die stolzen Geschlechter knirschten die Zähne, aber sie beugten sich. Nur Odoardo Farnese, Fürst von Parma, wollte sich nicht vor dem General Taddeo

demüthigen, wovon später die Rede sein wird. Das Einkommen der drei Neffen des Papstes belief sich nach unserm Gelde jährlich auf drittehalb Millionen Gulden, eine Summe, die für jene Zeiten unglaublich erscheint. Sie besaßen viele Landgüter, die kostbarsten Kunstschatze, Gold- und Silbergeschirre, Edelsteine und Perlen. Trotz dieses Reichthums lebte Taddeo Barberini verhältnißmäßig einfach, und Donna Anna, seine Gattin, führte einen musterhaften Haushalt. Sie liebte große Gesellschaften und den Prunk nicht, und lebte, so weit es die hervorragende Stellung erlaubte, möglichst zurückgezogen, und der Onkel ihres Gatten fand in ihrem Hause Ruhe und Erholung und konnte sich dort ungestört im engeren Kreise der Familie seinen Lieblingsneigungen überlassen.

Mutius Vittelechi hatte den Cardinälen Francesco und Antonio Barberini, den jungen Vincenzo Galilei vorgestellt (Taddeo war auf einer Inspektionsreise nach Urbino abwesend), und Vincenzo, von aufgewecktem Geiste und lebhaftem Naturell, hatte ihre Fragen nach dem Standpunkte der Kunst in Venedig beantwortet. Man hatte theilnehmend von dem Schicksal seines Vaters gesprochen, ihm das beste Wohlwollen gezeigt, und Vincenzo, der neuerlich sehr unruhig über die Folgen seines Schrittes gewesen war, faßte Muth, und sanguinisch, segnete er die Stunde, wo er den Zureden Grassi's nachgegeben und das Loos des Vaters dem Orden Jesu überantwortet hatte.

Vincenzo war ein schöner Mann, groß, wie sein Vater; in seinem Benehmen von natürlicher Leichtigkeit;

seine Züge waren von weiblicher Zartheit, seine schwärmerischen Augen hatten etwas Zutrauliches. Unstät, wie sein Charakter, wechselte der Ausdruck seines Gesichts, je nach dem Thema des Gespräches, und als die Hausfrau eingetreten war, die ihm leutselig, mit ungekünstelter Anmuth, die Hand zum Kusse reichte und ein Gespräch über Kirchenmusik mit ihm begann, fühlte er sich in seinem Elemente und sprach mit Wärme und Verständniß über den großen Streit, der damals über die Harmonielehre geführt wurde, welchen bekanntlich sein Großvater begonnen hatte. Vincenzo war eine feurige Natur; der Eindruck des Augenblicks hatte große Gewalt über ihn. Obwohl er, wie wir wissen, trotz seiner Verirrungen und seines Leichtsinns, seiner lieblichen Base Julia in wahrer Liebe zugethan war, obwohl er noch keine Gewißheit über das Schicksal des Vaters, den er hochverehrte, so oft er ihn betrübt und erzürnt hatte, besaß, stand doch der leicht entzündbare junge Mann jetzt, ihre Schönheit bewundernd, Donna Anna gegenüber und fühlte ein heißes Feuer seine Adern durchglühen. Donna Anna trug in ihrem Aeußern Nichts zur Schau, was ihren hohen Stand verrathen hätte; ohne andern Schmuck als den Ehering an ihrer Hand, war sie in ein enganliegendes, weißes Gewand gehüllt. Das Gebot der Sitte, kein ausgeschnittenes Kleid zu tragen, hatte sie umgangen, indem sie die bloßen Arme, Busen und Nacken mit leichtem Tüll verhüllte, der um den Hals zu einer Spitzenkrause zusammengefaltet war. Sie war nicht groß, aber von üppigem Wuchse, dabei von schmaler Taille; ihr Teint brünett;

große schwarze Brauen überschatteten die braunen, feurigen Augen; ihr Haar fiel in kleinen Lockenringeln auf den vollen Nacken; die kleine Nase war ein wenig aufgestülpt, was ihrem Gesicht einen besondern Reiz verlieh, und den Ernst ihrer Züge, im Verein mit den schwellend aufgeworfenen Lippen des kleinen Mundes, freundlicher machte. Ihre Wangen zeigten dieselbe bräunliche Farbe, wie das ganze Gesicht, und zwei leise Grübchen, wenn sie lächelte, erhöhten die Schönheit dieser interessanten Frau.

Sie bemerkte den Eindruck, den sie auf Vincenzo machte, wohl, und mit der schnellen Vertraulichkeit der Italienerinnen, fand sie Vergnügen darin, den Jüngling zu fesseln, und durch geschickt eingestreute Bemerkungen belebte sie den Eifer seiner Worte noch mehr. Vielleicht hätte der kecke, leichtsinnige junge Mann es gewagt, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, als zur rechten Zeit Toricelli eintrat. Gegen den einfachen, schwarzen Anzug Vincenzo's stach die glänzende, adelige Hoftracht des Ritters Toricelli ab, dessen ernste Haltung und hohe Stirn, trotz seiner Jugend an den Schläfen schon etwas kahl, den Gelehrten, den Denker verriethen. Er näherte sich mit der Sicherheit, welche nur die Erziehung zu geben vermag, der hohen Frau, und dankte ihr in gewandter Ansprache für die Ehre ihrer Einladung. Donna Anna empfand für den jungen Edelmann eine große Hochachtung. Schon oft war er in ihr Haus gekommen, und stets war er sich gleich geblieben; die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, die Theilnahme, welche man seinem

wissenschaftlichen Streben entgegenbrachte, hatten ihn nicht eitel gemacht. Er war immer ernst und würdevoll und überschritt nie die Linie der Ehrfurcht, die ihn von den höchsten Personen des Staats und der Gesellschaft trennte. Er hatte nie, wie die anderen jüngeren Männer, welche man zu den kleinen Abendzirkeln beigezogen, diese Auszeichnung zu persönlichen, eigennütigen Bitten für sich oder Verwandte benutzt, und alle Kunst der heißblütigen, vornehmen Römerin war an Evangelista's kalter, höflicher Gemessenheit gescheitert. Sie liebte ihn nicht, aber sie war gewöhnt, von Allen, die mit ihr in Berührung kamen, geliebt zu werden, oder doch den Eindruck, den ihre Schönheit machte, gewahr zu werden.

Donna Anna, in einem Kloster erzogen, war streng katholisch; sie beobachtete alle Regeln ihres Glaubens ängstlich, und so sicher sie in der Gesellschaft aufzutreten wußte, war sie in ihrem Gewissen hülf- und rathlos, ohne die Leitung ihres Beichtvaters, des ›Engels des Friedens‹. Ihr Herz war liebebedürftig, ihre Sinne noch mehr. Don Taddeo, ihr Gatte, seinen ehrgeizigen Plänen lebend und oft in Kriegsunternehmungen oder auf Inspektionsreisen abwesend, schenkte ihr wenig Aufmerksamkeit und war zufrieden, daß sie den Papst, seinen Onkel, durch ihre Anmuth überredete, auf alle seine Vorschläge einzugehen. So war sie mit lebhafter Phantasie und heißem Blute viel sich selbst überlassen, und ein bestimmtes Sehnen, ein Verlangen nach Genuß, das ihren von Jugend und Gesundheit strotzenden Körper erfüllte, verlockte sie zuweilen, ihren hohen Rang zu vergessen

und den Träumereien kleiner Liebesabenteuer nachzuhängen. Die Jesuiten störten sie darin nicht – auf einer kleinen Belastung des Gewissens der schönen Frau beruhte ja deren Bedürfniß, sich bei der Kirche Rath zu erholen, und Vittelechi lehrte sie, ihre Selbstanklage, die sie in häufiger Beichte vorbrachte, durch nicht zu strenge Buße zu sühnen; und sicher Vergebung zu finden, fand sie eine süße, fast wehmüthige Lust darin, ein wenig zu sündigen, damit sie wieder die Wonne der Verzeihung genießen konnte.

Einige hervorragende Musiker der päpstlichen Kapelle vervollständigten den kleinen Abendzirkel. – Don Francesco besprach sich mit Vittelechi über die auswärtige Politik, Antonio hatte sich jetzt Vincenzo's bemächtigt, um Jemand zu haben, dem er mittheilen konnte, wie armselig und geschmacklos die Einrichtung der Zimmer sei; – nicht französische Gobelins, die Vergoldung nicht reich genug, die Marmortische nicht eingelegt, die Lampen und Leuchter nur von Silber, nicht, wie bei ihm, von Gold.

Toricelli hatte Donna Anna um ihre Verwendung für Galilei gebeten, war aber bei dieser seiner ersten Bitte unvermuthet auf hartnäckigen Widerstand gestoßen. Die Universität von Paris, die Sorbonne, damals und noch lange Zeit das Orakel der gebildeten Welt, hatte auf Richelieu's Befehl die Lehren Galilei's verdammt. Donna Anna theilte Toricelli mit, daß das Lieblings-Studium des Papstes die Astrologie sei, daß er die Modekrankheit aller

großen Männer des Jahrhunderts theile, und, den Zeitpunkt seiner wichtigsten Handlungen nach dem Laufe der Gestirne regle, und, Widerspruch überhaupt von Niemand ertragend, es schon im Allgemeinen ungern sehe, wenn Jemand sich mit Deutung des Sternenlaufes beschäftige, wozu er allein berufen sei. Heute früh habe ihm erst der Astronom Riccioli eine Abhandlung überreicht, worin Galilei's Wahn klar nachgewiesen sei.

Die Flügelthüren wurden von zwei Pagen geöffnet und kündigten das Herannahen des Beherrschers der Christenheit.

Alles gerieth in Bewegung, den heiligen Vater zu empfangen, und Toricelli, der überrascht war, hier Vincenzo zu treffen, wollte eben ihn begrüßen, aber es war keine Zeit mehr, sich zu erklären. Alle im Zimmer Anwesenden knieten nieder, und auf der Schwelle erschienen Urban VIII. Ein langes Oberkleid von violetter Seide umschloß seinen muskulösen, schön gebauten Körper, der über die Mittelgröße emporragte. Auf seiner gewölbten Brust blitzte ein großes Diamantkreuz, ein schneeweißer Hemdkragen umschloß den Hals, auf welchem stolz erhoben sein großes, edles Haupt ruhte. Unter den noch schwarzen, kurz geschnittenen Haaren leuchtete eine hohe, breite Stirn; frei und kühn sahen die hellblauen Augen, deren lange, schwarze Wimpern die Macht des Blickes erhöhten, umher. Unter der proportionirten Nase, deren Flügel lebhaft auf- und niederwogten, zeigte sich die schön geschnittene Linie des Mundes, der die

Gewalt der Sprache durch den wohlklingenden, toscanischen Dialekt erhöhte, und ein mit Grau durchmischter, schwarzer Vollbart floß von dem olivenfarbenen, etwas sehnigen Antlitz auf die Brust hinab und machte seine Erscheinung ehrwürdig. Diese imposante Persönlichkeit gewann durch das Gebieterische der Haltung, welche ihr, wie der Herrscherblick, ungeboren war, und wurde veredelt durch die Anmuth der Geberden, welche nur zuweilen etwas zu heftig und unmotivirt erschienen. Lange Jahre Gesandter am Hofe Frankreichs, hatte Urban französische Liebenswürdigkeit und Gewandtheit dem Stolze und der strengen Würde seines Wesens beigeesellt, und als der schöne Mann, fast ausgesucht zierlich gekleidet, jetzt segnend auf die vor ihm Knieenden zuschritt, da durchschauerte selbst seine Verwandten und den kecken Vincenzo, der wenig Autoritätsehrfurcht besaß, das Gefühl, daß das Oberhaupt der alleinseligmachenden, der streitenden und strafenden Kirche gegenwärtig sei. Urban reichte Donna Anna seine Hand und hob sie langsam empor; sie beugte das schöne Haupt und küßte mit Inbrunst die Hand des Gesalbten des Herrn. Mit Wohlwollen sah Urban auf die schöne Nichte nieder, deren reizende Gestalt huldigend vor ihm sich neigte und durch ihre leichte Hülle ihm die tadellose Büste und den edel gerundeten Nacken einer Venus zeigte.

»Nun, liebe Tochter,« sagte er mit klangvoller, tiefer Stimme, indem er gegen die Uebrigen sich huldvoll ein Wenig verbeugte und ihnen das Zeichen zum Aufstehen

gab, »sprich, was hast Du dem Onkel heute für eine Ueberraschung bereitet? Ich bedarf der Erholung. Wir sind freilich gesund,« fuhr er vergnügt fort, »wie der Fisch im Wasser, und unsere Feinde werden unsere starke Hand noch lange fühlen müssen, – aber die Welt zu regieren, fiel selbst Zeus so schwer, daß er sich zuweilen in einen Menschen verwandelte, um seine Herrschersorgen zu vergessen.«

Was sich Vittelechi dabei dachte, hat keine Geschichte aufbewahrt, aber er näherte sich jetzt dem Menschgewordenen und bat ihn, ihm Vincenzo Galilei vorstellen zu dürfen. Schon wollte dieser sich zum üblichen Kusse der Fußspitze niederlassen, aber Urban, heiter gelaunt, sagte: »Laßt das – Ihr seid mir auch so willkommen. Ich habe von Eurer schönen Stimme gehört, und der Staub meines Fußes könnte Euch heiser machen. – Ich bin scharf geritten, müßt Ihr wissen,« fuhr er zu seinen Neffen fort; »der Hafen von Civitavecchia wird ausgebessert, da sah ich selbst nach – und ich habe die Reiterstiefel noch an. Die Tochter muß es schon verzeihen, daß wir heute unvollkommene Toilette gemacht haben.« Wieder streifte sein Blick wohlgefällig über Donna Anna hin, deren braune Augen ihn ruhig, aber freundlich erwiderten. – »Da ist ja auch Toricelli, – der den leeren Raum sucht,« sprach wohlgelaunt Urban. »Habt Ihr ihn gefunden? – Dann schenkt ihn uns und macht ihn nur recht groß. Wir haben gar viele Sorgen und unbequeme Dinge, die nirgends Platz haben und die wir gern los würden, – die wollen wir dann in Euren leeren Raum sperren und

Euch zum Kerkermeister machen. Habt Ihr Eure Röhren mitgebracht?»

»Sie sind im Nebenzimmer,« antwortete Donna Anna.

»Wenn Eure Heiligkeit gestattet, daß ich dort Alles vorbereite, so werde ich in unleugbaren Experimenten meine Idee vorzutragen versuchen,« fügte Toricelli bei.

»Thut das, indem wir musiciren,« sagte Urban, und ließ sich in einem Lehnstuhle nieder; »und Ihr, Vincenzo, singt uns die schöne Cantate von Stradella; die Musiker meiner Capelle haben sie mitgebracht.«



Während die Beiden das unter Arien und Recitativ wechselnde, von dem kleinen Orchester begleitete Tonwerk mit Verständniß ausführten, zog Vittelechi den Cardinal Francesco in die Fensterbrüstung und theilte ihm mit, daß er gegen Galilei ein Beweisstück in Händen habe.

Francesco nahm ihm, den Brief ab und näherte sich damit dem Papste.

»Immer Geschäfte?« flüsterte abwehrend Urban; »Du weißt, daß ich Abends nichts davon wissen will.«

»Es geht Eure Heiligkeit und Jeden an, der den Namen Barberini trägt,« versetzte eben so leise Francesco. »Es betrifft die Geschichte mit dem Simplicius.«

Rasch nahm Urban den Brief und durchflog ihn: »Also doch!« – rief er aus, Zornröthe schoß ihm ins Gesicht, seine Stirnadern schwollen, und Francesco befürchtete

einen jener Wuthausbrüche, welche bei Urban nicht selten waren, wo er tobte und sich maßlos geberdete und an Jedem, der ihm in den Wurf kam, seinen Zorn ausließ. Urban behauptete, diese Erschütterung seiner Galle sei für seine Gesundheit nothwendig, und wirklich schien sein Jähzorn krankhaft, da er oft bei kleinen Anlässen sich zeigte und bei wirklichen Ursachen, wo er ganz begreiflich gewesen wäre, ausblieb. – Auch heute gelang es Francesco durch die Bemerkung, daß der Sohn Galilei's anwesend sei, den Onkel schnell zu besänftigen. Er beherrschte sich, hörte den Doppelgesang ruhig zu Ende und rief sodann Vincenzo zu sich. Er zeigte ihm den Brief und fragte ihn, ob er ihn geschrieben.

»Ja,« antwortete bebend Vincenzo.

»Fürchtet nichts – nicht ich, die Inquisition wird Euren Vater verurtheilen!« sagte nun Urban VIII., indem er sich stolz erhob und Vincenzo verächtlich den Rücken wandte. »Laßt uns jetzt den Erfinder des leeren Raumes besuchen.« Mit diesen Worten schritt er auf die Thür zu, als von der Straße ein lauter Schuß herauftönte. Don Antonio, welcher glaubte, eine der Wachen sei wieder in einen nächtlichen Straßenskandal verwickelt, öffnete das Fenster und sah hinab – Alles war ruhig, die Straße wie ausgestorben, nur die Wache hatte noch das rauchende Gewehr in der Hand. Donna Anna war blaß geworden vor Schreck, und selbst der ruhige ›Engel des Friedens‹ war etwas aufgereggt, als nun der Hausmeister ganz bleich hereinstürzte und den heiligen Vater um Vergebung bat, daß er es wage, unaufgefordert zu erscheinen.

Ein Mann in schwarzer Maske habe Einlaß begehrt, ihm einen Brief an Seine Heiligkeit übergeben, und als ihm das ganze hastige Gebahren des Vermummten aufgefallen sei, habe er ihn festnehmen wollen. Da habe dieser ihn mit einem Dolche bedroht und ihn so verblüfft, daß es ihm gelungen sei, zu entkommen. Er habe zwar der Wache Befehl gegeben, auf den Fliehenden zu schießen – aber bis diese endlich schußfertig war und das Gewehr abfeuerte, sei die verlarvte Gestalt schon zu weit entfernt gewesen – der Schuß habe nicht getroffen.

»Wie skam aber der Vermummte in den Palast?« fragte Donna Anna.

»Die Wachen, die ich zur Rede stellte, behaupten, er habe die Loosung richtig abgegeben, und da sie den Befehl haben, Jeden, der die geheim ausgegebene Parole sagt, selbst zur Nachtzeit ungestört einzulassen, so –«

»Wo ist der Brief?« rief ungeduldig Urban VIII.; »vielleicht enthält er die Lösung dieses Räthsels?«

»Nicht Eure Heiligkeit!« rief jetzt Vittelechi; »wenn der Brief vergiftet wäre – gebt her.« Er nahm dem Portier ein kleines, in seidener Hülle steckendes Blatt ab, und las die in groben Lettern einer anscheinend ungeübten Hand darauf geschriebenen Worte:

»Wehe, Urban, wenn Galilei durch Dich stirbt! Noch lebt der Rächer für den Raub von Urbino.«

Sprachlos stand Vittelechi da und hielt das Blatt vor sich hin, das nun auch der Papst, der neben ihn getreten war, las. Auf Urban schienen die Worte einen lähmenden Eindruck zu machen, aber er zwang sich, zu lächeln und

sagte zu den ihn Umstehenden, indem er das Blatt Vittelechi abnahm und zu sich steckte:

»Ein Hund, der den Mond anbellt, ist nicht so ohnmächtig in seinem Zorn, als der Narr, der uns mit diesen Zeilen erschrecken will. Man wagt es, mir zu drohen? Donna Anna, für heute entschuldigt mich! – ich muß mir den leeren Raum auf spätere Zeit aufsparen, – ich entsinne mich, daß ich die Schrift des Astronomen Riccioli auszulesen versprochen habe.«

Die Neffen und die schöne Anna bestürmten den heil. Vater, zu bleiben, sich Ruhe zu gönnen, allein er reichte den Neffen die Hand zum Kusse, küßte Donna Anna auf die Stirn, und Vittelechi mit sich nehmend, entfernte er sich auf dem geheimen Gange, der seine Wohnung mit dem Palaste des Generals, seines Neffen, verband.

»Jetzt,« sagte er auf dem Wege zu dem »Engel des Friedens«, »jetzt überlasse ich Euch Galilei – hier ist der Brief des Vincenzo an Grassi; Ihr werdet ihn in der geheimen Sitzung der Inquisition brauchen.«

»Soll er sterben?« flüsterte Vittelechi.

»Weiß ich es?« antwortete Urban. »So wenig als Ihr – das Gericht soll entscheiden. Wir müssen wachsamer sein, Vittelechi; – wir haben Feinde unter der Geistlichkeit – die Parole kanntet nur Ihr und meine Neffen – wir haben einen Verräther in unserm Hause – wir müssen ihn finden.«

Die Unterhaltung im Hause Donna Anna's kam nicht mehr in Gang. Toricelli hielt zwar seinen Vortrag, aber man hörte ihm zerstreut zu.

Der plötzliche Aufbruch des Papstes machte seine Neffen neugierig auf die Enträthselung des geheimnißvollen Briefschreibers – Vincenzo fühlte sich beklommen und ahnte nichts Gutes. Er hatte von der Begegnung mit Urban mehr erwartet. Nur Donna Anna hing bewundernd an den Lippen des jungen Gelehrten. Sobald derselbe seine Experimente geendet, brachen die Neffen auf, und auch Toricelli verließ mit Vincenzo den Palast.

Auf dem Wege theilte Vincenzo dem jungen Edelmann mit, daß die Jesuiten ihm ihre Verwendung für den Vater versprochen hatten. Toricelli aber berichtete ihm, daß Donna Anna, welche in alle Pläne derselben eingeweiht sei, den Auftrag erhalten habe, gegen Galilei zu sprechen; er sagte ihm, daß seine Schwester Fides vergeblich um eine Unterredung mit dem Vater gebeten habe, und lud ihn ein, ihm zu näherer Besprechung in die Villa Bronzino zu folgen, denn es sei kein Zweifel, daß die Jesuiten beschlossen hätten, den greisen Galilei zu verderben. Mit großer Ueberraschung vernahm Vincenzo, daß seine Schwester und Julia dem Vater nach Rom gefolgt seien; er brannte vor Begierde und bangte zugleich, sie zu sehen, jetzt, wo er sich den Vorwurf machen mußte, daß er leichtsinnig in die Falle gegangen war und mit seinem Briefe, statt den Vater zu retten, möglicherweise erst den Feinden das Mittel an die Hand gegeben hatte, gegen den eigenen Vater mit Beweisen in den Händen einzuschreiten. Sein Blut wallte über, die Vermuthung,

daß Grassi seine Leichtgläubigkeit mißbraucht und seine kümmerliche Lage ausgenutzt habe, ihm die Unterschrift des Briefes abzuschwatzen, dessen Wortlaut und Inhalt er nicht einmal genau wußte; der Gedanke, ein thörichtes Werkzeug in der Hand schlauer Gegner gewesen zu sein, erfüllte sein leicht erregbares Temperament mit Wuth, und schon wollte er, an der Brücke der Villa angekommen und trotz der späten Nachtstunde, Grassi aufsuchen und Rechenschaft verlangen, als die lauten Stimmen der Frauen und Horazio Grassi's und der Ruf: »Haltet den Dieb! ein Dieb!« aus dem Garten zu ihm und Toricelli herüberschollen, und eine schwarze Gestalt über den Garten zur Schiffhütte hinabsprang, von den Frauen und dem Mathematiker verfolgt. Mit einem kräftigen Anprall drückte Laurentius die alte morsche Thür ein, sprang in einen Kahn und schnitt mit seinem scharf geschliffenen Dolche den Strick ab, mit welchem derselbe angebunden war. Aber Vincenzo, welcher einen Moment früher, als Evangelista, der ebenfalls auf den Ruf der Verfolgenden zur Hütte hineilte, dort ankam, ergriff den verlarvten Mann am Arm, ehe er den Kahn vom Ufer stoßen konnte. Jedoch auch Laurentius besann sich nicht lange, ein rascher Dolchstoß in den Arm, der ihn hielt, befreite ihn, und mit höchster Anstrengung machte er mit einem Ruck den Kahn vom Grunde los und schoß hinaus in das Gewässer. Einen Augenblick noch sah man die schwarze Gestalt, und Grassi kam die Figur derselben bekannt vor. Eine Stimme aber, die er gewiß war, noch nie gehört zu

haben, rief aus dem Kahn herüber: »Horazio Grassi, laß ab – denn furchtbar straft der Orden Jesu die Verräther!«

Jetzt bemerkten die in der Villa erst, daß Vincenzo, der so unvermuthet mit Evangelista gekommen war, blutete, und eilig empfahl sich der Jesuit, um, wie er sagte, sogleich einen Arzt zu schicken. – Indessen trieb der Kahn rasch flußabwärts, und als Laurentius aus dem Gesichtskreis seiner Verfolger war, nahm er die Maske ab, durchstach sie mit seinem Dolche, warf beide in den tiefen Canal und zog sein Jesuitenkleid an. – Nachdem das Schiffchen eine halbe Stunde lang lautlos in der Nacht stromabwärts geschwommen war, lenkte es der Sekretär des Ordens Jesu mit einigen Ruderschlägen dem Ufer zu. Rom lag hinter ihm, – er war nicht verfolgt worden. Der Hauptfluß hatte ihn aufgenommen und schnell aus der Stadt geführt. – Außerhalb Roms, bei San Paolo, macht die Tiber eine scharfe Krümmung und wendet den bisher südlichen Lauf westwärts dem Meere zu. Die bisher flachen, sumpfigen Ufer werden dort auf eine kurze Strecke etwas höher, und auf dem felsigen Grunde liegen dort einige Fischerhütten zerstreut. Hier stieg Laurentius ans Land, stieß sodann den Kahn wieder hinaus in die Strömung, welche ihn ergriff und dem Meere zutrieb. Laurentius schritt auf ein Gebäude zu, welches zwar auch nur von Holz, doch unter den Hütten den Namen Haus beanspruchen konnte. Er klopfte dreimal an der Thür; der Riegel ward zurückgeschoben, und ein alter Mann, im Gewande eines Augustinermönches, einer langen, schwarzen Kutte mit weiten Aermeln, das Gesicht in der Kaputze

versteckt, sagte, indem er die Thür ein klein wenig öffnete: »Was Dein Begehrt?« – »Des Vaterlands Ehr',« antwortete Laurentius und trat in die Flur des Hauses. – »Du bist lange ausgeblieben,« sprach der Mönch Domenico Braccaccio; »die Genossen des Bundes sind längst fort.«

»Was ist beschlossen worden?« fragte Laurentius; »es ist hohe Zeit, zu handeln. Immer weiter streckt Urban seine räuberischen Hände aus, immer tyrannischer wird seine Herrschaft. Don Taddeo Barberini hält das Herzogthum Urbino mit gewaltiger Hand im Zaume, und wenn noch ein Jahrzehnt vergeht, so ändert selbst Urbans VIII. Tod nicht mehr das Schicksal Urbino's.«

»Viele riethen, noch zu warten, besonders der Apotheker Carcurasio,« antwortete der Mönch. »Noch sind die Schweden mächtig in Deutschland; seit Gustav Adolphs Tod sind ihre Waffenerfolge nicht geringer geworden. Wallenstein ist wieder an der Spitze des kaiserlichen Heeres, und der Papst hat Weisungen erhalten, daß Wallenstein sich mit Hülfe der Protestanten zum König Böhmens machen will und mit den Schweden in heimlichem Einverständnis steht.«

»Eben darum ist jetzt der Moment, zu handeln,« versetzte Laurentius. »Wenn jetzt Urban stirbt, so kann der Bund der Patrioten sich für die Unabhängigkeit des Herzogthums Urbino mit Aussicht auf Erfolg erheben.«

»Carcurasio meint, die Schweden müßten erst besiegt sein!« entgegnete der Mönch. »Wenn der deutsche Kaiser dadurch wieder mächtig geworden sei, würde er den Uebergriffen des Papstes entgentreten, eine Erhebung der

Patrioten in Urbino und Ferrara mit Geld und Waffen unterstützen; dann erst könne man durch Beseitigung Urbans VIII. einem neuen Papste, der die Schmälerung des jetzigen Kirchenstaates sich gefallen läßt, auf den Thron verhelfen. Die Fürsten Italiens wagen nicht, ohne Unterstützung des deutschen Kaisers das Joch des Papstes abzuwerfen, also müsse man warten.«

»Geduld und immer Geduld!« rief Laurentius. »Wahrlich, Onkel, ich kenne Euch nicht mehr. Hat das Alter Euch vergessen lassen, daß Ihr es waret, der das Verlangen nach Rache in meine junge Seele pflanzte, der mich zu der furchtbaren Rolle, den Stummen zu spielen, überredete, damit ich um so sicherer mir das Vertrauen des beschränkten, eitlen Vittelechi gewänne und alle Geheimnisse des Ordens Jesu an den Bund der Patrioten Urbino's verrathen könne. Was habe ich gelitten und ausgehalten und geduldet mit übermenschlicher Anstrengung? Bin ich Euch nicht von Frankreich hierher gefolgt, habe ich mich nicht Allem unterzogen, was Ihr mir befohlen, so schwer es auch war?«

»Ja, das hast Du gethan, Neffe,« sprach der Mönch; »ich habe nichts vergessen. Du hast einen persönlichen Grund, Urban VIII. zu hassen; ich bin der Feind des Papstthums, das meinen geliebten Lehrer, Giordano Bruno, der in Lyon, Toulouse und Paris mir die ewigen Wahrheiten des Pantheismus eröffnete, verdarb. Als ich in Frankreich später die Nachricht erhielt, daß der gefeierte Apostel der Wahrheit in Rom auf dem Scheiterhaufen gestorben, da schwur ich dem Papstthum Rache, und ich theilte Dir das

Dir bisher unbekanntes Schicksal Deiner Schwester mit, um dem Bunde der Patrioten Urbino's, in welchen ich in Paris eintrat, ein neues, thätiges Werkzeug zu gewinnen.«

»O, hättet Ihr es nie gethan!« rief Laurentius. »Jetzt wäre ich vielleicht ein glücklicher Mensch, ein berühmter Künstler geworden. Ich wüßte nichts von den fürchterlichen Umtrieben, von den Verschwörungen, die im Dunkeln schleichen. Ich säße jetzt an der Seite eines geliebten Weibes, umgeben von blühenden Kindern, und in unschuldiger Hingabe an die geliebte Malerkunst hätte ich Glück und Friede gefunden. Nun irre ich umher in der gefährlichen Doppelrolle; jede Miene muß ich beherrschen und jeden Augenblick meines Lebens vor Entdeckung zittern. Ich habe seit dem Tage, wo ich als der stummgeborene Laurentius auf Euer Geheiß in den Orden Jesu trat, keine glückliche, frohe Stunde genossen, mein Leben ist verflucht und ein dunkles Verhängniß treibt mich fort auf der verwegenen Bahn.«

»Niemand außer mir kennt Dich von den Verschworenen,« erwiderte der Onkel. »Du hast nichts zu fürchten. Ich werde handeln, wenn es Zeit ist, und selbst auf der Folter werde ich Dich, den Sehn meiner Schwester, nie verrathen.« Der Mönch ergriff das kleine Oellicht, das auf einem Tische neben seinem Lager stand und winkte dem Neffen, ihm zu folgen. Sie stiegen die hölzerne Treppe hinaus und vor der Thür eines Zimmers im ersten Stock hielt Laurentius den Mönch am Arme zurück.

»Seid Ihr des Fischers Antonio, bei dem das Kind untergebracht ist, sicher, völlig sicher?« fragte er den Onkel.

»Antonio ist aus Urbino gebürtig, er liebte das herzogliche Haus und Deine Schwester, die schöne Almida, leidenschaftlich. Ich habe ihm dieses Haus gekauft und er brachte die sterbende Almida hierher. Wie einen Augapfel hütet er den Knaben, den sie unbekannt hier geboren und welcher dereinst die Herzogskrone von Urbino tragen soll. Antonio ist durch Dankbarkeit und tausend Eide an uns gefesselt.«

Die beiden Männer traten leise ein und der Mönch leuchtete vorsichtig mit der kleinen Lampe im Zimmer umher. Auf reinlichem Lager schlief ein neunjähriger Knabe, bei dessen Anblick ein Seufzer sich der Brust des Laurentius entrang. »Er trägt die Züge meiner unglücklichen Schwester,« flüsterte er; »o, wie ähnlich ist er ihr. So sah sie aus, als sie in Frankreich von uns Abschied nahm, um ihr schönes Talent in Italien, wo die Oper und das Schauspiel neu aufblühte, zu verwerthen und sich in der Kunst auszubilden.«

»So sah sie aus,« bestätigte der Mönch; »und sie war nur wenig verändert, als sie hier in meinen und Antonio's Armen verschied.«

Laurentius weinte; er beugte sich zu dem Knaben nieder und küßte ihn auf das im Schläfe unschuldig lächelnde Antlitz. Leicht und unbekommen athmete das schlafende Kind; die Brust des Jesuiten war von widersprechenden Empfindungen schwer gepreßt.

»O, warum darf ich ihn nicht an mein Herz drücken, ihm nicht sagen, daß ich Vaterstelle an ihm vertreten

will? warum ihm nicht von seiner Mutter erzählen?« wehklagte Laurentius.

»Wenn er Herzog ist,« sagte der Mönch, »wirst Du an seiner Seite stehen, und dann erst hat der stumme Laurentius die Sprache wieder gefunden.«

»Er soll es werden!« betheuerte feierlich der Jesuit.

Der Mönch zog den widerstrebenden Neffen aus dem Zimmer und noch lange sprachen Beide in halblautem Tone mit einander. Es schlug drei Uhr Morgens auf St. Peter, als Laurentius nach den ereignißvollen Erlebnissen dieser Nacht in seiner Zelle im Jesuitencolleg ankam.



In einem Gemach des Dominikanerklosters *della Minerva* zu Rom schritt ein siebzigjähriger Greis auf und ab. Er war groß, von starkem Bau; um die hohe und breite Stirn flossen die dichten Silberhaare, das Antlitz mit den edlen markirten Zügen war von Falten durchfurcht. Der Gang des alten Mannes war etwas schwerfällig, seine gebeugte Haltung zeigte jene Versunkenheit in sich selbst, welche man oft bei großen Denkern trifft und welche uns beim ersten Anblick deutlich macht, daß der Geist, der diesen Körper bewohnt, ein eigenes, von dem äußeren Schicksal unabhängiges Dasein lebt. Das Brüten

über große Gedanken, die Erforschung ewiger Wahrheiten läßt ebenso wie eine große Heldenthat einen Widerschein auf den Gesichtszügen zurück, wie die entfliehende Seele des Sterbenden das Antlitz der zurückbleibenden Leiche verklärt, und der Genius drückt selbst einer sonst gewöhnlichen Hülle sein göttliches Siegel auf. Die hohe, ungetrübte Heiterkeit, welche auf den Stirnen genialer Menschen thronet und trotz Unglück, Verlassenheit und Berkanntsein im Bewußtsein ihres eigenen Wertes begründet ist, mildert den strengen Ernst, die Trauer über die Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts, die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, welche der begabtere Mensch deutlicher erkennt und von welcher er deshalb desto tiefer und dauernder ergriffen wird. In den Schmerz über die Unvollkommenheit dieser Welt, welche nie den so heiß empfundenen eigenen Idealen gerecht werden kann, mischt sich das Mitleid mit sich selbst, die Wehmuth, daß man an den irdischen Stoff gebunden, seine Ketten tragen muß, und wie der Sklave, der einst frei in den herrlichen Gegenden des Morgenlandes lebte und nun im finsternen Norden niedere Dienste verrichtet, voll Sehnsucht an die verlorene Freiheit zurückdenkt und nur mehr in der Erinnerung lebt, so empfindet sich der Genius als ein Fremder, als ein Gefangener in der wirklichen Welt; seine Seele hat im Reiche der Phantasie über dieser Erde ein schönes, besseres Dasein erschaut, er hat frei im Reiche der Gedanken, losgebunden von jeder irdischen Schranke, geschwebt, die Wahrheit und Schönheit erschaut. Dort ist fortan seine wahre Heimath, dort

liegt sein Paradies, dort das Land der Verheißung! Aber kein Sterblicher darf sich dort niederlassen, dort Frieden und Seligkeit finden! So lange sein Geist den irdischen Körper bewohnt, vermag er nur in glücklichen Augenblicken, wo ihn der Genius begeistert, einen Blick hinein zu thun in jene ideale Welt, deren Sonnen sein schwaches Erdenauge blenden, und er muß zurückkehren in die kalte Wirklichkeit und ist den Gesetzen unterthan, welche den Stoff, der zur Zeit der Träger seines besseren Ichs geworden, beherrscht; er ist dem Fluch verfallen, zu leben und zu leiden, ein Mensch unter Menschen – so verschieden von ihnen und so hoch über sie gestellt – und ihnen doch wieder so gleich an Schwäche und Unvollkommenheit. Sie aber, die sich klein neben ihm fühlen und durch sein bloßes Dasein gedemüthigt sind, können es ihm nicht verzeihen, daß er anders ist als sie; sie feinden ihn an, sie verkleinern ihn, sie verleumden, verfolgen ihn; sie führen einen Krieg voll List und Bosheit gegen ihn, und wenn er, der die Wahrheit erkannt hat, nicht mit ihnen in das Horn der Lüge stößt, ihrem Irrthum und Vorurtheil nicht huldigt, so fallen sie über ihn und schlachten ihn ab und morden ihn unter dem Deckmantel ihrer prunkenden Gesetze oder einer scheinheiligen Moral, hinter welche sie ihre armselige Selbstsucht verstecken. Aber der Weise blickt empor über die Sterne, auf die Wahrheit seiner besseren Ueberzeugung vertrauend; an sich selbst hat er erfahren, daß in den Gemüthern der irregeleiteten Masse ein edler, ewiger Keim der Freiheit, der Wahrheit liegt und er vermag das erhabene Wort

zu sprechen: ›Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‹

Die scheidende Sonne beleuchtete draußen den sorgfältig gepflegten Klostergarten und Galilei blieb zuweilen am vergitterten Fenster seiner Zelle stehen und sah hinaus in den von hohen Mauern umgebenen grünen Raum, wo in demüthiger Haltung die Mönche langsam sich ergingen, einzeln oder paarweise in ruhigem Gespräch. Auf der Stirn des Greises leg jene feine Heiterkeit, weiche sein reines Bewußtsein, das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit ihm verlieh, und jetzt, herabgestürzt aus hohen Ehrenstellen, getrennt von den Seinen, verlassen von seinen Freunden und halb vergessen von der Welt, die bewundernd seinen Lehrerworten gelauscht hatte, ein ohnmächtiges Opfer der furchtbaren, im Dunkel richtenden Inquisition, empfand er doch keine Furcht. Sein großes Auge blickte frei, er war innerlich gefaßt. Wie alle großen Menschen erregbar von Natur, durch sein entwickeltes Nervenleben der höchsten Leidenschaften fähig, hatte er lange mit sich gekämpft, bis er die edle Entrüstung und den tiefwallenden Zorn über das Menschengeschlecht bezwungen. Jetzt hatte er abgerechnet mit der Welt, die er versuchten gelernt, und er war entschlossen, sich selber treu zu bleiben und was auch kommen möge, fest an der Wahrheit zu hängen, und wenn es sein müsse, wie Giordano Bruno für seine Ueberzeugung zu sterben.

Zu Galilei's Zeit waren die Geistlichen fast allein die ausschließlichen Träger der Bildung; sie bildeten daher auch das lesende und urtheilende Publikum für jede neue literarische und wissenschaftliche Erscheinung. Wie man aber auf dem Gebiete der nützlichen Erfindungen mit Staunen bemerkt, daß meistens die wichtigsten derselben von Dilettanten gemacht werden, so ist bei Entdeckungen der Wissenschaften, bei Auffindung neuer Wahrheiten das Entgegengesetzte der Fall. Hier sind es die Fachmänner, welche auf dem Wege systematischer Forschungen und Versuche neue Gesetze und Aufschlüsse entdecken, während die Erfindungen meist einem Zufall, einem glücklichen Gedanken ihre Entstehung verdanken und daher der Laie, der durch keine Vorurtheile befangen, durch kein Studium in eine einseitige Richtung gedrängt, solch unmittelbaren Einfällen am zugänglichsten ist. Der Weg der Wissenschaft ist ein viel mühsamer und erfordert viel Zeit und Ruhe, um zu einem Ziele zu gelangen und weiter geführt zu werden und in mitten einer Zeit bürgerlicher Kämpfe, nationaler Kriege, oft noch dazu in einem rauhen Klima, das strenge, anhaltende Bearbeitung des Bodens forderte, um dem Volke die nothwendige Nahrung zu liefern, konnte im damaligen Europa die Wissenschaft nur in der beschaulichen Muße der Klöster, im friedlichen Studirzimmer des Priesters gedeihen. Die Geistlichen waren daher die Männer von Fach für jede Wissenschaft, Lehrer und Publikum zugleich; aus diesem, durch die Verhältnisse gebotenen Umstände ging aber auch die Einseitigkeit und enge

Beschränkung der Wissenschaft hervor. Erst als sich in Frankreich unter Ludwig XI. bis XIV., später unter Carl V. in Deutschland das Königthum aus der ohnmächtigen Wahlverfassung herausgebildet hatte und das monarchische Prinzip unabhängig geworden war, wurden die Höfe ein Schutzort für die Wissenschaften, und aus ihren Pflanzschulen gingen auch Professoren hervor, welche die geistliche Würde nicht besaßen. Den Männern von Fach, den Geistlichen galten diese weltlichen Gelehrten für Dilettanten, für Eindringlinge, die sich anmaßten, über Dinge zu entscheiden, welche, wie Alles, vor ihren Richterstuhl allein gehörten. Hieraus mag man sich noch mehr die so lange fortgesetzte Anfeindung so vieler Wahrheiten erklären, die längst allgemeine und öffentlich selbst von einzelnen Geistlichen anerkannt waren.

Erst 1822 wurde der Vortrag der neuen astronomischen Lehren in Rom erlaubt; 1835 erst sind die wegen der Bewegung der Erde verdamnten Schriften Galilei's aus dem Verzeichniß der verbotenen Bücher gestrichen worden. Man kann aus dieser Zähigkeit schließen, mit welchem Haß damals Galilei verfolgt wurde. Das Cliquenwesen, die Bruderschaft, die gegenseitige Lobhudelei, das Todtschweigen des neuerscheinenden Guten, die Verdächtigung des persönlichen Charakters, die Begünstigung des Mittelmäßigen, nur damit das wirklich Vortreffliche nicht aufkäme, neben dem das den schlechten Geschmack beherrschende eigene Machwerk in Nichts versinken mußte, stand schon damals in voller Blüthe. Die Naturwissenschaften leiden heute nicht mehr unter

diesen Krebsgeschwüren, welche sich um so mehr in die Poesie eingenistet haben und als Reclamenschwindel, Kameraderie und ekelhaftes gegenseitiges Verhimmeln jedem Talent das Betreten dieses sumpfigen Bodens so widerwärtig und schwierig machen. Dagegen haben in unseren Tagen die Naturwissenschaften weit über ihr Ziel hinausgeschossen und die Goldmacherei, die seltsame Thorheit des Mittelalters, ist weniger lächerlich, als die Anmaßung, womit die Naturwissenschaften alle Metaphysik in einer materialistischen Philosophie beseitigen wollen, was so unsinnig ist, als das *perpetuum mobile* zu suchen.

Zur Zeit unserer Erzählung waren die Naturwissenschaften der Kirche, welche deren Ausübung als eigenes Monopol für sich in Anspruch nahm, in enge Grenzen gebannt. Dennoch sind Mathematik und Physik, so äußerlich man sie erfaßte, die großen Badeanstalten gewesen, worin der schwächliche, getrübe Geist des Mittelalters sich kräftigte. Klar und unwiderlegbar sind ihre Argumente, die Gegenständlichkeit ihres Inhalts hat eine zwingende Logik. An ihrer Hand eröffnete sich dem Denker ein sicherer Weg in einer bestimmten Richtung; er konnte sich nicht verirren und aus dem verschanzten Lager des errungenen Wissens machte er, sich immer weiter ausbreitend, neue Eroberungen, verachtete jeden Angriff des Unverstandes und schlug endlich jeden Zweifel nieder. Bis zur Galilei'schen Zeit war das Streben aller Wissenschaften, die Blicke der Menge auf sich zu ziehen, eine große Reclame, dem Lehrer Ruhm zu verschaffen.

Das Wunderbare wurde gesucht, nicht das Wahre. Fast alle Gelehrten folgten dieser herrschenden Richtung. Von Jugend auf genährt mit dem dicken Brei kirchlicher Legenden, verlangte der Magen des Auditoriums eine so gewürzte Nahrung, und was das geistliche Publikum verlangte, gab der geistliche Lehrer am schmackhaftesten zubereitet. *Manus manum lavat.*

Es fehlte im Mittelalter nicht an wichtigen Entdeckungen. Aber Tartaglia (1557) ließ seine Regeln für die kubischen Gleichungen unter Trompetenschall auf den Gassen von Brescia verkünden und wissenschaftliche Probleme wurden marktschreierisch unter freiem Himmel ausgerufen. Nebenbei bemerkt, war dieser berühmte Mathematiker der erste, welcher theoretische Beobachtungen über die Bewegung der Geschosse anstellte, die Flugbahn derselben als krumme Linie erkannte und ist somit der Begründer der Artillerie-Wissenschaften.

Daß die Gelehrsamkeit jener Zeit sich dem Sonderbaren mit Vorliebe zuneigte, beweist der allgemeine Hang zur Astrologie und Alchymie. Der bekannte Philosoph, Mathematiker und Arzt Geronimo Cardano behauptete allen Ernstes, er besitze einen *spiritus familiaris*, und dieser Hausgeist ertheile ihm Rathschläge und Warnungen. Er stellte Anderen und sich selbst das Horoskop und starb freiwillig den Hungerstod, um eine Vorhersagung über

sein Lebensende zu erfüllen. Sein ältester Sohn, Giovanni Battista, ebenfalls ein berühmter Arzt, war gesucht wegen seiner Kenntniß und Bereitung aller Gifte. Eines derselben versuchte er an seiner eigenen Frau, wofür er im Gefängniß zu Pavia enthauptet wurde.

Der Physiker Porta († 1615), welcher die *Camera obscura* erfand, den Vorgang beim Sehen zu erklären versuchte, lehrte magische Beziehungen der Gestirne auf den Menschen und glaubte, wenn auch nicht an Zauberei, doch an Sympathie und Antipathie und an die Macht, einen andern Menschen durch den bloßen Willen tödten zu können. So ließen sich noch Hunderte von Beispielen für den Schleier anführen, welcher noch über den Naturwissenschaften lag. Es war natürlich, daß bei dieser Richtung derselben alle Leistungen und Entdeckungen der Gelehrten nur die Frucht individueller Anstrengungen, ein Geschenk der Inspiration, und wenn man so will, eigentlich ein Zufall waren.

Man stellte Hypothesen auf, man schneiderte an denselben herum und nur hier und da fand sich dann das rechte Kleid für die Sache. Von einer Methode der Forschung, von einem Sichbesinnen des Forschergeistes, einem Klarmachen des nächsten Zieles und einer Instandsetzung der Hilfsmittel zu der Expedition in das unerforschte Reich war keine Rede. Selbst Copernicus, ja selbst Kepler verdankten ihre Resultate mehr einer glücklichen Speculation, und ihre Erfolge sind nicht aus einer wissenschaftlichen Untersuchung im heutigen Sinne hervorgegangen. Galilei war der erste aller Gelehrten der

bewohnten Welt, der, ehe er fertige Hypothesen, welche die Inspiration eingegeben, an den Erscheinungen der Reihe nach probirte, den Ursachen der Erscheinungen nachspürte. Vor ihm glich die Wissenschaft einem fertigen Musikstück, der Hypothese, zu welchem man den Text, die Erscheinung suchte; er stellte zuerst den Text auf und componirte dann die Musik, welche ihn in allen Theilen harmonisch erklärt. Von der Wirkung aus grubelte er ihrer Ursache nach und unterzog die Thatsachen einer logischen Kritik. Er war ein guter Mathematiker und Physiker, vor allem aber ein Naturphilosoph und ein Freund der Natur. Er hat zuerst geometrischen Geist in die Naturwissenschaften gebracht, ein Maß eingeführt in das bisher maß- und ziellos Schwankende, er war der Reformator, der Befreier der Naturwissenschaften, die er auf neuen Grundlagen anbaute, auf Beobachtung, Erfahrung und Induktion. Ein umfassender Geist, erhaben wie kaum ein zweiter, wäre er auf jedem Gebiet menschlicher Thätigkeit groß geworden, denn er war ein Universalgenie – man verzeihe den Ausdruck, der sich eigentlich selbst widerspricht, weil Genie eine große Einseitigkeit in Einer Richtung in der Regel voraussetzt. Aber Galilei war auch unter den Genies eine Ausnahme, er besaß zu Allem ein wunderbares Talent. Er kannte die alten Sprachen und mehrere neue wie seine Muttersprache, wußte Virgil, Ovid, Horaz, Petrarca, Berni und seinen Liebling Ariost auswendig. Die ganze griechische und römische Literatur hatte sein reicher Geist in sich aufgenommen.

Er war ein vortrefflicher Musiker und spielte mehrere Instrumente ausgezeichnet. Er zeichnete und malte, er war als Kenner der Kunst so geschätzt, daß die bedeutendsten Maler seiner Zeit, wie wir schon wissen, unter Andern Meister Bronzino, ihn zu Rathe zogen. Er war Dichter und ließ mehrere Dramen und Lustspiele erscheinen, die leider verloren gingen, aber an dem klaren Styl und dem Gedankenreichthum seiner hinterlassenen wissenschaftlichen Werke, welche ein Muster der Beredsamkeit sind, läßt sich die Macht seines poetischen Talents ermessen. Sein scharfer Verstand, sein eminentes Gedächtniß, seine Allseitigkeit befähigten ihn, den Dingen auf den Grund zu sehen, und es ist wohl begreiflich, daß ein solcher Mann, der mit seinen Geistesgaben ein edles Gemüth verband, der ein verlässiger Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein liebender Vater war, im Dienste der Wahrheit lebte und daß über ihn, der die Räthsel des Sternenlaufes zu lösen verstand, irdische Vorurtheile keine Macht besaßen. In edler Gluth hatte er schon als siebzehnjähriger Jüngling die Lehre des Aristoteles angegriffen, was ihm bei seinen Neidern und Feinden, deren er hatte, sobald man seine geistige Ueberlegenheit erkannte, den Spottnamen ›der Zänker‹ eintrug. Schon mit neunzehn Jahren entdeckte er die Gesetze der Pendelschwingung und maß, selbst ein Kind der Vergänglichkeit, zuerst die ewig fliehende Zeit, was allein schon hingereicht hätte, seinen Namen unsterblich zu machen.

Mit fünf und zwanzig Jahren war er, den kein Priesterkleid schmückte, Professor zu Pisa, welches er drei Jahre darauf verließ, weil er eine vom Fürsten Johann von Medici erfundene Maschine für unbrauchbar erklärte. Er war kein Hofmann, wie man sieht, sonst hätte er die Maschine, welche zum Reinigen eines Kanals bestimmt war, gelobt und heimlich gelacht, als sie beim ersten Versuch stecken geblieben war. Die Republik Venedig nahm den jungen Mann auf und acht Jahre lehrte er in Padua, angesehen von aller Welt. Fürsten und Prinzen drängten sich in seine Nähe. Dort erfand er den Proportionalzirkel und eine Art Thermometer, welcher für Toricelli der Anstoß zum Nachdenken über diesen Gegenstand wurde. Dort entdeckte er die Gesetze des freien Falles der Körper, jenes wunderbare Gesetz, welches das Lebensprinzip der Schöpfung ist, nach welchem die Gestirne sich anziehen und abstoßen und in ewigem Laufe an einander vorbeieilen, sich ewig suchend und fliehend, sich ewig sehnd nach Vereinigung, welche sie zum Heile der organischen Natur wahrscheinlich nie erreichen werden. Dort errieth er, als er von der Erfindung des Fernrohres sprechen hört, selbstständig dessen Construction, er beobachtete damit den Mond, entdeckte dessen Libration, die vier Satelliten des Jupiter, die Ringe des Saturns, die Sonnenflecken. Er sprach die Vermuthung aus, daß die Sonne sich um ihre Achse drehe; er rief die Hydrostatik und Hydraulik, welche seit Archimedes kaum mehr berücksichtigt wurden, wieder ins Leben. Er schrieb eine Abhandlung über

die Bewegung der Thiere, über die Farben und menschlichen Sinne. Daß sein Alles umfassender Geist in einer Zeit voll Krieg auch den Kriegswissenschaften Aufmerksamkeit schenkte, dürfte weniger befremden, als daß er auch in diesem Nebenfach solch Bedeutendes leistete, daß Gustav Adolph II., Carls IX. Sohn, König von Schweden, viele seiner Ideen adoptirte und in der Organisation seines Heeres verkörperte. Wie sein Forscherauge die weiten Räume des Himmels durchdrang, so richtete er es im Mikroskop, dessen Erfinder er ist, auf die Zergliederung des Kleinen, denn er wußte, daß nichts an sich groß oder klein ist und daß sich dieselbe Urkraft in Allem äußert.

1610 kehrte Galilei nach Pisa zurück. Zum Vaterlande zog es ihn, obwohl er wissen konnte, daß kein Prophet dort etwas gilt. Aber Ferdinand II. von Toscana bot ihm die Ehrenstelle eines Hofprofessors an, ohne daß er gebunden war, regelmäßige Vorlesungen zu halten, und die Muße, welche er hierdurch für seine Studien gewann, verlockte ihn, den Dienst Venedigs zu verlassen und aus dem starken Schutze der mächtigen Republik sich der Gunst eines Fürsten zu übergeben, der selbst vom römischen Hofe abhängig war. Damals saß Paul V. auf dem Stuhle des heil. Petrus; dieser Papst verachtete wie ein Bettelmönch alle Wissenschaft und Bildung, und die ganze Gesellschaft des päpstlichen Hofes heuchelte diese Rohheit nach. Der Krieg gegen die Aufklärung entbrannte

von Neuem. Es wurde auf den Kanzeln gegen Galilei gepredigt und alle Lehren über die Bewegung der Erde verboten. Damals reiste Galilei freiwillig nach Rom (1616), wo ihn jedoch sein Gönner, Fürst Cenci, der die Akademie für Wissenschaften gegründet, schützte und ihn zu einem klugen, ausweichenden Benehmen zu bewegen wußte, so daß man es nicht wagte, seine Abreise zu verhindern, denn selbst der gewalthätigste Despot sucht einen rechtlichen Vorwand für seine brutalen Handlungen, und jeder Mensch braucht eine Entschuldigung und Beschönigung selbst für seine schlimmsten und geheimsten Thaten. So lebendig, so zwingend, so tief spricht eine innere Stimme in uns von Recht und Unrecht, und der ein Unrecht öffentlich frech und ohne Reue begeht, erregt darum allgemeine Entrüstung und Entsetzen, oder wenn er dabei das Leben und Wohl ganzer Nationen aufs Spiel setzt, erfaßt uns der ungeheure Egoismus, der im Stande ist, der mächtigen inneren Stimme, deren Urtheil wir fürchten, Hohn zu sprechen, mit einer Bewunderung der Kraft, und so ist selbst das Laster oft in der Geschichte durch seine Titanenstärke, welche die Welt mit schauerndem Staunen erfüllte, mehr gepriesen worden, als die Tugend wirklicher Helden. Nach Pisa zurückgekehrt, folgte Galilei dem Rath seiner Freunde und verhielt sich ziemlich ruhig, um seinen Feinden keine Handhabe zu liefern. Im Jahre 1618 erschienen drei Kometen, welche der abergläubigen Welt nicht geringen Schrecken einjagten, und jetzt trat Grassi mit einer Schrift auf, worin er Galilei's Lehren heftig angriff, und indem er auf die durch

Verkündigung des Weltendes, von Pest und Kriegen zerknirschten Gemüther spekulierte, hatte seine Abhandlung einen großen Erfolg. Die drei feurigen Zeichen standen ja wie brennende Ruthen am Himmel, mit denen Gott das Geschlecht zu züchtigen drohte, das sich erkühnte, selbst zu denken.

Galilei sah, daß die schwache Menge an der Wahrheit irre wurde, daß sie die übernatürliche Auffassung, daß die Kometen sichtbare Zeichen des Zornes der Gottheit seien, sich begierig aneignete, und sein Eifer für die Wahrheit war nicht länger mehr durch irdische Bedenken zurückzuhalten. Er erwiderte Grassi in der sicheren, lebendigen Sprache eines von seinen Worten tief Ueberzeugten, er wies ihm nach, wie er als Priester die Kometen mißbrauchte, um die Gemüther zu schrecken und in den blinden Gehorsam der die Wissenschaften verdammenden Kirche zurückzuführen. Grassi und andere Schriftsteller der Kirche antworteten in noch gereizterem Tone, und endlich ließ 1620 Galilei sein Gespräch zwischen den drei Personen erscheinen, welches er Urban VIII., der damals Erzbischof von Spoleto und als ein den Wissenschaften geneigter Mann allgemein bekannt war, zusandte. Paul V. starb 1621, ihm folgte Gregor XV., der den Ignaz von Loyola, um einem dringenden Bedürfniß abzuhelpen, in die Zahl seiner Heiligen aufnahm. Auch unter ihm dauerten die Streitigkeiten fort. Erst als 1623 Urban VIII. an die Regierung kam, trat Ruhe ein. Seine absolute Herrschaft duldete kein Gezänk; er hatte sich

den Ruf eines Beschützers der Künste und Wissenschaften erworben und konnte, ohne ihn zu verlieren, nicht gegen Galilei einschreiten. Sein zunächst auf die äußere Politik gerichtetes Augenmerk unterschätzte überhaupt lange Zeit die Macht der freien Wissenschaft und die Gefährlichkeit ihrer Lehren für die Kirche und es bedurfte persönlicher Motive, bis er sich entschloß, Galilei vor den Richterstuhl der Inquisition fordern zu lassen.

So sah sich der Greis mit siebzig Jahren nun vor der Inquisition.

Ein langes Leben hatte er der Wissenschaft gewidmet und jetzt, nahe dem Grabe, sollte er für eine vor zehn Jahren verfaßte Schrift sich verantworten. Vor Kurzem erst war seine Lieblingstochter Maria in ein Kloster im Kirchspiel Arcetri eingetreten, er hatte sich mit seinem Sohne Vincenzo, wie wir wissen, überworfen und von häuslichen Sorgen und Kummer gedrückt, ließ er seine Tochter Fides mit der Nichte Julia und dem Knaben Viviani in Pisa zurück und trat die Reise nach Rom an. An der Grenze des Kirchenstaates mußte der alte Mann wegen der in den toscanischen Staaten ausgebrochenen Pest eine widerwärtige Quarantaine durchmachen; eine Qual für ihn, der an Thätigkeit gewöhnt war. Zwei Monate saß er jetzt schon gefangen in Rom, im Anfange im Hotel des toscanischen Gesandten Niccolini, nun im Gefängniß der Inquisition, im Kloster *della Minerva*. Noch hatte kein Verhör stattgefunden, und er begann zu fürchten, man würde ihn zeitlebens ohne ein solches gefangen halten. Diese Besorgniß wurde damals von vielen Anhängern seiner

Lehre getheilt, und Grassi hatte sie klug benützt, Vincenzo zur Unterschrift jenes Briefes zu verleiten.

Der Eintritt seines Wärters, eines Fraters der Dominikaner, unterbrach Galilei in seinen Gedanken. Aber diesmal kam der Wärter nicht, wie gewöhnlich, allein, sondern von noch mehreren Brüdern begleitet, welche einen Tisch mit Schreibzeug hereintrugen, eine mächtige Oelampe darauf setzten und sodann mehrere Stühle um den Tisch stellten. – »Euer Wunsch geht in Erfüllung, Meister,« sagte der Wärter; »heute ist hier die erste Voruntersuchung, morgen habt Ihr das erste Verhör vor der heiligen Inquisition zu bestehen.«

Der Wärter hatte kaum ausgesprochen, als Vittelechi mit dem Sekretär Laurentius, Grassi und dem Astronomen Riccioli eintraten und an dem Tische mit noch zwei Dominikanermönchen Platz nahmen. Eine Abtheilung Soldaten marschirte auf dem Gange vor der Zelle auf, deren Thür zugemacht aber nicht verschlossen wurde.

»Meister Galilei,« begann jetzt der »Engel des Friedens«, – »Seine Heiligkeit, Urban VIII., läßt Euch einen Weg offen, in die Freiheit zurückzukehren; widerruft Eure Lehren, kehret zurück zur Kirche, die Ihr durch Eure Behauptungen beleidigt, von der Ihr Euch als Ketzer los-sagtet!«

Der Greis betrachtete die Mitglieder der Commission, und lange haftete sein Auge auf dem Antlitz des bleichen

Sekretärs, der mit gewandter Hand die Worte seines Generals nachschrieb. »Ich bin nie von der Kirche abgefallen, ich bin ein katholischer Christ, ich habe ein langes Leben dem Glauben angehangen und hoffe in ihm zu sterben,« erwiderte er dann.

»Der heilige Vater,« fuhr Vittelechi fort, »hat unsere Bitte gewährt, in einer Voruntersuchung uns friedlich mit Euch besprechen zu dürfen; vielleicht gelingt es den erleuchteten Worten eines Collegen Eurer Wissenschaft, dem thätigen Werkzeug des Ordens Jesu, dem Astronomen Riccioli, den Ihr hier vor Euch seht, Euren Irrthum aufzuhellen; Horazio Grassi ist Euch nicht fremd, der für unsere Kirche schon oft gegen Euch gestritten. Erwäget noch einmal besonnen das Für und Wider gegen Eure Lehre! möge der Zuspruch dieser würdigen Patres des hochgeehrten Dominikanerordens Euer Gemüth erweichen, daß es in sich geht und reuevoll den Weg der Buße betritt!«

Jetzt sprachen sie der Reihe nach Alle in salbungsvollen Worten, die der Jesuitengeneral aufforderte. Von Milde, Sanftmuth und christlicher Liebe flossen ihre redege wandten Lippen über, und kein Kunstgriff, keine Schmeichelei und keine Sophistik blieb unversucht, um den starren Greis zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber der »alte Zänker« blieb fest. Er hörte all den Einwürfen gegen seine Lehre zu, ohne zu antworten. So Großes auch Galilei's Forschergeist geleistet, so war doch das Copernikanische

Weltsystem noch nicht zu jener Ausbildung und harmonischen Einheit gelangt, wie heute, und es ließ sich mancherlei gegen Galilei's Lehren einwenden, worüber selbst dieser keine genügende Erklärung geben konnte. Damals hatte man noch nicht erkannt, daß die Luft ein Körper sei, der Gewicht hat und deshalb der Schwere unterliegt, sondern man dachte sich den ganzen Schöpfungsraum mit atmosphärischer Luft ausgefüllt. Wenn in Wahrheit eine Bewegung der Erde stattfand, so hätte ja, sagten Galilei's Widersacher, das Fortstürmen des Erdballs in der Luft einen ungeheuren Lärm verursachen müssen, da ja schon eine kleine Kugel, aus dem Gewehr abgeschossen, ein so scharfes Geräusch, ein Pfeifen in der Luft hervorbringt; es müßte ja ein so heftiger Luftstrom an der Oberfläche der rotirenden Erde entstehen, daß sich kein Mensch mehr auf den Füßen halten konnte, daß kein Baum mehr im Boden wurzeln, kein Haus aufrecht bleiben könnte und die ganze Erde glatt geschliffen werden müßte. Wenn sich die Erde bewegte, sagte man triumphirend, wie könnte der in die Luft geworfene Stein an demselben Orte niederfallen, wo er in die Höhe geworfen wird; wenn sich die Erde bewegte, müßte der senkrecht hinaufgeworfene Stein an einer andern Stelle zu Boden kommen, wie sich z. B. der in einem Wagen Fahrende, der einen Stein in die Höhe wirft, schon weit von dem Orte befindet, wo der Stein niederfällt. Eine von Ost nach West geschossene Kugel müßte weiter fliegen, als eine solche, die in der Richtung von West nach Ost abgefeuert wird, da die letztere mit der schellen Bewegung

der Erdoberfläche in gleicher Richtung gehe, und wenn die Geschwindigkeit der Kugel geringer sei, als jene der Erdbewegung, so werde es sogar erscheinen müssen, als ob sie rückwärts fliege. Kein Schuß könne mehr treffen. Noch viele wichtige, auch astronomische Einwendungen konnte man machen, da Toricelli damals noch nicht bewiesen, daß die Luft auch ein gewichtiger Körper sei, und die Gesetze derselben noch nicht festgestellt hatte. Galilei nahm an, die Gebirge umfaßten, wie die Wände eines Gefäßes, dessen Boden die Ebenen und Gewässer bilden, die Luft und führten sie so, eingeschlossen, bei der Drehung der Erde mit sich, und er konnte auf diese Einwendungen nichts erwidern, so wenig als die Naturwissenschaft je wird antworten können, wenn man sie nach dem letzten Grund aller Dinge fragt.

»Ihr antwortet nicht, Galilei?« fragte Vittelechi, als die Mitglieder der Commission zu Ende gesprochen; »Ihr seid besiegt.«

Jetzt erhob sich die Gestalt des Greises und mit aller Energie seiner Jünglingsjahre faßte er den Inhalt seiner Erfahrungen in wenig Worten zusammen und trug die unwiderlegbaren Beweise für die Bewegung der Erde vor. Zermalmt von der siegreichen Wahrheit seiner Aussage zuckte Grassi zusammen, Riccioli mühte sich ein vornehmes Lächeln ab, die beiden Dominikaner konnten ihre Befriedigung nicht verbergen, daß das Opfer der Inquisition sich mit jedem Wort dem Scheiterhaufen näherte.

Dem Sekretär bebte das Herz; die Allgewalt der Wahrheit berührte ihn mit weihevoller Hand, und mit Mühe nur hielt er die Thränen zurück.

Nur der ›Engel des Friedens‹ blieb kalt. »Die Erde kann sich nicht bewegen, Meister Galilei,« sagte er sanft, »weil es die heilige Schrift bezeugt, daß sie stille steht. Mathematik und Physik sind Teufelskünste, wenn sie sich erkühnen, mehr wissen zu wollen, als die Bibel gestattet. O laßt Euch zurufen, Ihr Galilei'schen Männer: ›was stehet ihr da und sehet gen Himmel? Leset das Wort Gottes, wo geschrieben steht: Gott hat die Erde zugerichtet und sie bleibt stehen.‹ Wollt Ihr Laien die Schrift erklären, oder sind wir, die Priester Gottes, allein dazu befugt? Ich sage Euch, der Fels Petri herrscht über die Unterwelt und hält die Hölle im Zaume, deren lügnerischer Genosse Jeder ist, welcher an Gottes Wort frevelt; der Papst hat die Schlüssel zum Himmelreich, und vor sein festes Bollwerk, die Inquisition, zieht er den Geist der Fürsten und der Bettler zur Verantwortung, und ihm gebührt die Alleinherrschaft über alle Menschen und menschliche Dinge. Widerruft Euren Irrwahn, Meister, macht Frieden, bevor Ihr sterbt, mit der Kirche, die Euch eine liebende Mutter war, die aber den abtrünnigen Sohn zu strafen weiß mit zeitlicher und ewiger Verdammung. Jeder Widerstand ist nutzlos – schwört Eure Lüge ab.«

Da bäumte sich der Greis auf, er streifte die Silberlocken aus dem ehrwürdigen Antlitz und legte die Hand aufs Herz, während er die Rechte gegen den Himmel erhob:

»Die Gestirne dort oben,« rief er in edler Begeisterung, »deren Lauf ich berechnet, sind meine Zeugen! Da draußen ist das große Buch der Natur aufgeschlagen, in dem Jeder zu lesen vermag, der liebend in seine geheimnißvolle Sprache einzudringen den ernstesten Willen besitzt. Nimmer will ich zum Verräther werden an der Ueberzeugung, an der erkannten Wahrheit. Mag mein Haupt fallen, wie so viele vor ihm, die Ihr als Märtyrer für die Freiheit geschlachtet, mag das Feuer diesen alten morschen Körper verzehren – nie wird meine Zunge die Verdammniß der Wahrheit aussprechen, und was Ihr auch ersinnen und thun mögt, nun und nimmer werdet Ihr die Wahrheit ersticken können, und wenn Ihr auch noch Jahrhunderte lang den freien Menscheng Geist in Fesseln schlägt und die Seelen in der Nacht der Lüge erhalten wollt, es wird der Tag kommen, wo ein besseres Geschlecht Euere Bande zerreißt, wo das helle Licht der Freiheit Eure Nacht durchbricht und vernichtet, und wo die Menschheit aufjauchzend das Wort wiederholen wird, als das Feldgeschrei für Freiheit, Wahrheit und Bildung, das Wort, das meine einzige Antwort auf Eure Fragen nach der Erde ist: ›Und sie bewegt sich doch!«

Tiefe Stille folgte, als der Greis geendet.

Die Commission schlich sich fort – regungslos stand Galilei da und sah, daß in den Augen des Sekretärs, der, als der letzte der Hinausgehenden ihm einen Blick voll Ehrfurcht zuwendete, eine Thräne glänzte. Da ließ sich der Greis auf den Boden nieder, seine Kraft war gebrochen, und er weinte lange, lange – bis sich die Schwäche

des Alters geltend machte, und der Schlaf, der Tröster alles Lebendigen, ihn umfing.

Urban VIII. hatte eine schlechte Nacht gehabt, und er, der bisher nie eine Stunde krank gewesen war, fühlte sich heute zum ersten Male in seinem fünfundsechzigsten Jahre (wenn man Papst war, galt dies noch für ein jugendliches Alter) unwohl. Er war in der widerwärtigsten Laune, und Niemand konnte ihm etwas recht machen. Die Neffen, welche ihn besuchten, ließ er mit rauhen Worten an, und warf ihnen vor, wie sie seine Güte mißbraucht und sich übermäßig viel Geld und Privilegien angeeignet hätten. Er wolle aber eine Commission ernennen, welche ihr Eigenthum abschätzen solle, denn er könne es in seinem Gewissen und vor der Nachwelt nicht verantworten, daß sie sich auf Kosten seiner Unterthanen so sehr bereichert hätten. Diese Commission trat später wirklich unter Beiziehung des Jesuitengenerals Vittelechi zusammen und erklärte, daß der erworbene Besitz der Familie Barberini ganz ihren Verdiensten entspreche. – Der alte Staatssecretair und Cardinal Magalotti, ein Schwager Urbans VIII. von Brudersseite, durch dessen Hand die auswärtigen Depeschen gingen, war in Verzweiflung über die sich widersprechenden Aufträge. Selbst Donna Anna vermochte heute nicht, wie so oft,

die aufgeregte Galle des heiligen Vaters zu beschwichtigen; er warf ihr vor, daß sie sich in Staatsgeschäfte mische, und verbot ihr, je wieder von politischen Dingen mit ihm zu reden. Ja, er gab ihr den überraschenden Auftrag, den Cardinal Orsini auf den Abend zu sich einzuladen, denn er wolle ihn sprechen. Er habe ihm Unrecht gethan, die Jesuiten sollten sich ja nicht einbilden, daß er sich durch seine schöne Nichte beherrschen ließe. Ganz bestürzt war Donna Anna fortgeeilt und berieth sich mit ihrem Schwager Cardinal Francesco, was zu thun sei. Dieser gebot ihr einstweilen Schweigen gegen ihren Beichtvater; Orsini dürfe seinen Einfluß nicht wieder gewinnen; da die Zusammenkunft, nachdem der Papst sie befohlen, nicht mehr zu hindern sei, so müsse sie Alles aufbieten, den Inhalt der Unterredung zu erfahren, dann erst könne man dagegen operiren. – Urban, wie alle Leute, die nie krank waren, hielt nichts auf Aerzte. Ungeduldig, wie er war, erhöhte es seine Mißstimmung, daß keiner der gerufenen Aerzte ihn augenblicklich von seinem Uebel befreien konnte, welches in einem leichten Gallenfieber, in einer Art Gelbsucht, bestand. Er ließ sich den damals in Rom berühmten Apotheker Carcurasio holen und befragte ihn, ob es kein Mittel gäbe, ihm zu helfen. Dieser war ein schlauer Mann; er kannte den Charakter seines hohen Patienten genau und hüllte sich in geheimnißvolle Andeutungen, daß er zuerst das Horoscop befragen, die richtige Constellation der Gestirne abwarten müsse. – Urban, der empört war, daß die Aerzte seine Krankheit als einen gewöhnlichen, ganz gemeinen

Fall erklärt hatten und ihn wie einen andern Sterblichen behandeln wollten, fand Gefallen an der Behauptung des listigen Apothekers, daß dieser Fall einer derartigen Erkrankung noch niemals in der Wissenschaft vorgekommen sei und die tiefste Ueberlegung erheische, ehe man daran denken könne, ein Mittel dagegen zu gebrauchen. Carcurasio versprach, gegen Abend wieder zu kommen, und suchte sogleich den Augustinermönch Pater Braccaccio, seinen Mitgenossen im Geheimbunde der Patrioten, auf, der Medicin studirt hatte und in allen Ränken wohl erfahren war. Dieser gab ihm den Rath, an dem Papste ein Heilmittel zu versuchen, welches denselben für immer an ihn binde, und es gelang Carcurasio zum großen Verdruß der Aerzte, den Papst zu bereden, sich eine Fontanelle anlegen zu lassen. Der Apotheker schnitt an der Gegend, wo die Galldrüse liegt, die Haut seines Patienten ein wenig auf und legte eine Erbse in die Wunde, wodurch diese in fortwährender Eiterung erhalten wurde, und von nun an hatte Carcurasio jeden Tag Zutritt bei dem Oberhaupt der Kirche, um seine Fontanelle zu behandeln, und war so mit Einem Male ein wichtiger Mann am Hofe geworden, und der Bund der Patrioten sah eines seiner thätigsten Mitglieder voll Hoffnung eine so einflußreiche Stellung einnehmen.

Die Krankheit Urbans VIII. war aber mehr eine moralische. Er bildete sich ein, sobald die Fontanelle fertig war,

jetzt sei er geheilt, und hielt große Stücke auf den Apotheker, aber er konnte doch die Empfindungen und banger Ahnungen nicht los werden, welche das geheimnißvolle Blatt mit der Aufschrift: »Wehe, wenn Galilei stirbt! noch lebt der Rächer für Urbino!« geweckt hatte.

Die Herzöge von Urbino hatten sich durch kriegerische Thaten, durch den Schutz der schönen Künste, durch den Glanz und die Freigebigkeit ihres Hofstaates großen Ruhm erworben. Sie achteten die für damalige Zeiten ziemlich freisinnige Verfassung ihres Volkes, und dieses liebte seine Fürsten um so mehr, und schloß sich um so inniger an dieselben an, je weiter der Kirchenstaat, der auch Urbino zu verschlingen drohte, sich ausbreitete. Allein die Hoffnung, die Selbstständigkeit Urbino's ferner gesichert zu sehen, schwand, als die Ehe des Herzogs Franz Maria von Urbino mit der Prinzessin Lucrezia von Este kinderlos blieb. Wenn Franz Maria starb, so waren keine Erben da, welche auf die Thronfolge Anspruch machen konnten, und es war dann gewiß, daß das Herzogthum Urbino das Schicksal Ferrara's theilen, dem Kirchenstaat einverleibt werden und die Bürger ihre alten Freiheiten verlieren würden. Als aber die Herzogin Lucrezia von Este starb, vermählte sich Herzog Franz Maria, und mit Jubel gab sich das getreue Volk der Hoffnung hin, daß der Stamm seines vaterländischen Fürsten nicht austerben, daß ihm ein Kronprinz geboren werde. In Pesaro

verkündigte, unter dem ungeheuern Zudrang der Edelleute des Landes, der Magistrate und des Volkes, der Herzog vom Fenster des Zimmers aus, wo seine zweite Gemahlin niederkam, der versammelten Menge: »Gott hat uns einen Knaben bescheert.« Im Taumel der Freude, der Begeisterung, sank man sich glückwünschend in die Arme, ein unbeschreiblicher Jubel durchflog das Land, und die Städte errichteten Kirchen und fromme Stiftungen, um dem Himmel für dies kaum mehr erwartete Glück zu danken. Der junge Prinz wurde sorgfältig erzogen, er zeigte Talent und eine große Vorliebe für Literatur; unter den Segenswünschen seines Volkes vermählte er sich mit einer Prinzessin von Toscana und trat die Regierung an, die ihm der altgewordene Vater überließ. Aber der Rausch der Gewalt ergriff den Prinzen; sobald er der Herr des Landes geworden war. In jener Zeit hatte sich aus den kirchlichen Passionsspielen das weltliche Theater zu entwickeln begonnen, und die weiblichen Rollen wurden von nun an durch Schauspielerinnen dargestellt. Der Prinz, empfänglich für die junge, dramatische Literatur, betrat selbst die Bretter der Bühne, und unglücklicherweise verliebte er sich in eine schöne Schauspielerin, welche, excentrisch und hoch begabt, ihn so zu fesseln wußte, daß er ohne sie nicht mehr leben konnte. Die schöne Almida liebte den jungen Herzog; leichtblütig, wie sie war, bedachte sie im frohen Jugendtaumel und Uebermuth ihres frischen Naturells nicht, welchen ersten Pflichten sie den Herzog abtrünnig machte, der für sie tausend Thorheiten beging und, von Ausschweifung

zu Ausschweifung sich verirrend, endlich immer tiefer in der Achtung seines Volkes sank. Wehmüthig beklagte man den Lebenswandel des jungen Regenten, und es erregte keine ernstliche Trauer, als der Herzog nach einer wild durchschwärmten Nacht eines Morgens todt in seinem Bette gefunden wurde und die schöne Almida verschwunden war. Nochmals mußte der greise Vater Franz Maria die Regierung übernehmen, und um die aus der Ehe seines Sohnes stammende Tochter, deren der Papst Urban sich mit List bemächtigen wollte, den räuberischen Händen der Barberini zu entziehen, ließ er sie als Braut mit einem Prinzen von Toscana verloben und sofort in jenes Land verbringen. Aber nur um so mehr wurde er von der Regierung des Kirchenstaates bedrückt, wie schon erzählt wurde; seine festen Schlösser nahm Taddeo Barberini in Besitz, und als Franz Maria altersschwach, von Herzeleid gebeugt, 1631 starb, verwandelte der rasch zugreifende General Taddeo, Urbino in eine Provinz des Kirchenstaates. Die Furcht vor den grausamen Gewaltmaßregeln, welche Taddeo nicht an den Widerspänstigen sparte, erstickte jede offene Empörung gegen die neue Ordnung der Dinge; aber der Unmuth der Patrioten Urbino's schlich im Finstern fort, und Urban wußte, daß eine geheime Verschwörung bestand, welche ihm nach dem Leben strebte. Man schrieb ihm den frühen Tod des Herzogs zu, und wenn auch er keinen direkten Befehl zur Ermordung des jungen Wüstlings gegeben hatte, so waren doch oft bei den ehrgeizigen Besprechungen mit seinem Bruder und den drei Neffen Andeutungen gefallen,

welche die Möglichkeit nicht ausschlossen, daß der Sohn Franz Maria's auf Anstiften eines Barberini durch Gift aus der Welt geschafft worden war. Die geheime Gesellschaft der Patrioten Urbino's war trotz aller Wachsamkeit der Polizei und der weit verzweigten Controle des Beichtstuhls, trotz der Spürkraft der unermüdlich darnach forschenden Jesuiten, mit anderen geheimen Gesellschaften Italiens und mit den Unzufriedenen im Kirchenstaate in Verbindung getreten, und hatte selbst in hohen Schichten der römischen Gesellschaft ihre Anhänger. Die Verschworenen beabsichtigten nach dem Tode Urbans VIII. den Cardinal Ascoli auf den päpstlichen Stuhl zu heben, und im Verein mit mehreren Mönchen glaubte Ascoli's Neffe, ein überspannter Jüngling, Namens Giacinto Centini, er könne mit Hülfe teuflischer Künste dem Leben des heiligen Vaters ein Ziel setzen, ohne den immer unsichern Ausgang eines persönlichen Attentats wagen zu müssen. Zu diesem Zwecke machten sie, verblindet von dem Aberglauben ihrer Zeit, eine Urban VIII. ähnliche Statue von Wachs und verbrannten dieselbe unter Anrufung von Dämonen und unter Darbringung unsinniger Opfer, und waren fest überzeugt, daß nach dieser Prozedur der Papst sein Leben schließen müsse. Aber der Cardinal Ascoli zeigte selbst die Schuldigen der Inquisition an, welche sie in aller Stille hinrichten ließ. Dieses Ereigniß war aber nicht wirkungslos auf Urban's Phantasie geblieben. So unsinnig das ganze Complot war, hatte es doch die Existenz einer geheimen Verbindung, die ihm nach dem Leben trachtete, bewiesen, und fortan war

der heil. Vater von der Unruhe einer unbestimmten, aber stets drohenden Gefahr erfüllt, und sein Gewissen sprach ihn nicht frei, diese äußere Bedrohung für den gewaltsamen Raub des Herzogthums Urbino verdient zu haben. Um so tiefer und bitterer war sein Groll, seine Wuth gegen den im Geheimen schleichenden Feind, gegen den er in all seiner schrankenlosen Gewalt ohnmächtig war, so lange er ihn nicht erfassen konnte und seine Ausdehnung und Pläne nicht kannte. Jenes Blatt, welches der stumme Laurentius so tollkühn ihm im Hause seines eigenen Nefen in die Hände zu spielen gewußt hatte, rief alle seine Befürchtungen wieder wach. Die Vorsichtsmaßregeln wurden verschärft; auf Schritt und Tritt verfolgten Polizeiagenten den heil. Vater, der stets mit militärischer Eskorte erschien – aber alle Anstrengungen Vittelechi's, den Absender jenes Blattes zu entdecken, blieben vergeblich. Mißmuthig und sorgenvoll begab sich Abends, trotz dem Hautreiz, welchen die Fontanelle ihm verursachte, Urban zu seiner Nichte, wo er den Cardinal Orsini antraf. Dieser, auf dessen regelmäßigen Zügen die Ehrlichkeit und Ruhe eines guten Gewissens zu lesen war, empfing ihn ohne Empfindlichkeit über die Art und Weise, mit welcher der heil. Vater einst seinen Umgang abgebrochen hatte. Vor wenigen Tagen hatte der frühere Günstling versucht, eine Audienz zu erhalten, um für Galilei's Angehörige die Erlaubniß zu erbitten, den gefangenen Greis besuchen zu dürfen, und Urban hatte ihn nicht vorgelassen. Heute hatte ihn nun Urban selbst zur Unterredung herbestimmt, und Orsini, ein aufgeklärter Diener seiner Kirche,

untadelhaft in seinem Wandel, pflichtgetreu als Priester, gebildet und gefühlvoll als Mensch, war fest entschlossen, sein Gesuch für Galilei jetzt wiederholt vorzubringen. Urban wußte mit echt französischer Gewandtheit, als wäre inzwischen nichts vorgefallen, den früheren Ton gegen Orsini zu finden, und als Donna Anna sich auf einen Wink des Onkels entfernt hatte, sagte Urban geradezu, er wolle, da er Orsini's Gelehrsamkeit hochschätze, und sein vorurtheilsfreies, selbstständiges Urtheil kenne, seine Meinung über Galilei hören. Er theilte ihm mit, daß er durch Vincenzo den klaren Beweis erhalten habe, daß Galilei ihn unter dem Namen Simplicius verspotten wollte, und fragte ihn, ob es eine Strafe gäbe, die hart genug für solch ein Verbrechen sei. – Orsini gab Urban vollkommen recht. Es sei undankbar von Galilei, den heil. Vater, der ihm so viele Gnaden erzeugt hatte, auf solch rohe Weise zu schmähen. Aber in der Schrift selbst sei nichts zu finden, woraus sich behaupten ließe, der Papst sei unter dem Simplicius gemeint; Simplicius spreche ja nur ganz objectiv die thörichten Ansichten der Laien über das Weltsystem aus, wie sie jeder hege; der nur oberflächlich, ohne wissenschaftliche Begriffe, davon rede. Davon könne der gebildete Urban VIII., dessen geistige Größe, dessen Verständniß für die Astronomie, dessen hohe Talente der geniale Meister Galilei stets, und noch dazu in öffentlichem Lob, so oft anerkannt habe, nicht beleidigt sein – dieser Spott mit gerade diesem Wort treffe ihn nun und nimmer.

»Aber er hat ausgesprochen klar und deutlich, daß er mich gemeint hat,« antwortete Urban, indem er sich in einen Lehnstuhl niederließ und Orsini winkte, ein Gleiches zu thun. Urban rückte seinen Stuhl näher zum Kamin und gebot Orsini, leise zu sprechen. »Wir sind nirgends mehr sicher,« sagte er, »nicht mehr im eigenen Hause,« und seine hohe kräftige Gestalt schauerte leise zusammen.

»Sonst war es anders,« sagte Orsini; »so lange dieser unselige Streit über die Unfehlbarkeit der Kirche ruhte, überließ sich Ew. Heiligkeit ungestört dem Studium der Gestirne; in schöner Beschäftigung verfloßen die Abende, wenn wir die anregenden schönen Gedichte Eurer Heiligkeit lasen, oder an den lebenden Bildern uns erfreuten.«

»Es ist Alles anders geworden,« sagte Urban wehmüthig, »ich werde alt, Orsini; – jetzt erst erkenne ich, daß ich auf falschem Wege war – jetzt erst – seit Politik und Wissenschaft sich verbündet; – da leset.« Er gab Orsini das Blatt mit der Inschrift: ›Wehe, wenn Galilei stirbt, noch lebt der Rächer von Urbino.«

»Möge Eure Heiligkeit lange leben und in ungeschwächter Kraft regieren,« rief Orsini; »die Hand des Meuchelmörders erzittert, wenn sie den Träger der heiligen Tiara, der dreifachen Krone, berühren will. Urban steht unter Gottes unmittelbarem Schutz und verachtet das Gezische der Natter, die aus dem Verstecke sich nicht hervorwagt. – Darf ich ganz offen reden?« fragte er nach einer Pause.

»Ich kann die Wahrheit hören, Eminenz,« sagte Urban, »wenn man mich auch als eigensinnig verschreit. Ein Fürst darf öffentlich nie eines Rathes bedürfen, und die Schritte des Papstes sind beobachtet von tausend Augen, er ist belauscht jeden Augenblick seines Lebens, und an jede seiner menschlichen Schwächen hängen sich Hunderte von ehrgeizigen Priestern, um durch ihn zu regieren. Der Papst ist der mächtigste Regent der Welt, wenn er versteht, mehr zu scheinen, als ein sterblicher Mensch; aber er ist der ohnmächtigste, wenn er in dem Pöbel seines Hofstaates untergeht und mit gewöhnlichen Sterblichen sich gemein macht. Darum bin ich unnahbar; aber Ihr, Orsini, seid nicht ehrgeizig; Euer Gemüth ist ehrlich und harmlos, wie das eines Kindes; Ihr dürft frei den edlen Regungen Eures Herzens folgen, wo ich auf mühsam erdachten Wegen ein schweres Ziel verfolgen muß. Ihr könnt Euch nach Eurem Gewissen entscheiden, und wenn Ihr irrt, umkehren; ich darf nicht irren; ich muß mit den Interessen der Welt und der Kirche zugleich abrechnen und oft auf einer Seite ungerecht scheinen, um auf der andern gerecht zu sein. – Redet, Orsini! Urban hört Euch und hat Euren Rath selbst begehrt von Euch, den er für seinen Freund hält!«

Orsini küßte die dargebotene Hand, dann sagte er:

»Ich halte dieses geheimnißvolle Blatt für ein Machwerk der Jesuiten, die Galilei verderben wollen. Sie kennen den unbeugsamen Charakter Urban's und wissen, daß er nicht so leicht von der eingeschlagenen Richtung abzubringen ist. Seit langen Jahren hat dieser Urban die

Wissenschaft und Künste beschützt, er hat die Widmungen Galilei's angenommen, hat mit ihm in Briefwechsel gestanden, und der Orden Jesu sieht ein, daß man ihm nicht so leicht den genialen Meister überliefern wird. Da gilt es, den Widerspruchsgeist in Urban zu wecken! Man fordert auf einer Seite die Auslieferung des Ketzers, auf der andern droht man mit geheimen Verschwörungen, weil man Urban's furchtlose Seele kennt, und hofft, er werde im Zorne, daß man ihn der Feigheit fähig hält, nun Galilei um so schneller opfern, um zu beweisen, daß Drohungen keine Macht über ihn haben.«

»Das ist nicht unmöglich,« fiel Urban lebhaft ein, befriedigt, auf diese Weise die geheimnißvolle Drohung, welche jenes Blatt enthielt, als ein leeres, jesuitisches Kunststück betrachten zu können.

»Es kann sein,« fuhr Orsini fort, »daß Galilei, aufgebracht, nach so vielen Beweisen der Huld von demselben Urban, der ihm so wohlgesinnt war, nun vor die Inquisition gezogen zu werden, wirklich sich beleidigender Ausdrücke gegen Eure Heiligkeit bedient hat. Aber gewiß geschah es nicht öffentlich, und wenn ich es auch nicht entschuldigen kann, daß er von seinem leidenschaftlichen Temperament sich hinreißen ließ, die Ehrfurcht zu vergessen, welche er der Person und Würde Eurer Heiligkeit schuldig ist, so erscheint sein Frevel doch verzeihlicher, wenn man eben sein erregbares Gemüth bedenkt. – Wie bestünden selbst die besten Christen vor Gott, wenn er es uns anrechnete, daß wir ihm gar oft die Verehrung und

demüthige Unterwerfung unter seinen Willen vorenthalten? Welcher Mensch, auch der glücklichste, hat nicht Augenblicke, wo er an der Gnade Gottes verzweifelt, und im Groll menschlicher Kurzsichtigkeit sich gegen Gottes Willen empört und ihn beleidigt? Aber der Allbarmherzige gedenkt unserer Unvollkommenheit und irdischen Schwäche und vergiebt dem reuigen Sünder – und der geniale, vor allen Staubgeborenen so hochbegnadigte Urban, der Stellvertreter Gottes auf Erden, ist barmherzig, wie der, der ihn bestellt hat, und vergiebt die persönliche Kränkung in Großmuth!«

»Urban kann vergeben,« fiel nun dieser ein; »aber der Papst darf einen solchen Frevel nicht mit Stillschweigen geschehen lassen.«

»Wohlan! So möge das weltliche Gericht ihn wegen Beleidigung der Majestät des Oberhauptes des Kirchenstaates vor seine Schranken fordern und verurtheilen – aber nur die Anklage wegen Ketzerei möge fallen!« bat Orsini.

»Staat und Kirche sind Eines in der Person des Papstes,« entgegnete Urban.

»Halten Euer Heiligkeit Galilei's Lehre über die Bewegung der Erde für eine Lüge?« fragte plötzlich Orsini.

»Diese Frage ist schwer zu beantworten,« versetzte der Papst betroffen; »und wenn Ihr mich fraget, ob ich Christus wirklich für Gottes Sohn halte, wäre mir die Erwiderung leichter. Ich könnte sagen, die alten Religionen

haben ihre hervorragenden Menschen zu Göttern erhoben und ihnen alle ihre menschlichen Schwächen gelassen, wodurch die Versammlung im Olymp so genau einer Hofgesellschaft von Menschen gleicht; was den Göttern Griechenlands an Würde abgeht, haben sie dadurch an Liebenswürdigkeit gewonnen. In der christlichen Religion hingegen ist Gottes Sohn Mensch geworden mit Beibehaltung seiner göttlichen Eigenschaften – das Unbekannte, Ueberirdische hat in einer irdischen Hülle als ein Beispiel der höchsten Tugend unter uns gelebt und uns heldenmäßige Ausdauer, Liebe des Nächsten und Verachtung irdischer Lust gelehrt, während in der antiken Welt das irdische Heldenthum sogleich als ein Ausnahmezustand in das Reich der Götter versetzt wurde.

»Wir Beide, lieber Cardinal,« fuhr Urban fort, »dürften wohl glauben – gesetzt nämlich wir wären, zum Beispiel, ein paar indische Brahminen – daß Christus nur ein Mensch war, und es würde dies seiner Lehre und ihrer Wahrheit an sich gar keinen Eintrag thun. Die Päpste aber müssen die Göttlichkeit der Person Christi aufrecht erhalten, denn keine Religion kann ohne Sichtbarwerdung eines Gottes bestehen, keine den Wunderglauben entbehren, denn das metaphysische Bedürfniß verlangt eben für das nicht natürlich Erklärliche eine übernatürliche Deutung, den blinden Glauben, die Religion. Dennoch haben die umsichtigen Apostel und die ersten Kirchenhäupter wohl daran gedacht, daß man dereinst die Göttlichkeit der Person Christi angreifen werde, und sie

suchten in dem Dogma der fleischlosen Empfängniß Maria's diesen Angriff zu pariren. Wenn aber selbst dieser Wall eines Wunderglaubens nicht genügte, die Göttlichkeit unseres Erlösers für alle Zeit sicher zu stellen, so ist die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes ein so fester, mystischer Bau, so undurchdringlich für die Vernunft, und deßhalb durch Zweifel nicht verwundbar, daß aus dem Schooße dieser Dreieinigkeitslehre, wenn je dem Christenthum eine ernstliche Gefahr drohen sollte, der Neubau desselben erstehen würde. Die drei göttlichen Personen in Einer, welche überall sind, so lange Eine davon besteht, und welche durch den Untergang und irdischen Tod nicht aufhören, da in Gott Vater der Sohn und der Geist von Ewigkeit vorhanden, ewig fortbestehen, können durch keine neue Lehre je mehr vom Throne verdrängt, und der Fels der Kirche kann nie eingestürzt werden.«

»Der hohe sittliche Gehalt in der Lehre von der Nächstenliebe,« sagte Orsini, »verbürgt mehr als jedes Dogma die ewige Dauer des Christenthums, welches, unseren Geist vom Vergänglichen ab dem Ewigen zuwendend, das metaphysische Bedürfniß der Seele erkennt und völlig befriedigt. Ein Gleiches wird nie die Wissenschaft leisten können und deßhalb begreife ich nicht, warum das Haupt der christlichen Kirche sich mit der Wissenschaft streitet, von der es, meiner Meinung nach, nichts zu fürchten hat; und ich wiederhole meine Frage: ›glaubt Ihr, daß die Erde sich bewegt?«

»Ja denn! Ich glaube es,« entgegnete Urban leise, und eine tiefe Röthe übergöß sein olivenfarbiges Antlitz und seine Augen blickten unheimlich. »Galilei hat es unumstößlich bewiesen und eben damit der Unfehlbarkeit des Wortes Gottes und dadurch der Person Christi eine tiefe Wunde beigebracht.«

»Die Bibel ist von unserer Kirche im Urtext stets den Gläubigen vorenthalten worden, und mit Recht,« sagte Orsini; »sie ist von Menschen geschrieben, von armen Männern aus dem Volke, zu denen Christus in ihrer Sprache und ihrem Fassungsvermögen entsprechend, als einer der Ihrigen sprechen mußte. Er hat ihnen wohl gar Vieles verschwiegen, das wichtiger ist, als die Drehung der Erde, was ihr beschränkter Menschenverstand nie begriffen hätte, und hat ihnen nur das mitgetheilt, was sie zu ihrem innern Frieden und zu einem tugendhaften Wandel auf Erden brauchten.«

»Dies Argument läßt der stolze Menschengeist, dessen Hochmuth, sobald er anfängt, selbstständig zu denken, keine Grenzen kennt, nicht zu,« sprach Urban; »und wenn wir ein Jota von dem Worte der Propheten und Apostel streichen lassen, so ist es um ihre ganze Autorität in allen übrigen Aussagen geschehen, und deshalb darf sich die Erde nicht bewegen, und diese Lehre muß um jeden Preis erstickt werden. – Wenigstens so lange ich Papst bin, will ich die überlieferte Kirche rein und unverehrt erhalten, und kein Laie soll mir die Unfehlbarkeit der Bibel je ungestraft antasten, und Galilei soll für seine

Kühnheit büßen, daß er sich vermaß, das zu unternehmen, was allein unser Amt ist. Erst wenn der heil. Vater in Rom, der Stellvertreter Gottes, der die Macht hat, zu binden und zu lösen, und zu entscheiden, was Wahrheit, was Täuschung ist, ausspricht: Die Erde bewegt sich – erst dann darf der Laie es glauben. Jetzt, wo wir kaum die Reformation bezwungen haben, jetzt, wo ich mich anstrengen muß, die übermüthigen Schweden, die ich als Ketzler verabscheue und die ich nur für die Ausbreitung meiner weltlichen Macht benutzt habe, im Zaume zu halten und in ihr früheres Nichts zurückzudrängen, jetzt ist nicht der Zeitpunkt, von unserer Unfehlbarkeit auch nur eines Strohhalms Breite aufzugeben – jetzt muß die Erde noch stille stehen, bis wir in der alten Machtvollkommenheit, in ruhigen Zeiten überlegen können, ob und wie wir die Bewegung der Erde mit unserem Dogma in Einklang bringen können, – und wenn Galilei nicht widerruft, so muß er sterben.«

Ueber das edle Antlitz Orsini's lagerte sich eine tiefe Trauer.

»Galilei wird das Schicksal des Sokrates theilen!« sagte er, »Urban kann ihm den Giftbecher reichen, aber seine Lehre wird Galilei mit ewigem Ruhm bei der Nachwelt belohnen und man wird seine Richter verfluchen.«

»Menschenurtheil habe ich immer verachtet,« antwortete Urban, indem er aufstand; »die Weltgeschichte ist eine Reihe falscher Urtheile. Die Menge wird nur von ihren Interessen gelenkt; diese bestimmen den Zeitgeist,

und die öffentliche Meinung wechselt, wie ein leichtfertiges Weib, nach der Mode das Kleid, und erhebt morgen das in die Wolken, was sie gestern in den Staub trat. Die am meisten über Galilei's Verurtheilung schreien werden, hätten ihn an meiner Stelle schon längst verdammt und hingerichtet; dieselben, welche stets die Liebe zur Freiheit im Munde führen, wären auf dem Throne die ärgsten Despoten, und der Pöbel, der von Wahrheit und Tugend faselt, würde auch heute Sokrates den Giftbecher reichen und Christus ans Kreuz schlagen.«

»Schwach ist der Mensch, recht schwach,« entgegnete Orsini; »aber böse habe ich ihn nicht erfunden. Er will das Gute, das Edle, und erkennt es an, und wenn er es auch nicht über sich gewinnt, es in seinen Thaten auszuüben, so wagt er doch nicht, die Begriffe von Gut und Böse umzukehren, und in der Weltgeschichte sitzen die ewigen Grundsätze der Moral zu Gericht über alles irdische Handeln, und die Wahrheit und das Göttliche erheben sich siegreich aus den Kämpfen des Lebenden. – O, laßt Euch beschwören!« fuhr der edle Cardinal fort, »übet Gnade gegen Galilei, den siebenzigjährigen Greis, der, ohne zu ahnen daß er die Unfehlbarkeit der Kirche, deren Oberhaupt Ihr seid, damit angreift, die Entdeckungen seiner Wissenschaft frei aussprach, weil ihn seine Ueberzeugung dazu antrieb – schon sein Leben, das Euch anvertraut ist, für das Gott und Nachwelt auch von Euch Rechenschaft fordern werden!«

Orsini war niedergekniet, er hatte die Hand des mächtigen Papstes ergriffen und sah mit feuchten Augen

zu Urban empor, der fest wie ein Fels, unnahbar menschlicher Rührung, hoch aufgerichtet vor ihm stand. »Der Greis Galilei steht allein, verlassen in der Welt,« erneuerte Orsini mit eindringendem Tone sein Flehen; »Ihr habt die Hand auf ihn gelegt, und wie welke Blätter im Herbst vor dem rauhen Winde des Nordens vom Baume zu Boden stürzen, so sind alle Freunde von Galilei abgefallen und keine Stimme spricht mehr zu seinen Gunsten. Ihr hört nur die Anklagen seiner Feinde, seht nur mehr das Interesse der Kirche. O, gedenkt auch als Mensch der erbarmenswerthen Lage des Menschen Galilei, der, verrathen von dem eigenen Sohne in einsamer, furchtbarer Haft die öden Stunden in verzweiflungsvollem Brüten zubringt, getrennt von seinen Angehörigen, die bisher vergebens um eine Unterredung mit ihm gefleht haben!«

»Orsini, Ihr seid ein guter Mensch!« antwortete Urban, und seine strengen Züge wurden weicher, sein hellblaues Auge milderte den starren Ausdruck; »ich beneide Euch, daß Ihr die schöne Menschlichkeit Euch rein bewahren konntet, und nicht zu richten braucht. Sucht Galilei's Angehörige auf, begleitet sie zu ihm in sein Gefängniß und redet ihm zu, seine Lehre zu widerrufen. Ich bin nicht blutdürstig – ich will seinen Tod nicht, – aber er muß widerrufen! – sonst muß ich ihn auslöschen aus dem Buche des Lebens; aber ich werde es Euch danken, wenn Ihr mir das Bluturtheil ersparen könnt!«

»O, ich wußte es, daß nur das hohe Amt es ist, dem ihr solche Strenge schuldig zu sein glaubt,« entgegnete

Orsini; »daß Euer Herz groß denkt, und Galilei die Beleidigung Eurer Person verzeiht. Ich eile zu den Verwandten Galilei's und führe sie zu dem unglücklichen Greise, und möge Gott meine Zunge beseelen, daß ich Worte finde, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen!«

Urban VIII. verließ das Gemach, und mit neu belebter Zuversicht, von Galilei das drohende Unheil und von dem Kirchenfürsten die Schmach, welche ihm die Verurtheilung Galilei's bei der gebildeten Welt eintragen mußte, abwenden zu können, eilte Cardinal Orsini hinweg.

Jetzt schlüpfte aus dem Kamin der stumme Laurentius, und Donna Anna öffnete dem General der Jesuiten die Thür, welcher auf seinen Sekretär zueilte und die ihm übergebene Aufzeichnung des Gespräches des heil. Vaters mit Orsini abnahm.

»Also sind wir nahe am Ziele!« sagte der »Engel des Friedens«, nachdem er die Aufzeichnung gelesen. »Morgen wird die Inquisition über Galilei richten. Ich komme so eben von dem Großinquisitor des Dominikaner-Ordens; die Voruntersuchung ist dem Ende nahe, und jetzt vielleicht wird der widerspenstige Greis seinen Eigensinn auf der Folter büßen!«

Der Sekretär zuckte zusammen, aber er beherrschte sich schnell und gab in seiner Zeichensprache dem General Nachricht, daß er den ganzen Theil des Gespräches nicht gehört habe und es wohl möglich sei, daß Orsini noch über andere Gegenstände mit dem Papste verhandelt habe.

»Es ist unangenehm,« erwiderte Vittelechi, »daß Cardinal Orsini von dem Briefe Vincenzo's an Grassi weiß; er ist ein Feind unseres Ordens und könnte uns verleumden, daß wir dem Sohne den Brief durch List abgenöthigt haben. Der Brief hat seine Schuldigkeit gethan, er hat Urban endlich auf unsere Seite gebracht; jetzt müssen wir den Brief an Vincenzo zurückgeben und ihn glauben machen, daß keine persönlichen Motive den heil. Vater gegen den alten Galilei aufgebracht haben. Ihr werdet daher den Brief Vincenzo's so genau copiren, daß man den echten von der Copie nicht mehr unterscheiden kann. Grassi wird die Copie im Auftrag des Papstes Vincenzo zurückgeben – er wird dem Orden Jesu das Verdienst zuschreiben, den heil. Vater durch Vorstellungen dahin gebracht zu haben, daß er weder Galilei den Brief des Sohnes zeigte, noch in der Untersuchung denselben erwähnt haben wollte. Dies wird Vincenzo, der ja verwundet in der Villa Bronzino liegt, und wie Grassi mir sagte, über uns aufgebracht ist, von jedem weiteren Schritt zurückhalten. Vincenzo allein ist uns nicht gefährlich, aber Toricelli hat einigen Anhang unter dem römischen Adel und steht mit vielen Gelehrten des Auslandes in Correspondenz; die Geschichte des Briefes darf nicht ruckbar werden. Es war unklug von mir, dem Grassi, der, wie ich richtig urtheilte, wieder einmal eine Liebesintrigue mit dem Ordensdienste geschickt verband, eine so große Rolle in dem Complotte gegen Galilei anzuvertrauen. Wenn die schöne Fides ihrem Bruder mittheilt, auf welche Weise Grassi ihr Vertrauen mißbrauchen wollte,

und mit Hülfe Toricellis Lärm schlägt, so wird wieder einer jener Monstre-Processe gegen den Orden entstehen, den alle Mönchsorden und Geistlichen, die unsere Macht beneiden, mit Schadenfreude sehen, und die selbst der Papst, der uns nur duldet, weil er uns nicht entbehren kann, nur selten zu unterdrücken geneigt ist. Die Rückgabe des Briefes soll daher durch Grassi geschehen; dies wird Vincenzo mit uns versöhnen. Zugleich aber muß Fides jetzt von dem Briefe in Kenntniß gesetzt werden; dies wird Vincenzo dauernd von seiner Familie trennen. Das Dekret, welches Vincenzo die Bestallung am Hofe zu Florenz verleiht, kann jeden Augenblick eintreffen. Er wird sodann abreisen. – Nun geht und fertigt gleich die Copie des Briefes an!«

Laurentius ging und in höchster Eile trat der Astronom Riccioli ein. »Ich suche Euch überall,« sagte er athemlos; »Galilei hat auf der Folter nicht widerrufen.«

»Unmöglich!« rief Vittelechi.

»Es ist so; er blieb fest, und wenn er morgen vor der Inquisition nicht widerruft, so muß er sterben,« versetzte Riccioli.

»Das darf nicht geschehen,« entgegnete sanft der »Engel des Friedens«; »die Krone des Märtyrers soll sein Haupt nicht schmücken!«

»Wie will man es aber hindern?« fragte der Astronom.

»Seine Angehörigen sollen ihn jetzt sprechen – ich will sie selbst aufsuchen und ihnen die Erlaubniß bringen. Sie müssen ihn bitten, sich das Leben zu erhalten,« sagte Vittelechi.

»Doch wenn auch dieses fehlschlägt, – wenn Galilei auch ihnen gegenüber unbeugsam bleibt?« meinte Riccioli.

Der ›Engel des Friedens‹ war zu Ende mit seinen Combinationen, und der Astronom, der am liebsten Galilei sterben sah, strengte sich nicht sehr an, einen Ausweg zu finden.

»Da bleibt nichts übrig, als Grassi's Rath einzuholen,« entschied Vittelechi. »Schon oft fand sein kluger Kopf noch Mittel und führte die schwierigsten Dinge dem gewünschten Ausgang zu, wenn wir Alle geglaubt, sie hoffnungslos aufgeben zu müssen. Kommt, wenn es noch einen Weg gibt, den Zweck zur größeren Ehre Gottes zu erreichen, so ist Grassi allein im Stande, ihn zu finden.«

In der Villa Bronzino lag Vincenzo, von der Schwester und Julia gepflegt. Der Stich in den Arm war nicht gefährlich, nur die lange Blutung hatte Vincenzo sehr geschwächt – denn Grassi hatte Mühe gehabt, in so später Nachtstunde einen Arzt zu finden, da die Aerzte der Jesuiten fast alle nach Toskana gesendet worden waren, wo die Pest herrschte. Mit welchen Empfindungen sah Julia den Geliebten wieder, in einem Augenblicke, wo sie es am wenigsten erwarten konnte! Der Schreck, den sie empfand, die Todesangst, als er verwundet niederstürzte, die Wonne, als er nach langer Ohnmacht, nachdem die Arterie unterbunden war, die Augen aufschlug – belehrte

Fides, daß Julia's Neigung tief und unauslöschlich sei. Jedermann beurtheilt fremde Leidenschaft nach der Erfahrung, die er an sich selbst macht. Fides konnte nur einmal lieben. Sie besaß keine lebhaftere Einbildungskraft, jede Sentimentalität war ihr fremd; – wenn aber einmal ein Gefühl ihre Seele erwärmte, das ihr ruhiger Verstand und ihr edler Takt billigte, so gab sie sich offen und rückhaltlos als das, was sie war; pflichtgetreu, muthig und jeder Falschheit unfähig, faßte sie auch, wo sie einmal Freundschaft und Liebe fühlte, die Fortdauer derselben als ein heiliges Gebot der eigenen Ehre auf; sie war bereit, Alles für diese Pflicht zu opfern, und forderte von den Anderen die gleiche Hingebung. Wurde dieses redliche, in seinen erhabenen Begriffen von Treue edle Gemüth getäuscht, so war die Wunde tödtlich, und keine zweite Liebe konnte darin Wurzel fassen. So war es Fides' älterer Schwester ergangen, der durch ihre Schönheit weit berühmten Maria Galilei. Galilei war ein heiterer Gesellschafter, sein gastfreundliches Haus stets den Künstlern und Gelehrten offen; der strebsame, italienische Adel schickte seine Söhne zu dem berühmten Meister, dessen Umgang so belehrend und bildend war wie seine Vorträge, und es war natürlich, daß die Töchter Galilei's mit Zuvorkommenheit aller Art umworben wurden. So waren die stolze Maria und die besonnene Fides, beide schön und gebildet, im Umgang mit den hervorragendsten Gelehrten und Adeligen ihrer Zeit herangewachsen, eine Zierde des Galilei'schen Hauses, wo die ungezwungene Heiterkeit

kleinerer Gastmahle mit ernstern Gesprächen, Vorlesungen von Gedichten und Schauspielen, oder mit musikalischen Unterhaltungen wechselten. Die männliche Richtung, welche Frauen, die viel mit Männern verkehren, unwillkürlich nehmen, hatte mehr ihren Verstand, als ihr Gemüth ausgebildet, und eben weil so viele bedeutende Männer den Töchtern Galilei's ihre Freundschaft schenkten, hatte die Liebe noch keinen Weg zu ihren Herzen gefunden, welche nur, wenn der Geist wenig beschäftigt ist, die Sehnsucht des jungen Herzens bis zum Liebesbedürfniß steigert.

Unter vielen Fürsten, welche Galilei's Vorlesungen besuchten, war auch jener Prinz von Schweden, der künftige König Carl IX., nach Pisa gekommen, und ein junger Graf aus seinem Gefolge hatte sich in die schöne Maria verliebt. Zum ersten Male hörte das Mädchen nur die Sprache des Herzens, und die kalte, stolze Südländerin glaubte den feurigen Worten des Sohnes des Nordens, und erwiderte seine Neigung. Politische Ereignisse riefen den Prinzen nach wenigen Monaten nach Schweden zurück. Der Geliebte der schönen Maria fiel in der Schlacht bei Lützen. Sobald Maria die sichere Nachricht seines Todes erhielt, faßte sie den Entschluß, ins Kloster zu gehen, und kein Zureden des bestürzten Vaters, der diese Tochter besonders zärtlich liebte, war im Stande, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie nahm den Schleier und entsagte der Welt, um ungestört das verlorene Glück zu beweinen. Fides billigte ihren Schritt; sie hätte in gleicher Lage gewiß eben so gehandelt; sie begriff

nicht, daß es ehrenhafte, weibliche Naturen geben könne, welche darüber anders denken und fühlen könnten; sie glaubte, Julia müsse eben so empfinden, und sah mit Sorge, wie nun der Bruder und die liebe Base wieder unter einem Dache lebten, und da sie den Leichtsinn Vincenzo's zu oft erprobt hatte, mußte ihr für Julia's Zukunft bangen. Hatte doch Julia mehrere Bewerbungen um ihre Hand ausgeschlagen. Damals nahmen die Künstler und Gelehrten einen hohen Rang in der Gesellschaft ein; die vielen Höfe der italienischen Staaten wetteiferten, sich durch Unterstützung derselben einen Namen zu machen, und es galt für eine Ehre, mit berühmten Künstlern in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, so daß es für Galilei's Töchter und Julia, obgleich sie aus edlem Geschlecht waren, keineswegs eine Mißheirath gewesen wäre, einen Künstler zu heirathen. Aber Julia war ein Kind, kaum fünfzehn Jahre alt; sie liebte Vincenzo, sie freute sich, daß hervorragende Männer, wie Caroselli, dessen Gemälde mit denen Michel Angelo's verwechselt wurden, sie auszeichneten, daß mehrere bekannte Dichter sie mit Sonetten bestürmten, – galt sie doch dadurch in Vincenzo's Augen um so mehr. Auf diese Huldigungen, welche ihrer aufblühenden Schönheit, ihrem frischen Wesen, ihrer Lebhaftigkeit und der Fähigkeit, wechselnden Eindrücken sich hinzugeben, – dargebracht wurden, bezog sich die Stelle in dem Liede, das sie auf dem Balkon gesungen:

»Und ein höhrend Loos
Wirft mir jetzt, nachdem mein Herz zerrissen,
Blumen in den Schooß.«

Julia war viel weiblicher, als Galilei's Töchter; sie war mehr der Sinnlichkeit unterworfen; ihre Phantasie war erregbar, und in der großen Neigung zu poetischen Träumereien war sie leichter, als die besonnene Fides, einer leidenschaftlichen Verirrung des Herzens ausgesetzt – aber sie fand auch in dieser Hinneigung zur Schwärmerie einen Trost, der Fides unbekannt blieb. – Fides liebte Toricelli mit ganzer Seele, mit jenem unbegrenzten Vertrauen und der Sicherheit, welche ihr das Bewußtsein ihrer eigenen, treuen, uneigennütigen Liebe verlieh. Toricelli hatte sich ihr gegenüber noch nicht ausgesprochen, kein Geständniß hatte in Worten ausgedrückt, was für Beide selbstverständlich war, daß sie sich für das ganze Leben angehören würden. Ein Hinderniß, sich als Mann und Frau die Hand zu reichen, war nicht vorhanden; allein jetzt, wo der Vater in Ketten schmachtete, war nicht die Zeit, an eigene Angelegenheiten zu denken. Sie liebten sich, sie wußten es, das war genug, und die stolze, besonnene Fides war damit zufrieden. Wenn Toricelli ihr einmal seine Liebe gestehen würde, war auch der Tag der Hochzeit festgesetzt – einer Fides Galilei konnte man nicht anders von Liebe sprechen. Dieser stolze, keusche Sinn war es, der sie ihre Cousine falsch beurtheilen ließ. Sie empfand Mitleid mit Julian und hatte für den Bruder

nur ernste Worte des Vorwurfs. Sie ahnte nicht, daß Vincenzo, trotz seinem grenzenlosen Leichtsinn, von Natur wie sie selbst und Maria geartet war, und wo er einmal wirklich Liebe empfand, eben so tief und unerschütterlich dieses Gefühl bewahrte, wie sie, wenn er gleich im Taumel des Genußlebens jenen Stolz verloren hatte, der allein den Mann befähigt, auch die sinnliche Treue einem so heiß geliebten Weibe zu bewahren. Vincenzo litt viel mehr, als Julia, von diesem Zusammensein; sie hatte ausgesprochen, daß sie ihm entsage – wenn er kein ehrloser Wicht sein wollte, mußte er diesen Entschluß ehren und jedes Gespräch vermeiden, das sich auf die Vergangenheit bezog. Dies war es, was Julia reizte; – sie war zu sehr Weib, um geduldig sehen zu können, wie leicht es ihm geworden sei, sie zu vergessen, während sie so viel um ihn geweint, so viel für ihn geopfert hatte, und ohne sich bewußt zu werden, was sie that, pflegte sie ihn mit aller zärtlichen Sorgfalt; sie entwickelte alle Vorzüge ihres seltenen Naturells; sie spielte ihm die alten, wohlbekanntesten Lieder vor, sie riß seine leicht beflügelte Phantasie mit sich fort, wie in jenen glücklichen Tagen der Kindheit, bis sie ihn entzückt wieder in der ganzen Wehrlosigkeit eines Mannes, der in der Geliebten ein höheres Wesen anbetet, vor sich sah, und über ihre Macht befriedigt, nur im Augenblicke lebend, an keine Zukunft mehr dachte. Doch würde man Unrecht thun, zu glauben, sie sei dabei je aus den Grenzen ehrerbietiger Jungfräulichkeit getreten. Ihre Seele war rein; keine Absicht leitete die unbewußte Koketterie, womit sie dem armen

Vincenzo eine Neigung einflößte, die diesen zum elendesten, unglücklichsten Menschen machte. Die Raserei seiner Liebe, welche, so lange sein Vater lebte, nimmermehr friedlich einen guten Ausgang nehmen konnte, war verquickt mit Gewissensbissen über die Intrigue mit dem Brief, und ungeduldig erwartete er die Stunde, wo er so weit gekräftigt sein würde, um auszugehen und den General Vittelevchi oder Grassi zur Rede stellen zu können.

Frau Olympia leistete heute Vincenzo Gesellschaft. Julia spielte mit dem Knaben Viviani im Garten, da sie auf Fides' Bitten versprochen hatte, dem kranken Vincenzo so viel als möglich auszuweichen. Ein neues Unglück hatte den Angehörigen Galilei's ihren letzten Beschützer geraubt. Fides hatte sich mit Toricelli besprochen und ihn bewogen, nochmals Donna Anna aufzusuchen, um ihre Verwendung für den gefangenen Vater und eine strenge Untersuchung über den nächtlichen Einbruch zu verlangen. Sie hatte ihm nicht verschwiegen, welchen Preis Grassi auf die Befreiung des Vaters gesetzt hatte und dadurch Toricelli, der von Natur jedes Aufsehen scheute, und den angeborenen Respekt des Aristokraten vor dem Staatsoberhaupt nur schwer überwand, zu energischem Vorgehen angestachelt. Er war zu Donna Anna geeilt und hatte in feurigen Worten sie beschworen, das Leben Galilei's zu retten. Ja, er ging so weit, zu drohen, daß er das Aeüßerste wagen und einen Aufstand in Rom anzetteln werde, wenn man seinen gerechten Vorstellungen kein Gehör schenke. Donna Anna hatte ihn mit der Zusage

entlassen, sie werde ihr Bestes für Galilei thun. Ihre Neigung zu dem spröden Gelehrten war groß genug, daß sie um jeden Preis ihn von Schritten, die ihn compromittiren, oder gar ernstlicher Gefahr aussetzen konnten, abzuhalten entschlossen war. In ihrer Unschlüssigkeit, wie sie dies erreichen könne, berieth sie sich mit Vittelechi, und dieser schickte auf den Rath Grassi's eine Abtheilung Polizeisoldaten in die Villa Bronzino, welche Toricelli unter dem Vorwande verhafteten, er sei bei jenem Angriff auf das Leben Vincenzo's in der Villa, welche er bewohnte, zunächst dem Gerichte Verantwortung und Auskunft schuldig. – Toricelli war aller Protestation ungeachtet unter dem Jammer der Frauen in aller Stille verhaftet worden, und jetzt betrat der Jesuit Grassi wieder das Terrain, dem er den Vertheidiger schlaue geraubt hatte. Er wußte Fides die Lage ihres Vaters furchtbarer als je darzustellen.

Aufgelöst in Thränen auf der Ruhebänk des Besuchszimmer sich windend, vernahm das stolze Mädchen, daß der alte Vater mit grausamer Strenge gefoltert worden war, daß die Inquisition ihn sicher zum Tode verurtheilen werde, daß keine Bitte ihn retten, kein Weheschrei zum Ohre des Papstes dringen werde. Er gab ihr die Copie des Briefes, durch welchen Vincenzo den eigenen Vater angeklagt hatte; er behauptete, Toricelli werde so lange im Gefängnisse gehalten, bis die Hinrichtung Galilei's vorüber und von den Mänschen vergessen sei. – Beben durchschaute das edle Mädchen das ganze Gewebe von Lüge und Bosheit; ihr Glaube an die Menschheit, an Gott

war dahin! Wie Wahnsinn erschien ihr die eigene Redlichkeit, lächerlich die Erhabenheit, womit die Welt ihre Moral prunkhaft verkündet, und nur Ein Gedanke blitzte in ihrer Seele auf, wie sie den Vater, den edlen, herrlichen Greis, den Märtyrer für seine Ueberzeugung, wie sie Galilei, der besser war, als alle anderen, elenden Menschen, retten könne. Was lag an ihr? Ihr Leben war von heute an vergiftet und werthlos; einen tiefen Ekel mußte sie fortan empfinden an Allem, was man als gut und ehrwürdig gepriesen; es war ja innerlich vom Wurme zerfressen. Die Säulen der Weltordnung wankten, Schurken saßen zu Gericht über feige, sich im Staube windende Sklaven. O, wäre sie ein Mann gewesen – sie hätte an Toricelli's Stelle eher bis zum letzten Blutstropfen gekämpft, als sich gefangen nehmen lassen! Und der eigene Bruder? Judas' Verrath erschien ein Schulknabenstreich gegen die Verruchtheit Vincenzo's, der den Mördern die Stelle zeigte, wo sie den eigenen Vater sicher treffen konnten. Ekel, Abscheu, ohnmächtige Wuth und Verzweiflung verwandelten das sonst so besonnene, stolze Mädchen; sie sah in Grassi, der im Bewußtsein des gewonnenen Spieles mit der heuchlerischen Miene der Theilnahme vor ihr stand, die Verkörperung des Bösen.

»Verstelle Dich nicht mehr, Teufel!« sagte sie zu ihm; »Du bist doch ganz was Du bist, ein Bösewicht vom Scheitel bis zur Zehe. Du bist die Schlange, die ihr Opfer wolüstig mit ihrem Geifer beleckt, ehe sie es verschlingt. – Ich fürchte Dich nicht, siehe – ich habe Kraft!« rief sie

aufspringend, und faßte Grassi mit nerviger Faust am Arme; »wenn ich mit Dir ringe, gehst Du nicht lebend von hier. Ich könnte Dich mit den Zähnen erwürgen.«

Nach der Sitte damaliger Zeit trug Fides ein kleines Stilet im Gürtel; sie hielt den Dolch in der Linken hoch empor und die Rechte ballte sich fester um das zarte Handgelenk des Jesuiten. Dieser aber zeigte keine Furcht.

»Ich liebe Dich, Fides!« sagte Grassi bewegt, und der tiefe Klang seines Organs drang mit unwiderstehbarem Zauber in das Ohr der tobenden Fides. »Tödtete mich. Ich bin nicht schuld an dem Schicksal Deines Vaters – und noch will ich ihn retten – wenn Du mein sein willst! – Ich bin reich, Fides,« fuhr er fort; »reich an inneren Schätzen – meine Liebe kann beglücken – ich kann Dich selig machen, wie kein Weib auf Erden. Ich bin ein Mann, Fides, hier ist meine Brust, stoße zu – ich fürchte den Tod nicht, ohne Dich ist mir das Leben eine Last, – wenn Dein Dolch dieses Herz durchbohrt, das Dich anbetet, so hast Du den letzten Freund auf Erden verloren – Du tödtest mit mir Deinen Vater!«

Fides ließ den Dolch zu Boden fallen, – ihre Kraft war gebrochen. Sie sank wie vernichtet zurück in das Sopha und hörte willenlos Grassi zu, der ihr in heißer, glühender Sprache von seiner Liebe und der Möglichkeit der Befreiung ihres Vaters erzählte. Das tiefe Organ des Jesuiten schläferete, wie eine berauschte Musik, die stolze Besonnenheit der Jungfrau ein, und von den Sophismen in

des gewandten Mannes Sprache, von der wahren Leidenschaft in seinem Tone, wurde die kühle Fides mit Widerstreben in eine Art Taumel hineingerissen, der ihr fremd war, und wie der Nüchterne den beginnenden Rausch zu läugnen und zu bekämpfen sucht, so hatte sie anfangs sich vorgenommen, ihm nichts mehr zu antworten. Aber sie hörte ihm zu, sie sog das Gift einer Liebeshuldigung, die an Wahnsinn grenzte, von Grassi's beredten Lippen, und da er seine Gefühle immer mit der Sorge für ihren Vater verband, und in der Tochter die größte Angst für dessen Leben immer von Neuem entfachte, so gerieth Fides in eine Aufregung und Ueberspannung, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war. Es gab nur Einen Weg, ihren Vater zu retten – Grassi allein konnte ihm das Gefängniß öffnen – es schien ihr ihre heilige Pflicht zu sein, ihn zu gewinnen – und sollte sie selbst, ihre Tugend der Preis sein!

»Rette den Vater,« antwortete sie endlich aufspringend; »führe mich zu ihm – und dann – dann will ich Deine Sklavin sein!«

Schon wollte Grassi, dessen Gesicht, durch die hohe Leidenschaft verklärt, jetzt schön und bedeutend erscheinen, Fides das Entzücken zu erkennen geben, in welches ihn ihr Entschluß versetzte, als Julia mit dem ehrwürdigen Cardinal Orsini eintrat. Schon an der Schwelle rief Julia: »Wir dürfen ihn besuchen, der gute Cardinal hat uns die Erlaubniß verschafft, den Vater zu sprechen.«

Wie aus einem schweren Traume erwachte jetzt Fides. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, als müsse

sie sich besinnen, wo und wer sie sei. Dann stürzte sie sich vor Orsini nieder, der sie liebevoll emporzog, und an der Brust des edlen Priesters, der ihr wie ein rettender Engel erschien, weinte sie sich aus; dann beschwor sie ihn, sie sogleich zum Vater zu führen. Der Mathematiker, der zum zweiten Male seine klugen Berechnungen gestört sah, verging fast vor innerer Wuth, während sein Opfer sich in den Schutz Orsini's geflüchtet hatte. Er hob die Copie des Briefes, welche am Boden lag, auf, und gab sie der nichts ahnenden Julia. Sie las und las abermals – immer bleicher wurde das liebliche Antlitz des Kindes; der Cardinal und Fides fingen sie auf, als sie ohnmächtig zusammenbrach.

Frau Olympia führte in diesem Moment unter fortwährenden Bücklingen den General Vittelechi und den stummen Sekretär in das Wohnzimmer. Fides übergab Olympia die Sorge für Julia und schritt an Orsini's Hand zur Thür hinaus.

»Ihr waret schlecht unterrichtet,« flüsterte Grassi dem »Engel des Friedens« ins Ohr; »Orsini kam uns zuvor. Er führt Fides jetzt in das Gefängniß des Vaters; der Papst hat es ihm erlaubt.«

»Mag er es thun!« antwortete Vittelechi; »ich selbst bin da, um auch dem Sohne anzukündigen, daß er den Vater sprechen kann. – Merkt Euch, daß der General der Jesuiten von Allem unterrichtet ist,« fuhr er noch leiser fort; »ich habe Eure Unterredung mit der schönen Fides schwarz auf weiß, und Ihr habt es gewagt, ihr einen schändlichen Antrag zu machen, den Vater zu

retten, wenn sie Euren sündhaften Bewerbungen Gehör schenkt.«

»Das habe ich gethan,« sagte Grassi kühn; »wenn ich mein Ziel erreiche – sind nicht alle Mittel gut? Wer sagt Euch, daß Grassi je an sich selbst dabei gedacht hat? Weiß Grassi nicht, daß der General allwissend ist, was seine Untergebenen betrifft, wenngleich die Unterredungen des Papstes mit den Feinden des Ordens ihm manchmal verborgen bleiben.«

»Dieser Stich gilt Euch, Laurentius!« sagte Vittelechi. – Der stumme Sekretär verzog keine Miene – er sah Grassi an, der seinen Blick nicht zu ertragen vermochte. – Die Jesuiten wurden in ihrem Streite durch den Eintritt Vincenzo's unterbrochen, der mühsam auf den Arm des Knaben Viviani gestützt, hereinschwankte. Er hatte durch den Knaben Nachricht erhalten, daß Fides mit einem ehrwürdig aussehenden Cardinal fortgegangen und zwei Jesuiten gekommen seien. Da hielt es ihn nicht länger auf seinem Lager. Er wollte Rechenschaft, Aufklärung fordern. Man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen.

»Ich bringe Euch die Erlaubniß, den Vater zu besuchen,« sagte Vittelechi. »Alles steht gut, wenn Euer Vater widerruft. Hier ist Euer Anstellungs-Dekret am Hofe zu Florenz, Euer Vater weiß nichts von dem Briefe, – der Papst hatte die Gnade, Euch jenen Brief zurückzugeben; die Untersuchung ist endlich im Gange; Ihr habt das Verdienst, den Vater aus der Vergessenheit seines Kerkers ans Licht gezogen zu haben, und wenn er widerruft, so geht er frei aus Rom.«

»Wo ist der Brief?« fragte Vincenzo, und die Freude, den Zeugen seiner zweideutigen Handlung wieder zu erhalten, drückte sich in der ungeduldigen Frage aus.

»Hier ist der Brief,« antwortete Julia, die wieder zu sich gekommen war, mit abgewandtem Gesicht; »hier!« Sie reichte ihm die Hand entgegen, welche zitternd den Brief hielt. – »Wir sind geschieden auf ewig,« sagte das todtblasse Mädchen; »jetzt gehe ich zu dem Vater – wage nicht, ihm vor die Augen zu treten – Eminenz, ich bitte, mich in des Kloster *della Minerva* führen zu lassen,« sagte sie in stolzer Haltung zu dem General Vittelechi.

Dieser gab dem Sekretär den Befehl, Frau Olympia und den Knaben mit Julia zu Galilei zu bringen.

Der »Engel des Friedens« und Grassi blieben allein bei Vincenzo zurück. Sie sprachen lange.

»Noch heute reise ich ab,« sagte endlich Vincenzo, »wenn Ihr mir schwört, daß das Leben des Vaters nicht bedroht ist.«

»Wenn er widerruft, so ist es gerettet, das schwöre ich Euch bei Jesu Christo!« antwortete der General. »Sucht ihn auf und vereinigt Euer Zureden mit dem der Schwester und Julia's.«

»Ich kann ihn nicht sehen,« erwiderte Vincenzo, vor Scham erröthend.

»Es ist auch besser, Ihr reiset ab,« meinte Grassi.

»Ich erfülle den Willen meines Vaters,« sagte Vincenzo; »ich mache die Tochter des portugiesischen Kaufmanns zu meiner Gattin, dann erst will ich vor den Vater treten und seine Verzeihung erholen. Ich war ein Werkzeug des

Ordens – und bin nicht im Stande, Eure Pläne zu durchschauen, die sich zu widersprechen scheinen. Aber wenn dem Vater ein Haar gekrümmt wird, so wird Vincenzo sein Leben rächen. Ihr habt mir den unseligen Brief zurückgegeben, der mich an Euch band – jetzt bin ich wieder frei – und keine Rücksicht kann mich hindern, gut zu machen, was ich leichtsinnig an dem Vater gefrevelt. Weder meine Armuth, noch die Leere meines Daseins – noch der Schmerz, daß ich um des Briefes willen von dem, was mir das Liebste auf Erden war, getrennt bin, soll meine Rache aufhalten, wenn das Spiel des Ordens ein falsches war.«

»Ihr habt nur die Abschrift des Briefes in Händen,« sagte ruhig Vittelechi; »das Original liegt in dem Aktenbündel des Jesuitenarchivs, der die Aufschrift trägt: ›Beziehungen des Ordens zu Vincenzo Galilei‹; ich rathe Euch, Alles in Geduld abzuwarten, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Brief, in tausend Exemplaren vervielfältigt, die gebildete Welt durchläuft und Vincenzo, den Sohn des großen Galilei, brandmarkt.«

Vernichtet von dieser Eröffnung, mußte Vincenzo sich setzen, und des gewaltigen Eindrucks ihrer Drohung sicher, verließen der ›Engel des Friedens‹ und der Mathematiker den unglücklichen, leichtsinnigen Sohn. Ehe die Frauen mit dem Knaben zurückkehrten, war er, trotz seiner Schwäche, auf dem Wege nach Florenz.

In dem großen Refectorium des Dominikanerklosters *della Minerva* war am 22. Juni 1633 die große Commission der Inquisition versammelt. Die Mitglieder dieser Commission waren in weite, schwarze Mäntel gehüllt, große, schwarze Kaputzen bedeckten die Gesichter, welche in schwarzen Larven steckten. Der ganze Raum war mit schwarzem Trauerflor bekleidet. An den Wänden hingen silberne Lampen, deren Wachskerzen das Halbdunkel noch düsterer machten. In feierlicher Stille standen die Würdenträger der Kirche und des Staates dichtgedrängt hinter der langen Tafel, an welcher der Großinquisitor und die Beisitzer des Inquisitionsgerichts Platz nahmen. Die Zusammensetzung des Gerichts wurde so geheim gehalten, daß die Commissionsmitglieder sich einander nicht kannten. Auf dem mit schwarzen Tüchern bedeckten Tische stand ein großes Crucifix aus Silber, ein Meisterwerk Benvenuto Cellini's; das Licht mächtiger Armleuchter warf zitternde Strahlen auf den Totenkopf, der neben der aufgeschlagenen Vulgata auf dem Tische lag. Der Großinquisitor sprach ein langes, lateinisches Gebet, dann gab er mit einer kleinen, silbernen Glocke ein Zeichen; die Thür des Refectoriums öffnete sich und unter Voraustritt des Scharfrichters in scharlachfarbenem Gewande, der das große, scharf geschliffene Richtbeil trug, gefolgt von einigen bewaffneten Dienern der Inquisitionspolizei, trat eine hohe Greisengestalt im schneeweißen, langen Büsserhemde herein. Die Hände waren gefesselt, ein Strick um den Leib gebunden, dessen Ende der Scharfrichtersknecht in der Hand

hielt – es war Galilei! Was Niemand mehr erwartet hatte, war nun doch geschehen, Galilei hatte sich zum Widerruf seiner Lehre entschlossen. Fides' und Julia's Bitten, Orsini's Zusprache, sein Leben den Kindern und der Wissenschaft zu erhalten, hatte zwar nicht vermocht, seinen Muth zu beugen und ihn nachgiebig zu machen; so tief der Schmerz des edlen stolzen Mannes war, als Julia ihm von dem Brief, in welchen Vincenzo ihn denuncierte, erzählte, und er daraus ersah, daß Urban VIII. von nun an sein unversöhnlicher Feind sein müsse, so blieb er doch fest und wies alle Zumuthungen, zu widerrufen, mit Ent-rüstung von sich. Tief rührten ihn zwar die Thränen der Mädchen, der Schmerzensausbruch des geliebten Adoptivsohnes Viviani, der die Wundmale der Folter auf den abgezehrten Händen des Greises mit Inbrunst küßte, – aber er blieb dabei, daß er für die Wissenschaft sterben wolle. Erst als nun in der äußersten Verzweiflung Fides zu dem letzten Auskunftsmittel griff und dem Vater mittheilte, daß sie sich für ihn opfern werde – daß sie, um ihn zu retten, ohne daß er widerrufen müsse, selbst ihre jungfräuliche Ehre hingeben wolle – jetzt erst erkannte der Vater die ganze Liebe seines Kindes zu ihm; sie, die Tugend und Keuschheit selbst, das stolze, herrliche Weib, die Freude seines Lebens, sein reines Kind wollte sich selbst hingeben, um ihn vor Tod und Schande zu retten. – Dieser Edelmuth regte sein Vaterherz in seinen geheimsten Tiefen auf. Was war alle Schande vor dieser Welt, die Schmach der Demüthigung vor seinen ungerichten Richtern im Vergleich zu der Größe des Opfers,

das seine Tochter seinethalben bringen wollte! Er fand in der Vaterliebe die Kraft, seinen Mannesstolz zu besiegen, den Ruhm eines ehrenhaft verbrachten Lebens durch Ver-rath an seiner Ueberzeugung öffentlich zu brandmarken – er erklärte sich bereit, zu widerrufen!

Gesenkten Hauptes stand er, der Entdecker so vieler segensreicher Wahrheiten, wie ein Verbrecher, im Büßerhemde da und ließ die lange peinliche Procedur über sich ergehen. Man nahm ihm die Kette ab und gab ihm eine große Wachskerze in die Hand. Knieend vor seinen unbekanntem Richtern, mußte er die lange Reihe der ihm zur Last gelegten Irrthümer und ketzerischen Lehren anhören; der Greis, in langen Silberhaaren, der erleuchtetste Mensch seiner Zeit, lag im Staube vor der Versammlung bornirter Priester und Mönche, die, theils aus crasser Unwissenheit, Aberglauben, religiösem Fanatismus, theils aus persönlicher Bosheit, oder social-politischer Zwecke halber, ihn zu verdammen beschlossen hatten.

Der Blick des greisen Dulders haftete auf dem Todtenschädel, der, um Schreck hervorzurufen, neben der Bibel lag, deren Aussage Galilei's Lehre Lügen strafte. Ihn, den Denker, den Kenner der Natur schreckte das bleiche Beingehäuse nicht, das einst einem Gehirn als Schale gedient hatte. Abgemagert fast wie der Todtenkopf dort auf dem Tische, war sein eigenes, greises Haupt, und nur das lebhaft große Auge verrieth, daß hinter dieser hohen, leichenhaft blassen Stirn noch das Feuer der Erkenntniß, des Lebens brannte. Die Bibel auf der Tafel war ihm eine

bekannte Trösterin; nur faßte er ihren Inhalt nicht äußerlich, nicht wörtlich auf, er hatte ihren Geist in sich aufgenommen und für ihn hatte sie nichts an ihrer innern Wahrheit verloren, weil die Apostel nicht wußten, daß sich die Erde bewegte.

»Vergib mir, Wahrheit,« betete Galilei bei sich, »daß ich mich beuge, daß ich dich nicht mit meinem Blute besiegele! Die Stimme der Natur ist ja deine Stimme, und für die Tochter, die mein Fleisch und Blut ist, werde ich zum Heuchler und lasse meine Zunge Worte sprechen, die mein Herz und Geist als Lüge erkannt. Die klar bewiesene Wahrheit meiner Lehre wird siegen, sie braucht nicht die Bluttaufe, zu der ich bereit war. O mein Gott, vergib, wenn ich irrte – der Vater konnte nicht anders handeln!«

Die Litanei der Anklage war zu Ende, und am Boden knieend, die rechte Hand auf das dargereichte Crucifix gelegt, in der linken mit Mühe die Wachskerze haltend, schwur der siebzigjährige Greis seine Lehre von der Bewegung der Erde, als einen sündhaften Irrthum, ab. Er mußte mit feierlichen Eiden geloben, daß er blind an die Worte der Bibel und an alle Aussprüche der Kirche und die Ueberlieferung der Päpste glaube, und fortan nur mehr auch nur eines Haares Breite von dem Glauben sich entfernen wolle. Dann wurden seine Bücher und Schriften in der überschwenglichen, schauerlichen Sprache des Fanatismus verdammt und er vom Tode zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Drei Jahre lang sollte er zur Buße wöchentlich dreimal die sieben Buß-Psalmen beten.

Nachdem ihm das Urtheil gesprochen war, eröffnete ihm der Großinquisitor, daß Urban VIII. ihm gestatte, in Monte Ripaldo, im Kirchspiel Arceti, seinen Aufenthalt zu nehmen, daß er sich dort als lebenslänglich Gefangener betrachten möge. Seine Tochter Maria, in dem Kloster nahe an seinem künftigen Aufenthaltsorte, könne er zuweilen dort aufsuchen, auch von Bekannten und Freunden Besuche annehmen; sobald er jedoch seine Verbannung verletze und den Bezirk, der ihm angewiesen sei, überschreite, werde er dem sicheren Tode durch den Henker verfallen.

Galilei hatte in einer Bittschrift an Urban gebeten, die Villa in der Nähe des Klosters, wo seine geliebte Maria als Nonne lebte, als Gefängniß angewiesen zu erhalten. Fides hatte ihn in dieser Bitte bestärkt und Orsini die Einwilligung des Papstes erlangt.

Als die merkwürdige, feierliche Verhandlung zu Ende war, nahm der toscanische Gesandte den Büsser als einen Unterthan seines Fürsten in Empfang. Er brachte den erschöpften Greis in seinem Wagen nach der Villa Bronzino, wo der inzwischen befreite Toricelli ihn erwartete. Nach kurzer Ruhe trat er mit Fides, Julia und dem Knaben Viviani die Reise in das Kirchspiel Arceti an. Fides duldete nicht, daß Toricelli sie begleitete. Das stolze, sonst so sicher auftretende Mädchen war nicht mehr zu erkennen. Sie war in sich gekehrt, wie geistesabwesend, und drückte nur den Wunsch aus, recht bald in die Arme der Schwester Maria zu eilen, ein Verlangen, das der an Leib und Seele erschütterte Vater mit ihr theilte.

An demselben Tage wurde der Augustinermönch Domenico Brancaccio in Rom gefänglich eingezogen; er hatte dem Sakristan Sr. Heiligkeit Urban's VIII. 3000 Scudi geboten, wenn er ihm seine Stelle bei St. Peter verschaffen wolle. Man überließ ihm das begehrte Amt, doch wurde er genau bei Tag und Nacht beobachtet, und er tappt, als er die Hostie, welche der heil. Vater in der Messe verzehren sollte, vergiftete. Zwar suchte man, auf Befehl Urban's, diesen Vorfall geheim zu halten, aber die Hinrichtung des Mönches wurde dennoch bekannt, sowie daß er ohne einen Aufschluß über den Grund seiner That, und ohne Mitschuldige zu nennen, gestorben war. Fast noch größeres Aufsehen machte das gleichzeitige Verschwinden des stummen Sekretärs der Gesellschaft Jesu. Ein armer Fischer aus San Paolo brachte dem Herrn General Vittelechi den Anzug eines Jesuiten, welchen er Morgens an der Tiber gefunden hatte. Die Kleider waren mit Blut befleckt und wurden als Eigenthum des stummen Laurentius erkannt. Die unglaublichsten Anstrengungen wurden gemacht, um dem Mörder auf die Spur zu kommen; Grassi erhielt den Auftrag, nachzuspüren; aber selbst sein Scharfsinn war vergeblich – das Schicksal des ›Engels der Demuth‹ blieb unaufgeklärt.

ZWEITES BUCH.

Fast neun volle Jahre sind seit der Verurtheilung Galilei's vergangen. Die Zeit, welche so unerbittlich mit der längeren Dauer des Lebens den Tribut körperlicher Leiden, die uns die Natur auferlegt, zu erhöhen pflegt, schien mit dem Oberhaupt der Kirche eine Ausnahme machen zu wollen. Das Gedächtniß Urban's VIII. war bis jetzt noch ungeschwächt, er war noch immer körperlich rüstig, und er behauptete, seine Gesundheit sei, seit Carcurasio ihm die Fontanelle gesetzt hatte, noch besser geworden als vorher. Haar und Bart des jetzt 74jährigen Greises war zwar silberweiß, aber sein sehniger Kopf hatte nur wenige neue Runzeln bekommen, seine Haltung war noch aufrecht und sein hellblaues Auge leuchtete überlegen und durchdringend, wie später das Friedrichs des Großen, dem er in der Schnelligkeit und Selbstständigkeit, aber nicht in der Schärfe und Richtigkeit des Urtheils glich. Urban wäre als nur weltlicher Regent ein großer Fürst gewesen, denn er besaß viele Herrschertalente. Dem Dualismus seiner Stellung als Kirchenoberhaupt und weltlicher Monarch war er aber nicht gewachsen in einer Zeit, wo die monarchische Wahlverfassung der Staaten sich zum absoluten Königthum ausgebildet hatte und die Hierarchie der Kirche dadurch bedroht und sie selbst durch die Reformation in einen Gährungsprozeß versetzt wurde. Die großen Fortschritte, welche die Jesuiten in der Bekämpfung des Protestantismus unter Urban's Regierung errungen hatten, machten den Papst

allzusicher über die Zukunft der Kirche, und sein heißblütiges Naturell verwickelte ihn zu tief in die ehrgeizige, äußere Politik.

Wo Staaten streitend an einander gerathen, entscheidet zuletzt das wahre gegenseitige Machtverhältniß, wenn nicht ein großer Mann oder eine große Idee die Interessen des schwächeren Theils vertritt. So sehr ihn auch Urban vergrößert hatte, war der Kirchenstaat doch ein kleiner, mit den Großmächten verglichen, ohnmächtiger Staat. Die Partei, für welche der Papst bei den Kriegen der Völker sich erklärte, wurde allerdings um einen bedeutenden moralischen Faktor reicher, aber die werktätige Betheiligung des Kirchenstaates am Kampfe selbst konnte auf den Ausgang der Schlachten keinen gewichtigen Einfluß üben.

Urban hatte sich mit seiner eigensinnig verfolgten Politik in eine zweideutige, mißliche Lage gebracht. Er hatte sich arg verrechnet. Wallenstein war todt. Die Waffen Oesterreichs hatten bei Nördlingen 1634 über die protestantisch-schwedische Armee gesiegt. Jetzt aber trat Frankreich als der Alliirte des hilfesusuchenden Schwedens in Deutschland auf, eroberte das Elsaß. Ferdinand II. schloß kurz vor seinem Tode Friede mit dem protestantischen Sachsen, um gegen das mächtige Frankreich sich zu vertheidigen. Aber trotz aller Anstrengungen seines Sohnes, Ferdinand's III., gelang es Oesterreich nicht, sich gegen die mit Frankreich verbündeten

deutschen Protestanten und die Schweden zu behaupten. Banner, Wrangel und Türenne schlugen die kaiserlichen Generale Erzherzog Leopold, Piccolomini, Johann van Werth und Mercy. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, trat offen auf die Seite Schwedens, dessen Armee unter Torstenson Siege erfocht, eines Gustav Adolph's würdig. – Nun mußte Urban erkennen, daß trotz dem Einfluß der dynastischen und politischen Interessen, trotz allen wechselnden Gruppierungen der streitenden Mächte, in Deutschland das religiöse Element immer wieder als die Hauptursache des fürchterlichen Krieges sich manifestirte, der nun schon 24 Jahre wüthete; mit Bestürzung mußte Urban einsehen, daß er seiner weltlichen Macht zu Liebe dem Protestantismus zum Siege verholfen hatte, daß er von dem schlaunen Richelieu übervorthelt worden war. Was lag dem französischen Staatsmann an der Religion, wenn nur Frankreich sich vergrößerte? War es ja doch sogar im französischen Interesse, die Trennung der deutschen Katholiken und Protestanten unheilbar zu machen, um Deutschland in dauernder Ohnmacht zu erhalten!

Urban war zu eitel, um ehrlich seinen Irrthum einzugestehen; er verschloß lange Zeit jedem Rathe sein Ohr; der Glaube an seine Unfehlbarkeit war nicht erschüttert;

– er gab jetzt nur den unfähigen Werkzeugen, welche seinen Willen nicht auszuführen vermocht hatten, das Mißlingen seiner Pläne schuld. In dem Zwiespalt seiner Doppelstellung mußte er endlich sich für die kirchlichen Interessen entscheiden und die Partei des deutschen Kaisers ergreifen, der seinen Annexionsgelüsten in Italien stets feindlich entgegengetreten war. Der deutsche Kaiser kämpfte ja für die katholische Kirche gegen den Protestantismus – der Papst konnte nicht länger zögern, der bedrohten Kirche zu Hülfe zu eilen. Aber jetzt war es zu spät; die Ketzer behaupteten im großen Ganzen das Feld; thatsächlich besaß der Protestantismus jetzt schon freie Religionsübung und es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann dieselbe gesetzlich sanktionirt werden würde. Schon 1635 begannen die Unterhandlungen der den Kampf noch dreizehn Jahre fortführenden Mächte. Endlich legten sich die Wogen des blutigen dreißigjährigen Krieges und dieser fand seinen Abschluß im westphälischen Frieden, worin der deutsche Kaiser das Elsaß an Frankreich abtrat, und den Protestanten die Glaubensfreiheit zugestanden wurde, wenn man die seltsame Bestimmung, daß jeder Deutsche fortan jenen Glauben bekennen müsse, welchem er im Normaljahr 1624 anhing, so nennen kann. Im Jahre 1642, wo unsere Erzählung wieder beginnt, ließ sich ein ähnlicher Ausgang des dreißigjährigen Krieges mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Der Protestantismus war auf immer vom Katholicismus getrennt. Um so hartnäckiger verschloß sich jetzt Urban VIII. jeder Anerkennung der faktischen Zustände,

die er selbst wider Willen mit herbeizuführen geholfen hatte. Eigensinniger als je bestand er auf der Unfehlbarkeit seiner Aussprüche als Kirchenoberhaupt. Die Censur der Kirche über die Wissenschaft wurde mit unerbittlicher Härte noch verschärft und ausgeübt. Unter vielen andern wurden alle Schriften Galilei's gesammelt und verbrannt; selbst im Auslande reisten Agenten umher, die alle Exemplare, deren man habhaft werden konnte, aufkauften, und der rastlose Eifer schien endlich den gewünschten Erfolg zu haben. Galilei sollte einer ewigen Vergessenheit anheimfallen. Jeder Eitelkeit ferne, ohne Selbstsucht, hatte der große Mann die Wahrheit stets nur um der Wahrheit willen gesagt; er gab Jedem der ihn darum anging, seine Manuscripte zur Benützung; zu seinen Lebzeiten erschienen überhaupt nur wenige seiner Werke im Drucke, und da er sich um das Schicksal seiner Manuscripte nicht kümmerte, so wurde er vielfach ganz darum betrogen. Andere maßten sich seine Entdeckungen als ihre eigenen an, gaben seine Arbeiten für die ihren aus, und manche seiner Aufzeichnungen waren wirklich verloren gegangen, so daß der Orden Jesu sich brüsten konnte, er habe die Lehren Galilei's jetzt von der Erde vertilgt. Dieser Triumph des Ordens Jesu ward aber verdunkelt durch die Eröffnung und Aufdeckung der geheimen Geschichte des Ordens, welche durch Jansenisten und Molinisten in Frankreich in zahllosen Broschüren erschien. Nur ein tief in alle Mysterien des Ordens eingeweihter Jesuit konnte dieselben an die ketzerische Sekte verrathen haben, und der General des Ordens, der ›Engel des Friedens‹, fiel

zum ersten Male aus seiner Rolle und tobte und wüthete, als er die Jansenistischen Broschüren las, welche einer Abschrift des geheimsten Archivs der Ordenskanzlei gleichen und deren furchtbare Anklagen unwiderlegbar waren. Da wurde Grassi, der in Ungnade gefallen, und lange Zeit in einem Pönitenzkloster internirt gehalten gewesen war, beordert, die Spur jener verrätherischen Umtriebe zu verfolgen. Seit einem Jahr war der schlaue Mathematiker in Frankreich; er hatte Verbindungen mit den Jansenisten angeknüpft, aber noch hatte er die Quelle nicht entdecken können, woraus der Ketzersekte das Material zu den Broschüren gegen den Orden zugeflossen war.

Aber nicht blos in Deutschland sollte auf alle Zeit die päpstliche Autorität geschmälert sein, nicht blos als Kirchenfürst sollte Urban VIII. erinnert werden, daß er als Mensch menschlichem Schicksal unterliegen könne; – in Italien, wo, wie er sich einbildete, sein weltliches Reich unüberwindlich war, sollte er die tiefste Demüthigung als unumschränkter Monarch erleben. Wo große Gegensätze bestehen, geben Kleinigkeiten im bürgerlichen wie im Staatsleben den Anlaß zum gewaltsamen Ausbruche der Feindseligkeiten. Als weltlichem Regenten fehlte dem Papste die Autorität des Geschlechtes, der aristokratische Schimmer, welcher einer langen Reihenfolge von Fürsten aus Einem Hause ein geheiligtes Ansehen verleiht. Der Kirchenstaat war ein Wahlreich und alle Nachtheile desselben traten scharf hervor. Die Unsicherheit, ob der gewählte Nachfolger die Fußstapfen seines Vorgängers betreten, oder vielleicht mit einem Federzuge dessen ganze

Lebensarbeit vernichten werde, war der Grund, daß kein Papst seinem Nachfolger die Herrschaft mit jener Sicherheit zurücklassen konnte, womit z. B. ein Habsburger dem Habsburger den Thron vererbte in der Gewißheit, daß auch der Erbe nur nach der Tradition seines Hauses regieren werde. Im Kirchenstaate waren daher alle Gesetze von vornherein vorübergehende Zustände, momentane Einrichtungen und der Begriff des Gesetzes hatte kein Ansehen, wo die Gunst an die Stelle des Rechtes trat. Die jeweiligen socialen Fragen, die Interessen der Günstlinge übertäubten die wenigen Stimmen, die sich für das Wohl des Kirchenstaates als Staat erhoben. Bei der Schnelligkeit, womit großer Besitz von einer Hand in die andere überging, bei der meist kurzen Frist, welche den erst als Greise auf den päpstlichen Stuhl gelangten Männern zu regieren gegönnt war, so daß sie in Fieberhast ihre Pläne durchzuführen suchten, ehe sie sterben mußten, – bei dem ewigen Wechsel der inneren und äußeren Politik, gab es auch im bürgerlichen Leben im Kirchenstaat nichts Bestehendes; der Kirchenstaat konnte keine Bürger erzeugen, welche ihn als ihr Vaterland geliebt hätten – Alles war ja schwankend und unsicher, nur der Egoismus jedes Einzelnen war das ewig feststehende Princip der Regierung sowohl, wie der Unterthanen, und auf jedes Wahlreich, besonders aber auf den Kirchenstaat, paßt Marquis Posa's Ausspruch:

In Monarchieen darf
ich Niemand lieben als mich selbst.

Die aristokratischen Erbfürsten der italienischen Staaten unterwarfen sich mit heimlichem Unmuth oder schlechtverhehlter Verachtung der Hoheit der Päpste, welche, oft von gemeiner Herkunft, stets einen Rang über ihnen, die den edelsten Geschlechtern entsprossen waren, beanspruchten und behaupteten.

Urban ganz besonders hatte die Etikette seines Hofstaates verschärft, war unnahbar und umgab, wie später Ludwig XIV., seinen Thron mit dem ausgesuchten Glanze eines unumschränkt herrschenden Despoten. Er ließ die stolzen Fürsten vor sich knieen und ersparte ihnen den Kuß seines Pantoffels nicht; die Gesandten der europäischen Mächte mußten ihm in erniedrigender Demuth aufwarten, und so sehr er oft die Interessen Kirche über seiner weltlichen Herrscherwürde vergaß, unterließ er doch nie, wo er öffentlich auftrat, seinen fürstlichen Purpur mit der dreifachen Krone zu vereinen und sich in die hohe Unfehlbarkeit eines Stellvertreters der dreieinigen Gottheit selbst zu hüllen, und als solcher verlangte er dann von den gekrönten Häuptern dieselbe slavische Unterwerfung, die Bezeugung einer abgöttischen Huldigung, wie von dem geringsten Bettler, der im Staube um seinen Segen flehte.

Unter den italienischen Fürsten ragte damals Odoardo Farnese, Herzog von Parma, durch Geist und Talente hervor und sein Selbstgefühl äußerte sich in dem kleinlichen Ehrgeiz seiner Zeit, er war eifersüchtig auf kleine Auszeichnungen und stets bedacht, kein Vorrecht seiner fürstlichen Würde, so unbedeutend es erscheinen

mochte, aufzugeben. Odoardo galt als das Muster eines vollendeten Edelmannes; wenn er die Barberini Freunde nannte, so waren sie, die Abkömmlinge eines Handelsmannes, dadurch ebenbürtig erklärt. Die Barberini versäumten nichts, Odoardo zu gewinnen, um sich bei der über ihre Reichthümer grollenden Aristokratie beliebter zu machen. Bei einem Besuche in Rom ließ der Papst den Herzog von Edelleuten bedienen. Die drei Brüder Barberini waren in Geldangelegenheiten gefällig und schmeichelten ihm auf eine plumpe Weise, wie Emporkömmlinge der Aristokratie gegenüber zu thun pflegen. Odoardo ließ sich von den drei Neffen in seinen Finanz-Angelegenheiten Rath ertheilen, er nahm ihre Zuvorkommenheit als selbstverständlich an, aber er erwiderte dieselbe nicht durch die Heuchelei einer Hochachtung, die er nicht empfand. Er weigerte sich entschieden, dem General Taddeo Barberini als Präfect von Rom den Vortritt vor ihm, einem geborenen Herzog, einzuräumen. Der General gab nach und bewundernd blickte der Adel auf Odoardo, der es gewagt hatte, einen der gefürchteten Neffen des Papstes in seine Schranken zu verweisen.

Als der Tag der Abreise des mit Festen aller Art gefeierten hohen Gastes nahte, äußerte er den Wunsch, die Stadt Rom solle ihm ein öffentliches Abschiedsgeleite geben, und der Ceremonienmeister des päpstlichen Hofes war in Verzweiflung, da der Herzog nichts Geringeres

forderte, als daß der herrschende Nepot Cardinal Francesco Barberini ihn persönlich zur Stadt hinaus eskortire. Dazu erklärte sich Francesco nur unter der Bedingung bereit, daß Odoardo zuvor sich förmlich und feierlich im Vatican bei Urban VIII. verabschiede und dem General Taddeo in öffentlicher Audienz Lebewohl sage. Der stolze Herzog verwarf diese Zumuthungen mit vornehmer Kälte und sofort antworteten die Barberini, ihrer Abkunft würdig, durch Chikanen und Verlegenheiten, die sie ihm in seinen noch nicht völlig abgeschlossenen Geldgeschäften auf der damals bedeutenden Börse in Rom bereiteten. Entrüstet eilte Odoardo zu Urban VIII. und zum ersten Male hörte der erhabene Papst einen Sterblichen zu ihm im Tone des heftigsten Vorwurfs sprechen. Ehe der, über solche Verwegenheit betroffene Greis etwas erwidern konnte, hatte ihm der Herzog von Parma den Rücken gewandt, und ohne einen der mächtigen Neffen auch nur flüchtig zu begrüßen, verließ er den Hof und reiste schleunig nach Parma zurück.

Die Barberini schnaubten nach Rache und besaßen die Gewalt, sie rasch zu befriedigen. Der gekränkte Kirchenfürst verlegte die große Landstraße von Castro und Ronciglione nach Sutri und schnitt hierdurch dem Wohlstand des Herzogs von Parma die Lebensader entzwei. Mit dem Ertrag des Getreides aus Castro und Ronciglione wurden bisher die Zinsen der Schulden des Hauses Farnese bezahlt; jetzt durfte das Getreide nicht mehr zollfrei verladen werden und die farnesischen Papiere sanken dadurch so bedeutend, daß die um Kapital und Zinsen beraubten

Gläubiger in den Papst drangen, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Darauf hatte der Papst gewartet und sandte seinen General Taddeo mit Heeresmacht nach Castro, um als der Bevollmächtigte aller Gläubiger Odoardo's sich in den Besitz der Hypothek zu setzen. Castro wurde erobert; aber Odoardo blieb fest. Er verweigerte jede Zahlung, so lange das Ausfuhrverbot seines Getreides in Kraft blieb und verlangte die sofortige Räumung von Castro. Da sprach der erbitterte Urban den Bannfluch über den widerspenstigen Vasallen aus und ließ neue Truppen ins Feld rücken, um ihm auch Parma und Piacenza zu entreißen. Mit Schrecken sahen die Fürsten Italiens den letzten Rest ihrer Unabhängigkeit bedroht. Wenn der Kirchenstaat, nachdem er sich schon Ferrara und Urbino einverleibt hatte, nun auch Parma verschlang, so war das Ende der ehrgeizigen Pläne Urban's nicht mehr abzusehen. In dieser Bedrängniß schlossen die italienischen Fürsten einen Bund gegen den Papst und stellten im Modenesischen eine Armee auf, um sich den räuberischen Uebergriffen des Kirchenstaates zu widersetzen. Odoardo, durch diese mächtige Unterstützung mit neuem Muthe beseelt, fiel nun an der Spitze von dreitausend Reitern in den Kirchenstaat ein. Er warf die Milizen des Papstes beim Fort Urbano über den Haufen, eroberte die Festung im Fluge, zog an Bologna, dessen Besatzung ihn nicht zu verfolgen wagte, vorbei nach Imola, welches ihm die Thore öffnete. Das verschanzte Faenza ließ ihn ein, Forli ergab sich, Castiglione del Lago, Citta del Pieve lieferten ihm die Schlüssel ihrer Thore aus und unaufhaltsam

drang Odoardo vorwärts und erfüllte mit dem Schrecken seines Namens das Land.

Fast berstend vor Wuth legte der Papst dem erschöpften Rom neue Steuern auf, um eine größere Armee auf die Beine zu bringen; aber die Opferfreudigkeit der Bürger war nicht groß, und nur langsam brachte man einige Reiterfähnlein zusammen. Wäre in diesem Augenblick Odoardo vor Rom erschienen, so hätte der stolze Papst alle seine Forderungen bewilligen müssen. Allein Odoardo war wohl ein kühner, ritterlicher Krieger, – aber kein Feldherr. Er betheuerte in seinen Proklamationen, daß er nicht gegen die geheiligte Person des heil. Vaters, sondern gegen die Nepoten das Schwert ergriffen habe, und ließ sich mit dem Kirchenfürsten auf Unterhandlungen ein, bei denen die priesterliche List die soldatische Ehrlichkeit übervortheilte. Es gelang dem geängstigten Urban, seinen Feind mit diplomatischen Vorschlägen so lange hinzuhalten, bis Rom mit einem durch die Gefahr beflügelten Eifer befestigt, und durch das Geld der Barberini ein neues Heer gebildet war. Sobald Urban nichts mehr für seine Person zu befürchten hatte, brach er alle Unterhandlungen ab, wies alle Vorstellungen der verbündeten Fürsten zurück und forderte ihre unbedingte Unterwerfung und Niederlegung der Waffen. Da reisten an einem Tage alle Gesandten der italienischen Fürsten aus Rom ab, der Bund erklärte an den Kirchenstaat den Krieg, und griff zum Schwerte, um den Uebermuth des halsstarrigen Papstes zu züchtigen. Das bisher friedliche Italien

widerhallte von wildem Waffenlärm, und mit einem starken Heere drängte der General Taddeo den Herzog von Parma zum Kirchenstaate hinaus und zog der Armee der Verbündeten, welche sich im Toskanischen versammelte, entgegen.

Urban VIII. glaubte zu träumen. Er hatte es für unmöglich gehalten, daß der Herzog von Parma ernstlich gegen ihn, den Stellvertreter Gottes, auftreten könne, und deshalb war er so unvorbereitet von seinem Angriff überrascht worden. Mit ängstlichem Staunen sah der erboste Greis den Bannstrahl, von dessen Macht vernichtet sich Kaiser einst reuevoll vor dem Papstthum in den Staub geworfen hatten, wirkungslos von dem Haupte seines kühnen Vasallen abprallen. Die öffentliche Meinung verlieh dem Fluch der Kirche kein Gewicht mehr, er schreckte die italienischen Fürsten nicht ab, sich offen für Odoardo zu erklären. Der stolze, unfehlbare Urban war im Innersten getroffen; ein Krieg gegen ihn, den Gesalbten des Herrn, erschien ihm eine so ungeheuerliche Idee, ein so unerhörter Frevel, daß er nicht daran glauben wollte, und nun war das Unmögliche zur Wahrheit geworden – die feindlichen Armeen standen sich gegenüber und jeder Augenblick konnte die Nachricht von dem Ausbruche des Kampfes bringen.

Jetzt brach die starke Natur des Greises zusammen: der alte, heftige Mann wurde krank vor Erbitterung und Gram; er zitterte vor dem ungewissen Ausgang einer Schlacht, und Rache, Zorn und Angst folterten sein herrisches Gemüth; sein Körper, der so lange der Zeit getrotzt

hatte, unterlag dem Einflusse des nagenden Kummers. Seine stolze Gestalt beugte sich – nur auf fremde Arme gestützt, vermochte er mehr herumzuwanken; der sonore Klang seiner Stimme verwandelte sich in ein heiseres Kreischen und sein vortreffliches Gedächtniß verschleierte sich. Nur die Gegenwart erfüllte ihn, das Verlangen nach Rache und die Ungeduld und Aufregung warf ihn endlich aufs Krankenbett.

Donna Anna, noch immer ein reizendes, üppiges Weib, saß an seinem Lager und reichte ihm die von Carcurasio bereitete Arznei. Allein die Krankheit war durch keine ärztlichen Mittel heilbar; so lange Urban seine Feinde nicht gedemüthigt, nicht vernichtet sah, gab es für ihn keine Besserung. Die schöne Nichte sprach ihm Trost zu, so gut sie konnte, aber der hinfällige Greis, nur von dem einen Gedanken an Rache beherrscht, stierte verzweiflungsvoll vor sich hin oder jammerte wie ein verwöhntes Kind, das zum ersten Male seinen Willen nicht durchzusetzen vermag. Mit tiefer Besorgniß blickte Donna Anna in das wachsbleiche Antlitz ihres Onkels. Sie erwog, welche Zukunft ihr bevorstand, wenn Urban die Augen auf immer schloß. Die ungeheuren Steuern, welche er stets den Römern auferlegt hatte und welche nun der Krieg noch erhöhte, die Freigebigkeit, womit er das öffentliche Eigenthum seinen Neffen geschenkt, hatten ihn endlich seinen Unterthanen verhaßt gemacht. Seine drei Neffen waren noch viel mißbeliebter, da man ihnen mit Recht

die Verarmung des Staates zuschrieb und sie die eigentlichen Urheber des Krieges waren. Anna's Gemahl, der General Taddeo, stand im Felde; Don Antonio war mit hinausgezogen, um für die Ehre der Barberini zu kämpfen. Wenn ihr Gatte, ihr Schwager im Kampfe fiel, wenn Urban starb, wer schützte dann Donna Anna vor der Wuth des Volkes, vor der Beleidigung, Demüthigung und Mißhandlung Seitens der Günstlinge des nächsten Papstes? Dann waren alle Glieder der Familie Barberini vogelfrei. Der kalte, nüchterne Cardinal Francesco besaß nur Sinn für Geschäfte und war auch als Staatsmann ein engherziger Kaufmann geblieben; er war mehr der erste Commis der Firma Barberini, – kein selbstdenkender, entschlossener Charakter, ohne Zartgefühl, ein schlechter Vertheidiger für ein blosgestelltes, noch schönes Weib, das ohne Eltern, von ihren adeligen Verwandten, die sie um ihre Stellung, ihren Reichthum beneideten, mit Eifersucht betrachtet wurde, welche mit Schadenfreude sehen würden, wie sie vom höchsten Rang niedersteigen müsse in die bescheidene Stellung der Wittwe eines ehemaligen Günstlings; was blieb ihr, dem lebensfrohen, sinnlichen Geschöpfe dann übrig, als in die öden kalten Mauern eines Klosters vor dem Spott und den Angriffen der Welt zu fliehen? Freilich konnte ihr Gemahl oder Antonio, oder beide am Leben bleiben; sie würden wohl einen Theil ihres Vermögens retten und sie konnten dann zusammen Italien fliehen, und die Welt stand ihnen, so lange sie

reich waren, offen; aber bei dem Gedanken, Rom zu verlassen, bebte die schöne Frau zusammen – jetzt Rom verlassen, – das war unmöglich, jetzt, wo zum ersten Male in ihrem Leben eine wirkliche Leidenschaft sie erfüllte, wo nach langen Jahren einer erzwungenen Ehe, welche trotz allem Glanz und Reichthum keine glückliche war, – jetzt, wo nach so vielen kleinen Verirrungen, Spielereien und Fehlritten, – nach dem ihr stets lästigen Zwang, die Huldigungen des Papstes, welche nicht bloß der Nichte, sondern auch ihren weiblichen Reizen galten, dulden zu müssen, damit ihr Gemahl ihn um so sicherer beherrsche, – jetzt, wo endlich das leere Sehnen ihres Herzens durch eine veredelnde, tiefe, große Leidenschaft ausgefüllt war und die Wonne einer wahren, innigen Liebe ihr Gemüth durchflammte, – jetzt konnte sie Rom nicht verlassen – nimmermehr! Sie liebte zum ersten Male; sie war nicht mehr in der Blüthe der ersten Jugend, und das Bewußtsein, daß dem Sommer ihrer jetzt noch hinreißenden Schönheit unausbleiblich, vielleicht bald, der Herbst des Lebens folgen werde, ließ sie um so gieriger die Früchte pflücken, welche ihr liebeglühendes Herz begehrte; und was auch kommen mochte, sie war entschlossen, in Rom zu bleiben, wo der Mann ihrer Liebe verborgen lebte.

So saß Donna Anna am Krankenlager Urban's VIII., dem sie täglich einige Stunden widmen mußte, in die Befürchtungen der schwankenden Zukunft versunken, welche die berausenden Träumereien eines Liebesglückes

übertäubten, das sie selbst ihrem Beichtvater verheimlicht hatte, weil der Maler Claude Massard fortan der ausschließliche Vertraute ihres Seelenlebens geworden war,

Claude Massard war kurz nachdem der Herzog von Parma so plötzlich Rom verlassen hatte, dorthin gekommen und brachte aus Frankreich Empfehlungen an Toricelli mit, der gerade damals zum Professor der Mathematik und Physik in Florenz ernannt wurde und seine Uebersiedelung dorthin vorbereitete. Es traf sich daher, daß die Villa Bronzino durch die Abreise Toricelli's leer wurde, und da Toricelli und der fremde Maler Gefallen an einander fanden, so bot der Gelehrte dem Künstler die Villa als Wohnung an. Damit war auch Frau Olympia gedient, die schnell alt geworden war und sich nicht entschließen konnte, die Villa zu verlassen, und sich doch fürchtete, allein in der einsamen Wohnung zu bleiben, wo, wie sie behauptete, es nicht mehr geheuer sei seit jenem Abende, an welchem der geheimnißvolle Dieb eingebrochen, der mit dem Kahn, den man nie mehr aufgefunden hatte, die Tiber hinabgeschwommen und verschwunden war. Sie ließ es sich nicht nehmen, es sei der böse Feind gewesen, der vielleicht doch mit Gottes Zulassung die Familie Galilei's heimgesucht habe, denn etwas Ketzerisches müsse der alte Galilei doch gelehrt haben, da alle Geistlichen denselben einstimmig verurtheilten. Man sieht, die Schwäche des Alters hatte den einst ziemlich vorurtheilsfreien Geist der Wittwe getrübt; der Hang zum Aberglauben, welcher jene Zeit durchdrang, konnte sich nur zu leicht bei der guten, alten Frau entwickeln;

kränkelte doch ihr lieber Pflegesohn Evangelista auch seit jenem nächtlichen Abenteuer ernstlicher als vorher; es war ersichtlich, daß seine Krankheit große Fortschritte gemacht hatte. Frau Olympia's Beichtvater, ein Dominikanermönch, bestärkte sie in ihrem Wahne, und so that sie in der Einfalt ihres Herzens Buße und machte sich in ihrem Herzen Vorwürfe, daß sie die Ketzerfamilie freundlich bei sich aufgenommen hatte. Als Toricelli ihr nun den französischen Maler in die Villa brachte, verlangte sie, ehe sie ihm das Atelier und die Wohnzimmer einräumte, Aufschluß, ob er ein guter Katholik sei. Darüber wußte sie der Maler bald zu beruhigen, denn er konnte sprechen wie der beste Prediger bei St. Peter, und sein Umgang war bald ein rechter Trost für die verlassene Wittwe. Bevor Toricelli von Rom abreiste, besuchte ihn der General Taddeo Barberini mit seiner Gemahlin, um ein von ihm verbessertes Mikroskop zu besichtigen. Toricelli war jetzt ein berühmter Mann geworden; er hatte den luftleeren Raum wirklich darzustellen vermocht, den Barometer erfunden und hiedurch seinen Namen unsterblich gemacht. Seine Gefangennehmung zur Zeit der Verurtheilung seines Lehrers Galilei war, wie wir wissen, nur eine Vorsichtsmaßregel zu seinen Gunsten gewesen; man gab ihm bald die Freiheit wieder. An dem Geschehenen ließ sich nichts mehr ändern, und da Toricelli's Liebesglück durch das seltsame Betragen der schönen Fides Galilei, die jede Verbindung mit ihm abbrach, auf immer gestört war, so lebte er fortan ganz seiner Wissenschaft und ließ es sich gefallen, als Donna Anna ihn wieder in ihre

kleinen Cirkel zog und ihm eine wohlwollende Aufmerksamkeit schenkte. Bei dem angeführten Besuche Donna Anna's mit ihrem Gatten in der Villa Bronzino fanden diese den fremden Maler bei Toricelli. Der Gelehrte war bereits reisefertig; Meister Claude hatte das Atelier schon bezogen. Er wurde dem General und seiner Gattin vorgestellt, welche mit Interesse seine Mappen und Bilder in Augenschein nahmen. Tags darauf marschirte der General an der Spitze jener Heeresabtheilung, welche Castro überfiel, aus Rom, und Toricelli reiste an seinen neuen Bestimmungsort Florenz.

Der fremde Maler war eine gewinnende Persönlichkeit. Seinem bleichen, edlen Gesicht war der Stempel einer stillen Resignation aufgedrückt. Sein großes Auge blickte schwärmerisch, und obwohl er kaum dreißig Jahre zählen mochte, war sein reiches blondes Haar und der volle Bart schon hie und da mit Grau durchmischt, was mit dem jugendlichen Teint einen seltsamen Contrast bot. Er lebte sehr zurückgezogen, – den Tag über malte er, – bei Frau Olympia wußte er sich durch die hohe Anerkennung, welche er den Gemälden ihres verstorbenen Gatten zollte, in große Gunst zu setzen. Sie hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihm und sorgte dafür, daß er bei ihr die Ruhe, die er suchte, fand, und hielt alle neugierigen Besuche ferne. Es mußte wohl ein tiefer Kummer sein, welchen Meister Claude so sanft und geduldig in der Brust verbarg; verließ doch der Künstler fast nur Nachts die Villa und irrte in einsamen Wanderungen umher, von denen er erschöpft manchmal erst am Morgen

zurückkehrte. – Er war so geduldig, immer freundlich, gutmüthig wie ein Kind und Frau Olympia empfand ein rechtes Mitleid mit dem Manne, der gewiß nie in seinem Leben Jemandem etwas zu Leide gethan, und den das Schicksal auf irgend eine Weise hart heimgesucht haben mußte. Inmitten der politischen Wirren und der kriegerischen Rüstungen lebte der fremde Maler ruhig fort, so verborgen und einsam, daß die ohnehin auf der Insel abseits des großen Verkehrs gelegene Villa wie ausgestorben schien. – Auf Donna Anna hatte die fesselnde Persönlichkeit des Meister Claude einen tiefen Eindruck gemacht. Sie langweilte sich mehr als je; die unruhigen Zeiten hatten alle Geselligkeit, alles öffentliche Leben in Rom zum Stillstand gebracht, und eines Tages erschien die schöne Donna Anna in der Villa Bronzino, um der Wittve Olympia die Judith, ein großes werthvolles Gemälde, das Meister Bronzino hinterlassen, abzukaufen. Frau Olympia hatte das Bild mit vielen anderen als Andenken an ihren Gatten bewahrt und nie beabsichtigt, es zu veräußern. Aber der vornehme Besuch und die liebenswürdige Herablassung, die holdselige Freundlichkeit, womit die stolze, mächtige Nichte des Papstes sie um die Ueberlassung des Gemäldes dringend bat, schmeichelte ihrer weiblichen Eitelkeit und sie gab dem Ansinnen der schönen Frau nach. Das Bild war nicht ganz vollendet und als die hochgebildete, edle Frau aus dem erhabenen Geschlechte der Colonna, die gewaltige Nichte des heiligen Vaters, die gute Matrone um ihren Rath und ihre Meinung ersuchte, welchem Künstler sie die Vollendung

der Judith anzuvertrauen wünsche, wußte Frau Olympia natürlich keinen Besseren zu empfehlen, als ihren Miethsmann, den Meister Massard, der sich dazu gerne verstand. Es wurde jetzt nothwendig, daß Donna Anna über die Ausführung des Bildes Rücksprache mit Massard nahm und die für die Kunst sich interessirende Römerin kam mehrmals in das einsame Atelier, um die Fortschritte des Malers zu beobachten. Als die Judith fertig war, beauftragte Donna Anna den Meister Massard, ihr eigenes Portrait zu malen, und was anfänglich eine Tändelei gewesen war, verwandelte sich bald in eine ernste Neigung.

Meister Claude besaß eine allseitige Bildung, sein Geist fesselte Donna Anna unwiderstehlich; der tiefe Kummer, der sein männlich schönes Gesicht veredelte, erweckte das innige Mitgefühl der heißblütigen Römerin, und Meister Claude übte, bald eine so große Macht über sie aus, daß sie in Allem was sie that, den geliebten Mann um seinen Rath fragte. Sie willigte in seinen Wunsch, zurückgezogen, wie bisher, bleiben zu können. Damit ihre Besuche weniger auffielen, wandte sie die größte Vorsicht an, indem sie Abends oder früh am Morgen die verborgene Villa betrat, da sie Claude nicht bewegen konnte, sie in ihrem Palaste zu besuchen. Noch weniger wollte er sich dem Papste vorstellen. Um sich das Glück der Liebe, dessen Heimlichkeit noch seinen Reiz vermehrte, zu erhalten, gehorchte sie in blindem Vertrauen dem Willen Massard's, welcher ihr rieth, ihren Verkehr mit den Jesuiten ja nicht abubrechen, da man, wenn sie den

Beichtstuhl vernachlässige, der Ursache dieser Veränderung nachspüren und ihren Umgang mit ihm stören werde. Donna Anna schwur dem Freunde, daß sie ihre Beziehungen zu ihm mit ängstlicher Vorsicht geheim halten und selbst im Beichtstuhl nicht verrathen werde. In seinem geistreichen Umgang, in seiner treuen Freundschaft, in der Begeisterung, womit er als Künstler ihre Schönheit verehrte, fand ihre Eitelkeit reiche Befriedigung; endlich erwiederte eine feurige Seele, ein tiefes Gemüth ihr heißes Bedürfniß nach Liebe. Claude war ihr Alles geworden, er erschien ihr wie ein höheres Wesen; seine Worte galten ihr als der Ausspruch eines Orakels. Donna Anna, deren Phantasie bisher umhergeflattert und spielend die Gegenstände ihrer Neigung launenhaft gewechselt hatte, war nun so ganz und gar mit der Liebe zu Claude erfüllt, welche grenzenlos und ewig zu sein schien. Die tiefe Schwermuth, welche über dem Wesen des geliebten Mannes lag, dem sie rückhaltslos ihre ganze Seele öffnete, der ihre Neugierde nie vollkommen befriedigte und ihr deshalb immer interessant und neu vorkam, band sie unauflöslich an den Maler und täglich fühlte sie ihre Leidenschaft für ihn wachsen, so oft sie auch geglaubt hatte, nun sei ihr Glück so groß und gewaltig, daß keine Steigerung mehr möglich sei, ohne ihr die Brust vor Glückseligkeit und Entzücken zu sprengen.

Mit der Allwissenheit der Liebe, welche die angeborene List des Weibes so umsichtig und erfolgreich macht,

wußte sie der Ueberwachung der Jesuiten zu entgehen, wozu freilich die Zeitverhältnisse, welche die Aufmerksamkeit des Ordensgenerals auf wichtigere Dinge lenkten, wesentlich beitrugen. Der ›Engel des Friedens‹ schöpfte daher keinen Argwohn, als die Bekenntnisse seines schönen Beichtkinds keine pikanten Abenteuer mehr, sondern nur die harmlosen Selbstanklagen enthielten, wie sie allenfalls ein junges Mädchen, das vom Schlaf übermannt sein Nachtgebet zu sprechen vergaß, in den Beichtstuhl mitbringt. Der ›Engel des Friedens‹ war zu sehr mit dem Gedanken beschäftigt, wer der räthselhafte Verräther wohl sein mochte, der die Ordensgeheimnisse den französischen Ketzern mitgetheilt hatte. – Vittelechi war sehr gealtert; er vermochte nur mehr am Stocke zu gehen und seine Hauptsorge war, die letzten Lebensjahre hindurch seinem schönen Beinamen Ehre zu machen. Er trieb die Miene der Sanftmuth bis zur Lächerlichkeit, kasteite sich selbst mit grausamer Härte und predigte in der Geschwätzigkeit des Alters den ganzen Tag von christlicher Milde, Ergebung, Nachsicht und Barmherzigkeit, und Donna Anna wußte mit der Gewandtheit und Klugheit der Liebe seiner Eitelkeit so zu schmeicheln, daß ihm der Zustand ihrer Seele verborgen blieb. In den wechselvollen Gefühlen, welchen die schöne Nichte am Krankenbette ihres Onkels Gehör gab, wurde sie durch den Eintritt des Generals des Ordens Jesu unterbrochen.

»Habt Ihr Nachrichten vom Kriegsschauplatz? Hat Tadeo gesiegt?« rief Urban, aus einem Halbschlummer erwachend, dem ›Engel des Friedens‹ entgegen.

»Nein,« antwortete dieser mit süßlicher Stimme, »möge der Herr der Heerschaaren, dessen elender, unwürdiger, sündhafter Knecht ich bin, mein und meiner Brüder demüthiges Flehen erhören, das Blutvergießen barmherzig verhindern und das Herz der bethörten Fürsten zur Reue wenden, daß sie, von der Gnade Gottes erleuchtet, zu den Füßen des heil. Vaters Abbitte thun! – Nein, eine andere wichtige Neuigkeit ist gemeldet worden. In SaN Paolo hat ein Fischer Namens Antonio am Todtenbette einem Glied der Gesellschaft Jesu Enthüllungen gemacht, die Eurer Heiligkeit neuen Schmerz und Aufregung bereiten müssen, so daß ich zögern muß –«

»Was kann ein armer Fischer im Delirium des Todes ausschwatzen,« versetzte der Kranke in gereiztem Tone, »das so wichtig wäre, daß der Stellvertreter Gottes damit belästigt werden muß? Glaubt Ihr, altgewordener ›Engel des Friedens‹, Urban VIII. fürchte sich noch vor den Ammenmärchen, welche die Herrn Jesuiten zuweilen erfinden, um ihn zu schrecken und zu lenken? Das sind abgebrauchte Kunststücke, das merkt Euch, und jetzt ist Krieg in der Welt und ihr thätet besser, den Krieg für unsere gerechte Sache zu predigen und anzufachen, als Eure Friedensliebe zur Schau zu tragen.«

Vitlechi beugte sanft sein greises Haupt und ließ den Unmuth des Papstes geduldig über sich ergehen.

»Eure Heiligkeit,« sagte er demüthig, »mögen unserer Unvollkommenheit in Gnaden eingedenk sein; aber nur mit Widerstreben vermag ich dem heil. Vater das Geheimniß mitzutheilen, dessen Veröffentlichung, oder

vielmehr dessen thatsächlicher Inhalt nicht nur unserer heil. Kirche, sondern noch viel mehr dem Herrscherhause der Barberini gefährlich werden kann.«

»So redet, spannt mich nicht länger auf die Folter!« polterte Urban ärgerlich. – Vittelechi aber schwieg und deutete auf Donna Anna und Carcurasio, der im Hintergrunde des Zimmers seine bestürzten Mienen zu verbergen trachtete, indem er sich mit den Arzneigläsern zu schaffen machte.

»Donna Anna und Carcurasio mögen immerhin dableiben,« beantwortete Urban in zorniger Hast die stumme Anfrage des Generals; »sie mögen der Welt bestätigen, daß der kranke Urban, den man schon dem Grabe verfallen glaubt, gegen den aber seine Feinde, die Gott verdammen möge, sich vergeblich erhoben haben – noch nicht so kindisch geworden ist, sich vor den albernen Fasseleien eines Fischers zu fürchten.«

»Waren doch die heil. Apostel nur arme Fischer!!« sprach salbungsvoll der unerschütterliche ›Engel des Friedens‹ mit leisem Vorwurf, und Donna Anna bekreuzigte sich auf einen Wink ihres Beichtvaters. – Carcurasio that, als ob er in einem Mörser ein Pulver zerreiben müsse, und lauschte, dem General den Rücken zuwendend, mit athemloser Spannung den weiteren Mittheilungen desselben.

»Wenn der Mund des Fischers Antonio die Wahrheit aussagte,« fuhr Vittelechi fort, »woran ich nicht zweifle, so ist nicht, wie seine Eminenz der Cardinal Orsini Eurer Heiligkeit glauben machen wollte, jenes Blatt mit der

Inschrift: ›noch lebt ein Rächer für Urbino!‹ ein Jesuitenkunststück, sondern es ist wirklich von dem Geheimbunde der Patrioten ausgegangen.«

»Was sollen diese alten Geschichten?« fiel Urban mürisch ein. »Jetzt, wo alle meine Feinde sich unter der von den Fürsten aufgepflanzten Fahne der Rebellion versammelt haben, ist mir Alles gleichgültig, was Ihr mir von dem Bunde der Patrioten erzählen könnt. Im Lager der Fürsten sind alle meine Feinde vereinigt, und mein tapferes Heer wird sie Alle mit Einem Streiche vernichten. – Ich habe Euch immer zu viel vertraut, General des Ordens Jesu,« sagte jetzt sarkastisch der Kranke; »Ihr waret nicht im Stande, den Uebermuth Eurer in den Provinzen und im Auslande mächtig gewordenen Ordensglieder im Zaume zu halten. Die Disciplin des Ordens ist zerrissen, die Provinzialen in Frankreich, Spanien und Deutschland handeln nach eigenem Gutdünken, fragen nichts nach Euren friedlichen Ermahnungen, sondern verfolgen die Ziele ihres eigenen Ehrgeizes. Wie wäre sonst die Allianz zwischen Frankreich und Schweden möglich gewesen? wie hätte der deutsche Kaiser mit Sachsen Frieden schließen können? – Aber nachdem Euer Orden die Welt der Kirche zurückerobert hatte, setzte er jede Rücksicht bei Seite und untergrub durch die Verkündigung einer mehr als zweideutigen Moral das innere Ansehen der Religion, dessen äußeren Glanz er soeben hergestellt hatte. Den Fürstenmord haben Jesuiten zu predigen und zu entschuldigen gewagt, bis ich selbst nicht mehr sicher auf meinem Throne saß. – O, ich war ein Thor!« stöhnte der

Kranke, und hob drohend die abgemagerte Hand gegen den demüthig aber würdevoll sich verneigenden General; »ein Narr war ich, zu glauben, ein Engel des Friedens könne mir helfen, die Welt zu regieren, wo ich einen Dämon der Rache mit blutigem Schwerte dazu gebraucht hätte!«

»Wenn es dem schwergeprüften Herzen Eurer Heiligkeit Erleichterung verschafft,« antwortete sanft und überlegen der General auf diesen Wuthausbruch des Papstes, »so mag Euer Tadel sich auf den Orden Jesu ausgießen, denn wir sind uns bewußt, daß wir unwürdige und erbärmliche Diener Gottes sind; unser ganzes Verdienst besteht darin, daß wir unerschütterlich das Wohl der Kirche, worauf allein das Glück des menschlichen Geschlechtes beruht, allen übrigen Dingen voranstellen. Das Regiment des Papstthums, das ohne unsern Beistand schon längst untergegangen wäre, haben wir unterstützt und stark gemacht, von einem Pole der bewohnten Welt zum andern das Evangelium neu gepredigt und ausgebreitet, und blinden Gehorsam gegen den Stellvertreter Gottes allen Völkern gelehrt; aber Urban VIII. möge bedenken, so sehr ihn Gott ausgezeichnet hat mit den höchsten Gaben der Natur, so groß die Geistesbildung ist, die er sich selbst errang, – der Orden Jesu durfte und hat nie vergessen, daß auch Urban VIII. nicht ewig regieret, – daß die Kirche länger lebt als er, und deshalb ist der Orden, der Gott verantwortlich ist, auf die irdischen und

persönlichen Absichten und Pläne des heil. Vaters nur soweit eingegangen, als sie das Wohl der Kirche befördern konnten.«

»Ja, unter Eurer Demuth lauerte von je der Hochmuth,« flüsterte leidenschaftlich der Beherrscher der Kirche; »aber Ihr sollt Euch verrechnet haben. Noch ist mein die Macht zu binden und zu lösen, und mein Fuß kann Euch zermalmen, wie den Wurm, wenn Ihr es wagt, mir in den Weg zu treten.«

»Mein Gewissen ist rein!« rief stolz und doch mild und fast freundlich Vittelechi, indem er frei das marmorbleiche, edle Haupt erhob. »Ich habe ein langes Leben einer schweren Pflicht gelebt, und in der verantwortlichen Stellung als General des Ordens, der für die Kirche so viel geleistet hat, als das Papstthum selbst, habe ich doch nie mit Wissen ein Unrecht gethan, keinen Menschen beleidigt – außer einen Einzigen, den ich dem Ansehen der Kirche zu Liebe gegen meine Ueberzeugung verdammt – den großen Galilei!«

Als ob eine Schlange ihn gestochen, zuckte Urban zusammen.

»Auch er wird bald diese Erde verlassen,« sagte der Papst wie im Selbstgespräch, »diese Erde, auf der nichts Bestand hat, Alles vergeht in ewigem Wechsel und die selbst nie zur Ruhe kommt!«

In sich versunken starrte der Kranke auf das Dessen der prachtvollen Tapeten seines Schlafgemaches, und Vittelechi wagte nicht, ihn aus seiner Abspannung zum Bewußtsein zurückzurufen. Carcurasio zuckte, als der General ihm einen fragenden Blick zuwarf, die Achseln, als wolle er andeuten, daß der Zustand des gewaltigen Oberhauptes der katholischen Christenheit ein hoffnungsloser sei, und Donna Anna griff nach einem Gebetbuch, um ihre Ungeduld über die sich so lange hinausziehende Unterredung zu verbergen.

»Was wollt Ihr hier?« frug plötzlich der aus seinem Brüten erwachende Kranke den General. »Ja, ich weiß, der Fischer Antonio ist gestorben, Ihr habt es mir ja gestern oder vorgestern gesagt. Seht Ihr, wie ausgezeichnet mein Gedächtniß noch ist? ich werde noch recht lange leben, meinen Feinden zum Trotz. Ich bin gar nicht krank, Vittelechi, glaubt es nicht. Fragt nur Carcurasio, er kann bezeugen, ich bin gesünder als je.« – Mit diesen Worten wollte der Papst sich von seinem Kissen erheben, sank aber sogleich kraftlos zurück. »Ich bin nur recht matt, recht müde,« fuhr er fort, »aber ich will Alles hören. Was hat Antonio gebeichtet?«

»Möge es Eure Heiligkeit in Fassung vernehmen!« begann jetzt Vittelechi. »Der Fischer Antonio schwur auf die Hostie, daß die schöne Schauspielerin Almida, für welche der Herzog von Urbino so viele Thorheiten beging, nach dem Tode des Herzogs verkleidet mit ihm nach San Paolo geflohen sei, wo ihnen der Augustinermönch Domenico Brancaccio in einem Fischerhause eine Zuflucht bereitet

hatte. Gleich nach der Ankunft dortselbst gebar Almida einen Knaben, starb und wurde als Antonio's Weib begraben.«

Jetzt sammelte der Papst seine Kräfte und mit lauter Stimme, wie in seinen besten Tagen, dankte er Donna Anna in zierlichen Worten für ihre Sorgfalt und erklärte, daß er für heute ihrer Pflege entbehren könne. Carcurasio gab er den Auftrag, ihm den Direktor der Polizei zu holen.

Kaum war Urban mit dem General allein, als er mit lebhafter Spannung fragte: »Und der Sohn des Herzogs ist am Leben? Kann er die Echtheit seiner Abstammung beweisen?«

»Der Sohn lebt wahrscheinlich noch, aber er ist verschwunden und wird vermuthlich irgendwo verborgen gehalten,« versetzte Vitteledi, »bis man ihn eines Tages auferstehen läßt, um einen Vorwand zu gewinnen, das Herzogthum Urbino dem Kirchenstaate wieder zu entreißen.«

»Wer hat den Knaben getauft?« fragte der Papst.

»Bei der Geburt,« erwiederte der General, »war außer Antonio nur der Mönch Domenico Brancaccio anwesend; dieser taufte das Kind, welches als Sohn des Fischers Antonio im Kirchenbuche zu San Paolo eingetragen wurde.«

»Wie unklug war es, daß ich den Mönch hinrichten ließ,« bemerkte Urban nachdenklich; »vielleicht hätte er, durch lange Haft mürbe gemacht, doch noch etwas gestanden.«

»Antonio gab an, daß er den Sohn des Herzogs auferzog, ohne ihm das Geheimniß seiner Geburt zu verrathen,« sagte jetzt Vittelechi.

»Und seit wann,« fiel der Papst ein, »ist dieser selbst verschwunden?«

»Vor neun Jahren,« antwortete der Engel des Friedens, »am Tage der Verurtheilung Galilei's.«

»Seltsames Zusammentreffen!« meinte der Kirchenfürst.

»Das Fatale an der Sache ist,« nahm Vittelechi den Faden seiner Mittheilung wieder auf, »daß Antonio in der Agonie des Todes seine Angaben so unzusammenhängend machte und gerade in dem Augenblicke die Seele aushauchte, als er den Namen des Mannes nennen wollte, der den Sohn des Herzogs bei ihm abholte. Beschrieben hat er jenen Mann, der sich durch Vorzeigung eines Miniaturportraits der schönen Almida als ein Vertrauter des Mönches Domenico Brancaccio auswies, allerdings. Hie und da mußte auch der Unbekannte die im Hause des Fischers Antonio stattfindenden geheimen Versammlungen der Patrioten besucht haben.«

»Woraus schließt Ihr,« unterbrach Urban den General, »daß jener räthselhafte Mann die Versammlungen des Patriotenbundes besuchte?«

»Weil er, wie der sterbende Fischer, der sich seines Namens nicht entsinnen konnte, dennoch ganz bestimmt

deponirte, zu den Wissenden des Bandes gehörte,« erläuterte der General. »Denn als der Unbekannte die Auslieferung des Knaben verlangte, um ihn auswärts in Sicherheit zu bringen, weigerte sich der Fischer, das Kind ihm mitzugeben. Der als Matrose verkleidete Vertraute des Mönches Brancaccio gab dem Fischer nun die Parole des Bandes und suchte sich bei ihm zu legitimiren, indem er sich als genau über alle Beschlüsse des Patriotenbundes unterrichtet zeigte. Aber der Fischer mißtraute ihm dennoch und da er sogleich erkannte, daß dieser so fein aussehende Mann, mit den zarten, weiblichen Händen kein Matrose sei, hielt er ihn für einen Polizeispion –«

»Oder einen Jesuiten,« schaltete Urban ein.

»Erst als dieser ihm nun das Miniaturbild der Mutter des jungen Herzogs, der schönen Almida übergab,« fuhr Vittelechi, die boshafte Bemerkung nicht beachtend, fort, »war Antonio überzeugt, da der Mönch Brancaccio mit ihm verabredet hatte, daß er dem Ueberbringer dieses Bildes wie ihm selbst Gehorsam leisten solle.«

»Hat der Sterbende,« frug hastig der Papst, »keine Mitglieder des Geheimbundes verrathen?«

Carcurasio war eingetreten und meldete, daß der Direktor der päpstlichen Polizei sogleich erscheinen werde. Der Apotheker und Leibarzt Seiner Heiligkeit hatte die letzte Frage seines mächtigen Gebieters gehört und war nicht wenig davon betroffen. Er mußte sich an einem Stuhle halten, denn seine Kniee bebten. Der Engel des Friedens und der Papst waren glücklicherweise so in

ihr Gespräch vertieft, daß ihnen die plötzliche Bestürzung und Todesblässe Carcurasio's entging. Dieser athmete wie von einem schweren Alp befreit, tief auf, als der General antwortete: »Der Fischer hat kein Mitglied verrathen, da ihn der Tod zu schnell überraschte. Seine fliehenden Lebensgeister suchten noch mit Anstrengung nach dem Namen des räthselhaften Entführers des herzoglichen Kindes – ein Ausdruck der Befriedigung lief über die harten Züge des Fischers, – es war unverkennbar – jetzt war ihm der entfallene Name ins Gedächtniß zurückgekehrt, schon öffnete er die Lippen, ihn auszusprechen – aber ein Strom von Blut brach aus seinem Munde hervor – er war todt!« –

»Und hat man gar nichts in seinem Nachlaß gefunden, was auf eine weitere Spur führen könnte?« rief der enttäuschte Papst.

»Nichts als das Miniaturbild der schönen Almida,« versetzte der General und reichte dem Papste ein in Gold gefaßtes kleines Bild, das auf Elfenbein gemalt, das bleiche, liebliche Gesicht eines jungen Mädchens darstellte. Trotz der Kleinheit war das Bild ausdrucksvoll und machte jenen überzeugenden Eindruck der Naturwahrheit, mit welchem wohlgetroffene Portraits beim ersten Anblick schon auf den fremden Beschauer wirken.

Urban nahm das Bildniß und betrachtete es lange durch eine kostbar gefaßte Brille. »Das Gesicht ist mir so bekannt,« sagte er, »so eigenthümlich bekannt; ich bin diesem Weib doch nie im Leben begegnet, und doch

möchte ich darauf schwören, ein diesem ähnliches Gesicht oft, recht oft gesehen zu haben.«

Der General nahm auf einen Wink Urban's die Brille und besah ebenfalls aufmerksam das Bild.

»Mir ist dieses Antlitz völlig fremd,« sagte er endlich, und gab es nebst dem Augenglase dem ungeduldig darnach langenden Urban zurück. Nochmals versenkte sich dieser sinnend in den Anblick des Bildes.

»Jetzt hab' ich es!« rief er; »mein Gedächtniß ist getreuer als das Euere, Vittelech! dieses Antlitz gleicht wie ein Ei dem anderen, dem stummen Sekretär Laurentius –«

Mit Ueberraschung griff der Engel des Friedens wieder nach dem Bilde, kaum hatte er es nochmals durch die Brille angesehen, so rief er erstaunt aus: »Wo waren meine Augen? Das sind die Züge Laurentius', der vor neun Jahren in der Tiber ertrank!«

Carcurasio, dessen Anwesenheit die mit der Untersuchung des Portraits Beschäftigten vergessen hatten, schlich jetzt leise und unbemerkt zur Thüre des Gemachs hinaus.

»Seltsam, – sehr seltsam!« bemerkte Urban; »welch einen Zusammenhang mögen diese Begebenheiten haben! es muß Licht in dieser Sache werden. Wer hat die Beichte des sterbenden Antonio gehört?«

»Horazio Grassi,« antwortete der General; »er war eben von Frankreich zu Schiff in Civitavecchia angekommen und wollte auf seinem Wege hierher in der Kirche

zu San Paolo den Fischern predigen, als man ihn zu dem Sterbenden rief.«

»Grassi, der schlaueste Eurer Sendlinge?« sagte erfreut der Papst, »der Mathematiker, der so geschickt die Galilei'sche Angelegenheit zu Ende brachte? das ist ein glücklicher Zufall. Wenn Einer den Sinn unzusammenhängender Worte errathen kann, so ist es dieses scharfsichtige Glied Eures Ordens. Bestellt ihn sogleich hierher.«

»Horazio Grassi wird sich heute Eurer Heiligkeit zu Füßen werfen,« bemerkte der General, »und über die Umtriebe der Jansenisten in Frankreich Bericht erstatten. Er hat zwar den Verräther nicht entdecken können, der die Ordensgeheimnisse den Jansenisten preisgab; aber doch einige Spuren gefunden, welche nach Rom, als der Quelle und dem Sitze dieser Umtriebe weisen. Er bringt schlimme Nachrichten aus Frankreich mit; die berühmtesten Gelehrten der Jansenisten treten gegen die Gesellschaft Jesu auf. Blaise Pasral bereitet eine neue Broschüre gegen uns vor. Perrault wird diesem Beispiel folgen; es ist höchste Zeit, mit aller Strenge einzuschreiten.«

»Sollen wir jetzt, nachdem der Protestantismus von uns abfiel, durch eine Bannbulle auch dieser neuen Ketzersecte Wichtigkeit und Ansehen verleihen?« meinte Urban bedenklich; »es ist am Ende gerathener, sie todtschweigen – auch ist sie ja ohnehin im Verschwinden begriffen und dem Papstthum nicht gefährlich. Die Jansenisten sind keine Gegner der Kirche; sie wollen ja nur die Lehre des heil. Augustin wieder zu Ehren bringen und möchten die späteren Verordnungen der Concilien und

Päpste beseitigen. Noch sind sie in verschwindend kleiner Minorität und werden es bleiben, wenn wir nicht selbst, wie mit diesem Luther, aus einer Mücke einen Elefanten machen.«

»Ich staune, Ew. Heiligkeit in so guter Laune von den Jansenisten reden zu hören,« erwiderte geschmeidig der greise Jesuit; »ich bin ja selbst für den Frieden, und die starke Kirche kann die Schwärmereien der französischen Thoren verachten. Aber gerade an den ohnmächtigen Jansenisten, welche den Papst meinen, wenn sie auf den Orden Jesu losschlagen, ließe sich ein Exempel statuieren. Jetzt kann das Papstthum der Welt beweisen, daß es noch der Schiedsrichter über alle Glaubenssachen ist. Richelieu geht seinem Ende entgegen und Cardinal Mazarin ist uns gewogen. Er wird die Jansenisten dem Richterstuhl des Papstes überantworten, und alle katholischen Könige, die ganze katholische Geistlichkeit, alle Höfe werden die Entscheidung Eurer Heiligkeit als den Orakelspruch des heil. Geistes selbst verehren, sich vor ihm beugen, und der Protestantismus wird die noch immer die Welt beherrschende Macht Urban's VIII. mit Schrecken gewahr werden! Diese Jansenisten hat uns der Himmel selbst gesandt,« schloß Vittelechi, »als ein Mittel zur größeren Ehre Gottes. Schon sind alle Beichtväter der Höfe, alle Jesuiten-Professoren an den Universitäten, alle reisenden Prediger unseres Ordens beauftragt, die Unfehlbarkeit und das unbestreitbare Recht des Stellvertreters Gottes, über alle Religionssachen endgültig zu entscheiden – mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu neuem

Ansehen zu bringen. Ein Wort von Eurer Heiligkeit, und die Welt sieht mit Ehrfurcht die Attribute der dreifachen Krone wieder glänzen in aller Pracht und Herrlichkeit und erkennt, daß der Protestantismus, trotz all seiner Erfolge, den Fels der Kirche unberührt und unerschüttert ließ.«

»Bei Gott! Ihr habt Recht, Vittelechi! das war ein vernünftiges Wort und heute noch soll der Bannfluch über die Jansenisten ausgesprochen sein,« betheuerte Urban; »denn noch bin ich der Herr über diese Welt und sie soll nicht glauben, daß wir schwach geworden und Willens sind, auch nur ein Jota unserer uns von Gott selbst verliehenen Allmacht aufzugeben.«

»Was den so geheimnißvoll verschwundenen Sohn des Herzogs von Urbino betrifft,« sprach jetzt Vittelechi, indem er demüthig die Hand des heil. Vaters küßte, »so möge Ew. Heiligkeit dem Eifer unseres Ordens vertrauen. Wir werden nichts unterlassen, dieses gefährliche Werkzeug den Händen der Feinde zu entwenden, und Gott in seiner Gnade und Weisheit wird seinen unwürdigen Dienern die Ehre der Entdeckung dieses Kindes der Sünde zuwenden, denn neben der unbegrenzten Thätigkeit für die heil. Kirche selbst, ist es ja stets dem Orden Jesu eine Lust und Wonne, auch von der geheiligten Person des Papstes jede Gefahr, von seiner Seele jeden Kummer fernhalten zu können.«

»Wir verstehen uns, Vittelechi!« sagte der Papst freundlich; »ich bin der Fels, auf den Gott seine Kirche aufgerichtet hat. Der Orden Jesu hat einen starken Wall um

den Felsen gebaut, und das kahle Eiland inmitten wogender Brandung und feindlicher Stürme, mit allen Zierden christlicher Tugend und den Blüten der Kunst geschmückt. Laßt Euren unermüdlichen Geist dem Jahrhundert auch ferner leuchten, denn Ihr, General des Ordens Jesu, seid die rechte Hand des Stellvertreters Gottes, der von nun an in aller Strenge eines unerbittlichen Statthalters herrschen wird. Ich segne Euch, General, der Ihr der Welt das Beispiel der Tugend, Selbstgenügsamkeit, der Sanftmuth und des Friedens gebt.«

»Und wenn wir den Sohn des Herzogs entdeckt haben,« bat jetzt der geschmeichelte Engel des Friedens, seiner Rolle entsprechend, »so überlaßt ihn unserem Orden. Nicht sein Blut soll fließen; in eines Klosters stillen Mauern soll das Kind der Sünde und Wollust Buße thun, und als Diener der Kirche das Ansehen unseres Ordens erhöhen.«

»Ihr seid in neuerer Zeit sehr aristokratisch geworden,« versetzte der Papst lächelnd; »vornehme Abkunft gilt viel in Eurem Orden, seit Ihr die Staaten Europa's regiert und auf den Parketböden der Höfe heimisch geworden seid. – Haben wir nur erst den Sohn des Herzogs, dann wollen wir erwägen, was das Interesse des Staates, die Sicherheit unserer Person erheischt.«

Wie im Fieber glühten jetzt die Wangen des kranken Papstes, der im Vorgenusse befriedigter Rache an den

Fürsten Italiens und der Hoffnung, den letzten Sprößling des herzoglichen Hauses Urbino vernichtet zu sehen, schwelgte. Der Sammlung seiner Geisteskräfte folgte jetzt eine jähe Abspannung. Schlafend fiel Urban auf die Kissen zurück und der Engel des Friedens entfernte sich mit den Worten:

»So sei denn Friede und Segen des Himmels mit Eurer Heiligkeit! Noch lange wird Urban VIII. auf dem Stuhle Petri thronen und ruhmvoll regieren zur größeren Ehre Gottes!«



Etwa eine Meile südlich von Florenz lag in einem kleinen Seitenthale der hier auslaufenden Umbrischen Berge ein einsames Frauenkloster. Die Greve, ein wildes Gebirgswasser, eilt über das steinige Bette durch das kleine Thal dem Arno zu, in welchen sie sich in der Nähe von Florenz ergießt. Hohe waldige Ufer des sich in raschen Windungen schlängelnden Gewässers werfen einen düstern Schatten auf die Wiesen, welche um das stattliche Klostergebäude grünen, dessen dunkle graue Mauern den Ernst der ganzen Landschaft noch erhöhen, die nur gegen Süden, wo auf einem sanften Hügel die Villa Monte Ripaldo etwa eine Viertelmeile vom Kloster entfernt liegt, ein freundliches Ansehen gewinnt. Dort öffnet sich das Thal, auf den Abhängen des Hügel reist die Citrone, Orange und Olive, die Rebe schlingt sich zwischen den Obstpflanzungen, Guirlanden bildend, an den Gerüsten

empor, welche von Terrasse zu Terrasse aufsteigen bis zu den Lorbeerbüscheln, die den Park, der droben auf der Kuppe des Hügels liegt, umsäumen. Kastanien, Eichen und Cypressen wechseln dort in malerischen Gruppen, durch reingehaltene Wege geschieden. Um die Villa selbst blühen in wohlgepflegten Beeten Tausende von Hyazinthen und Tuberosen. Das stille, fast finstere Thal mit der freundlichen Villa als Hintergrund, das ganze landschaftliche Bild, über dem der tiefblaue Himmel Italiens sich ausdehnt, gleicht einem in tiefes Sinnen, ja fast in Trauer versenkten Menschenantlitz, dessen edle, schöne Züge ein unwillkürliches, von freundlicher Erinnerung hervorgerufenes Lächeln verklärt.

Dort in der Villa Monte Ripaldo wohnt Galilei – der hohe Dulder – vergessen von der Welt, wie er wohl meint – aber seine Feinde wachen, damit keine Kunde von ihm hinausdringe in die Welt.

Noch dürfen auch wir nicht eintreten, um den weisen, belehrenden Gesprächen des edlen Greises zu lauschen, sondern der Gang unserer Geschichte nöthigt uns, zwei eifrig sprechenden Männern zu folgen, welche auf dem Fußwege längs der Greve von Florenz kommen und auf das Kloster zuschreiten. Der eine dieser Männer ist uns ein lieber Bekannter, der menschenfreundliche Cardinal Orsini. Vom Gehen etwas erhitzt, hatte er im Schatten des baumbewachsenen Ufers den Hut abgenommen; er war nur wenig gealtert, ging noch aufrecht und sein jetzt etwas geröthetes, schöngeformtes Gesicht, dem man die Güte und das reine Gewissen ansah, strahlte in ruhiger

Heiterkeit. Durch die Jesuiten aus der Gunst des Papstes auf immer verdrängt, hatte er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Er verwendete fortan seinen Reichthum, die Unabhängigkeit, welche ihm seine Geburt, als dem Gliede eines der ältesten Adelsgeschlechter Rom's, verlieh, um ganz seinen Neigungen zu folgen, den Wissenschaften und Künsten zu leben und Gutes zu thun, wo er nur immer konnte. Von Ferdinand II. von Toskana eingeladen, siedelte er nach Florenz über, wo er ein Landhaus vor der Stadt bezog. Allgemein geliebt und geachtet, ein Vater der Armen, ein Rathgeber aller Bedrückten, führte er dort ein beschauliches Dasein. Er besuchte den in das kleine Thal verbannten Galilei oft, und die Verehrung, die er stets für dessen hohen Geist gehegt, war bald in eine Bewunderung des edlen Charakters, des großen Werthes, den Galilei als Mensch besaß, übergegangen. Er hatte mit dem hinfällig gewordenen Greis am Todtenbette seiner Lieblingstochter Maria gestanden, welche kurz nachdem Galilei auf Monte Ripaldo eingetroffen, im Kloster gestorben war. Er hatte den verzweifelnden Vater in seinem Schmerze aufgerichtet, ihn mit seinem Sohne Vincenzo ausgesöhnt und war der gute Engel des schwer geprüften Mannes geworden.

Neben Orsini schritt ein hochgewachsener Jüngling, der mit seinen treuen blauen Augen vertrauensvoll den ehrwürdigen Priester ansah, wenn er dessen Fragen beantwortete, oder von ihm Auskunft verlangte. In dem entschiedenen, bestimmten Schnitte des Gesichtes des

Jünglings, in seiner selbstbewußten Haltung und den dabei doch bescheidenen aber klaren und kurzen Aeußerungen seiner Meinung, in der tieferen Gluth seiner Augen, dem lebhaften Klang seiner Stimme äußerte sich eine Energie, ein fester Wille, der seine Ziele kennt, und die Unerschrockenheit, welche wir schon an dem Knaben Viviani kennen lernten, ist mit dem Knaben groß geworden. Er war geistig früh gereift; im Umgange mit dem größten Denker seiner Zeit, einem der erhabensten Geister, die je die menschliche Hülle getragen, waren seine von Natur außergewöhnlichen Fähigkeiten in hohem Maße ausgebildet, sein Streben schon von frühester Jugend an abgezogen worden von allen kleinlichen, irdischen und persönlichen Zwecken und ausschließlich auf die Erforschung der Wahrheit gerichtet. Seine Lebensausgabe war, die Lehren seines großen Meisters in sich aufzunehmen, und mit unermüdlichem Eifer, mit leidenschaftlicher Begeisterung unterzog er sich der Aufgabe, alle Erfahrungen, welche die Wissenschaft seinem Pflegevater verdankte, der Nachwelt aufzubewahren. Seit Jahren diktirte Galilei, dessen Auge, das den Raum durchforscht und mit dem empfangenen Licht die Geistesnacht der bisherigen Weltanschauung erleuchtet hatte, – für immer erblindet war, bei geschlossenen Thüren zur Nachtzeit dem treuen Schüler den ganzen reichen Inhalt seiner wissenschaftlichen Entdeckungen. Fast war das große Werk vollendet. Der blinde Greis war nun auch schwerhörig geworden, von Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen gefoltert, und die anstrengende Arbeit ging langsamer als

bisher von Statten. Vielleicht fühlte der Kranke, daß seine Lebensaufgabe zu Ende sei, sobald er den ganzen Inhalt eines segensreichen Daseins, den Schatz seiner geistigen Anschauung vollkommen in die Hände seines begabten Schülers niedergelegt hätte; und jetzt am Ende seiner erhabenen Laufbahn ruhte sein Geist noch einmal und überblickte, wie der Wanderer vom Bergesgipfel, ehe er in's jenseitige Thal hinabsteigt, prüfend den mit Freuden und Schmerzen zurückgelegten Weg in jenem Thale voll Jammer und Elend, getäuschter Hoffnung, trügerischen Idealen, langen, bitteren Schmerzen und mit den kurzen Ruhepunkten, wo Freude und Glück wie Quellen in der Wüste uns flüchtig laben – den ganzen Gang aller Ereignisse, Empfindungen, Wünsche, Thaten – die Sehnsucht – die Entsagung – die ganze zurückgelegte Vergangenheit, – das räthselhafte Bild, das traumartig hinter uns liegt und so real und zwingend in der Gegenwart uns beherrscht – jenes Räthsel, welches man ›das menschliche Leben‹ nennt – dessen Richtigkeit man einsehen gelernt haben muß, ehe man nach mühsamer Wanderung den Gipfel des hohen Bergesriesen der Wahrheit und Freiheit erreichen kann! – Galilei hatte ihn erklimmt, den einsamen Thron der Wahrheit, der Erkenntniß – er sah ohne Theilnahme nieder auf das ihm fremd gewordene Treiben der in der Alltäglichkeit befangenen Menschheit; weil er Viviani wie einen Sohn liebte, legte er in dessen Hände die Erbschaft seines Geistes nieder, aber er rieth ihm, bessere Tage abzuwarten und nach seinem Tode Italien zu verlassen und ja nicht aus Eitelkeit vorzeitig die

Manuscripte zu veröffentlichen, die ihn nur in den Kerker, vielleicht auf's Schaffot führen würden. Aber Viviani war erst neunzehn Jahre alt. Feurig, im Vollgeföhle der Jugendkraft, begriff er die Selbstlosigkeit der der Welt und ihrem Ehrgeiz abgewandten Weisheit nicht; seine Seele glühte vor Verlangen, den Ruhm des angebeteten Lehrers, des Propheten der Wahrheit zu verkünden und er war entschlossen, um jeden Preis die Werke Galilei's vor dem Untergang zu retten. Beugen sollten sich die frechen Stirnen der Leugner, der Feinde; abfallen mußte die Binde von den Augen der Menschen, die Bosheit vernichtet und der Dummheit ein Licht angezündet werden, damit die große Lehre Galilei's, die dieser selbst abgeschworen, fortan alle Gehirne durchdringe, erleuchte und von dem Alpe der Priesterherrschaft befreie.

Dieser lebhafteste Entschluß, der alles Sinnen und Denken des Jünglings einnahm, machte ihn stark, unter der ungeheuren Arbeit nicht zu erlahmen. Ohne Wissen des Vaters stand Vincenzo redlich Viviani bei, die Abschriften der Manuscripte, an welchen auch die schöne Julia Ammanati arbeitete, sicher in's Ausland zu bringen. Jetzt war Vincenzo nach Paris gereist, um den Druck der Werke seines Vaters zu besorgen, und an seiner Statt hatte Toricelli von Viviani das vorletzte Manuscript in Empfang genommen. Vincenzo hatte bald sein musikalisches Amt mit dem eines Begleiters des Herzogs Ferdinand II. vertauscht; er vermählte sich mit der Tochter jenes portugiesischen Kaufmanns, die bald durch den Tod ihres Vaters Herrin eines großen Vermögens wurde. Auferzogen

in Pracht und Ueberfluß, wollte sie Vincenzo überreden, sein Amt aufzugeben und als reicher Privatmann zu leben. Aber Vincenzo, der nicht seiner Frau seinen Unterhalt verdanken wollte, vertauschte seine Stellung als Musikdirektor mit jener eines Cavaliers des Herzogs, der ihn zu mehreren diplomatischen Sendungen benützte, ihm aber bald, da seine Künstlernatur hierzu wenig brauchbar war, die Aufsicht über sein Theater, seine Kapelle, seine Schlösser und Gärten übertrug. So war Vincenzo, an dem der Herzog sühnen wollte, was die Medicäer an seinem Vater gefehlt, ein angesehener Mann am Hofe, eine Art Marschall geworden, und wußte sich trotz der Intriguen der Jesuiten zu behaupten, da er es verstand, sich bei den weiblichen Mitgliedern der herzoglichen Familie, welche viel Einfluß hatten, in Gunst zu setzen. Seine Stellung ließ ihm viele Muße, so daß er häufig den alten Vater besuchen konnte, dem er, so lange dessen körperlicher Zustand es noch erlaubte, in seinen Untersuchungen und Experimenten die Dienste eines gelehrigen Famulus widmete, um Viviani mehr Zeit für seine Arbeiten zu verschaffen. Vincenzo's früheres Talent für Musik hatte im Laufe der Zeit eine andere Richtung genommen und seine Neigung hatte sich der Poesie zugewendet; seine Leistungen im Gebiete der Dichtkunst waren bedeutend, sein Ruhm erstreckte sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes; leider sind seine Werke, bis auf ein paar Liebesgedichte, die wir mittheilen werden, verloren gegangen; im Jahre 1771 waren noch alle seine Werke bekannt, da der berühmteste Geschichtschreiber

der italienischen Literatur, der gelehrte, gründliche Kenner und Forscher Tiraboschi, Vincenzo Galilei unter den bedeutendsten Dichtern jener Zeit aufführt. Wie sehr der talentvolle Sohn des genialen Vaters Studien in sich aufnahm, geht daraus hervor, daß Vincenzo den Pendel auf die Verbesserung der Uhren anwandte.

In Florenz hatte Viviani bei Toricelli den edlen Cardinal Orsini getroffen, der ihm nun bis zum Kloster am Heimweg das Geleite gab. Sie sprachen auch über Toricelli, dessen krankes Aussehen ihr Mitgefühl erweckt hatte.

»Toricelli trägt eine große Schuld an der Verurtheilung des Vaters,« sagte Viviani, der Galilei stets mit diesem vertrauten Namen bezeichnete; »hätte er sich vor neun Jahren öffentlich für die Bewegung der Erde erklärt, wer weiß, ob man es gewagt hätte, auch den großen Schüler des großen Meisters vor die Inquisition zu stellen? – Beide wären gerettet worden!«

»Ihr kennt Urban VIII. und die Jesuiten nicht, Ihr denkt zu gut von den Menschen,« entgegnete Orsini. »Toricelli wäre sicher wie Galilei verurtheilt worden und im Gefängniß gestorben, und die Welt hätte noch keinen Barometer.«

»Sei es darum!« rief der Jüngling ungestüm; »aber sie wäre reicher um ein aneiferndes Beispiel, daß es noch Menschen giebt, die sich dem Sklavenjoch nicht beugen, sondern sich für die Wahrheit opfern – Ein Märtyrer für die Freiheit ist der Welt nützlicher, als die Freiheit selbst, die ein erhabener, aber hohler, in der Luft schwebender

Begriff bleibt, so lange nicht ein Menschenherz von ihr durchglüht, von ihrer Allmacht Zeugniß giebt, welche den eingeborenen Trieb zum Leben verstummen macht, so daß ihre Jünger mit Freudigkeit in den Tod gehen, und die staunende Welt sie, im Innersten bebend, erkennt und anbetet!« –

»Aber bedenkt,« sprach mild Orsini, »Toricelli hat von den Jesuiten in Faenza, ehe die Wittwe Bronzino ihn aufnahm, seine erste Erziehung erhalten; als Aristokrat widerstrebten ihm alle Streitigkeiten mit dem Papstthum, in welchem er auch die höchste weltliche Autorität verehrte; – die kirchliche Unfehlbarkeit ist seinem Geiste von Kindheit auf eingepfropft worden, wie Euch die Selbstständigkeit und Freiheit des Denkens. Auch diese kann sich verirren, wenn ihr gar kein leitendes Princip, kein religiöser Halt zur Seite steht! O, der Menscheng Geist ist so stark im Entwerfen und so schwach im Ausführen! Unsere dunkle Empfindung – glaubt mit einem sehnsuchtsvollen Herzschlag alle Geheimnisse des Himmels und der Erde, die Ewigkeit des Raumes ahnungsvoll zu umfassen und auszumessen, aber wenn wir uns den gewaltigen, inneren Drang, der sich zutraut, allein die Schöpfung erklären zu können, in unserer Begriffswelt deutlich machen wollen, erkennen wir unsere Ohnmacht; – unser Geist ist gebunden und gefesselt an die Zeit, welche nur ein Nacheinander zu begreifen erlaubt und im Begriff, da nur Ein Gedanke in jedem Moment gedacht werden kann, in eine lange Linie auseinander zieht, die keinen Anfang und kein Ende hat, was in unserer Ahnung, unserem Gefühle

eine in sich abgeschlossene, anschauliche, harmonische Wahrheit erschien.«

»Darüber klagt auch der Vater,« stimmte der Jüngling bei; »die Unvollkommenheit unserer Organe ist nicht zu leugnen, und weil wir sie erkennen, müssen wir sie vorsichtig brauchen und wohl nach allen Seiten prüfend die Linie unseres Denkens anlegen. Wenn wir aber sehen, daß alle Radian unseres Wissens zurückführen zu dem einen Mittelpunkt der Wahrheit, dann ist sie doch bewiesen, dann dürfen wir vertrauend einen Schritt weiter thun in das dunkle, unentdeckte Reich der Natur mit ihren geheimnißvollen Kräften und uns dem großen Räthsel des Daseins nähern, und einst wird die Zeit kommen, wo wir ihren Schleier lüften, und –«

»Nie wird der Menscheng Geist dieses Räthsel ergründen, niemals!« unterbrach der lebenswürdige Greis den feurigen Jüngling; »keine letzte Ursache wird je die Frage nach dem Warum unnöthig machen in der unendlichen Kette der Ursachen und Wirkungen, und die Metaphysik wird niemals durch die Physik erklärt werden.«

»Dann wäre es ja besser, der Mensch verzichtete gänzlich auf ein aussichtsloses Streben!« rief mit edlem Unwillen Viviani; »er beugte sich, ohne zu grübeln und zu forschen, in blindem Glauben vor den Aussprüchen der Kirche, welche ihm Trost und Beruhigung gewähren. Aber nein, es kann nicht sein! der tiefe Drang nach Wahrheit, welcher schon die edelsten Geister des grauen Alterthums erfüllte, kann keine Lüge sein; und selbst Ihr, obwohl ein Priester, verehrt die großen Philosophen und

seid ein selbstständiger Denker, ein Philosoph. Ihr seid ein Freund meines Vaters, obwohl ihn Eure Kirche verdammt hat, und gesteht dem Menschen als sein heiliges Recht zu, daß er frei und auf eigenen Füßen nach der Wahrheit forsche!«

»Ja, nach der Wahrheit der Thatsachen, lieber Viviani,« sprach freundlich der würdige Cardinal. »Des Menschen Beruf ist, diese Welt anzuschauen und die Gesetze der Natur in sich zum Bewußtsein zu bringen, – aber eine metaphysische Wahrheit, den Grund, warum Alles so ist, wie es ist, wird er mit seinem Verstande nie einsehen. Die Menschheit wird sich vielleicht einst von allen Religionsdogmen emancipiren, die Herrschaft der Priester wird einst zerfallen. Aber der Wahrheit wird das Menschengeschlecht darum nicht näher sein. Das Bedürfniß, die dunkle Kehrseite der sichtbaren Welt enträthseln zu wollen, wird sich in vielen philosophischen Systemen äußern und die Philosophen werden die Stelle der Priester einnehmen und die Welt beherrschen, wie jetzt die kirchlichen Dogmen. Ja, wenn auch alle Gesetze der Natur gefunden wären, wenn der ganze unendliche Raum in allen seinen Erscheinungen offen vor unserm Auge läge, so bleibt doch ewig unerforschlich und unbegreiflich das Geheimniß unseres eigenen Ichs, wir haben kein Auge, das nach innen sieht, wir gleichen einem Spiegel, der von außen nur die Bilder der Dinge empfängt, nicht die Dinge selbst enthält, – und nur die Gesetze, wie wir sehen, empfinden, denken, – nicht *was* wir da anschauen und denken, können wir begreifen.«

»Sind wir nicht ein Theil des Alls,« warf sinnend der Jüngling ein, »und dürfen wir nicht hoffen, wenn wir alles außer uns erforscht haben, dann die Stelle im All zu finden, in welche der kleine unbekannte Rest, unser Ich, harmonisch hineinpaßt?«

»Nie werden wir jene Stelle finden, unser Leib wird seinen Platz einnehmen im Raume, seine Funktionen können in ihrer Reihenfolge und ihrem Zwecke nach erforscht werden, nie aber der Grund und das Wesen des Lebens; nie kann das von der vergänglichen Maschine erkannt werden, was unvergänglich an ihr ist, ihr Lebensprincip, ihre Idee. Wenn man uns Glied um Glied abschneidet, unser Ich bleibt ungeschmälert, die Zeit geht an uns vorüber, wir fühlen unsere Organe altern und schwach werden, aber unser eigentliches Ich altert nicht mit, denn an unserer innerlichen Unveränderlichkeit messen und erfassen wir ja, daß Alles außer uns vergeht; wir sind ewig und waren ewig, wir sind im Schafe, obgleich wir es nicht wissen; so sind wir vielleicht auch im Tode, der nur ein längerer, kein ewiger Schlaf sein kann. Aber das Alles läßt sich nur fühlen, ohne abstrakte Gewißheit ahnen, niemals wirklich denken! Wer wollte denn einen Zustand sich denken, der erst eintritt, wenn das Gehirn nicht mehr existirt! – An jedes mit Vernunft ausgerüstete Geschöpf ist dieses Gefühl unauflöslich gebunden, das Bedürfniß nach Metaphysik ist angeboren, es gehört zum Wesen des Menschen, und da die Natur nicht lügt, so ist der Mensch, der an die Unsterblichkeit seines Ichs, seines Wesens glaubt, nicht thöricht, sondern

weise! Darum wird die Religion dem Rohen, die Philosophie dem Culturmenschen stets unentbehrlich sein; keine Naturwissenschaft wird je jene Nachtseite der Vernunft, wohin ihre Mittel nicht reichen, und welche, wie die Kehrseite des Spiegels, keine Bilder zeigt, erhellen. Ja, gerade je weiter die Naturwissenschaft fortschreitet, desto grenzenloser wird sich die Kette der Wirkungen und Ursachen zeigen, und um so dringender wird das Glaubensbedürfniß werden, um so mehr wird die Metaphysik, die Folie jeder Religion, zur Geltung und unbezweifelbaren Nothwendigkeit werden. Sie selbst wird in ihrer Nothwendigkeit und ihrer Form nach als Naturgesetz definirt werden – ihr dunkler Inhalt wird aller Wissenschaft trotzen, nie begriffen, sondern immer nur geglaubt werden müssen, und je mehr die Menschheit weiß, desto mehr wird sie glauben, denn je entwickelter die Vernunft ist, je größer die Spiegelfläche wird, um so tiefer wird das Bedürfniß nach Metaphysik, um so größer wird die Kehrseite des Spiegels. Darum sehe ich der Entwicklung der Wissenschaften freudig entgegen und keine Gefahr für die Religion darin, denn je größer unser Erkennen, desto größer unser Glauben; das Wissen ist nicht des Glaubens Tod, sondern nur die Axt, welche den Baum der Priesterherrschaft stürzt; die Dogmen, die Sekten können durch neue Entdeckungen gestürzt werden, die Religion, das Symbol einer bloß gefühlten, nie entdeckbaren Wahrheit, wird nicht davon berührt; die Philosophie wird, wie jede Wissenschaft, endlos sein, und ewig denken, und nie die Welt zu Ende denken können;

und so lange es Philosophie gibt, existirt die Metaphysik, deren unzerstörbarem Kerne die Religion entkeimt.«

Der Bewundernd lauschte der Jüngling den Worten des Greises. Der leidenschaftliche Groll, der Ehrgeiz seines Innern schwieg, die blinde Zuversicht seiner wilden Jugendkraft war erschüttert und mit staunender Ehrfurcht sah er in die Regionen der vielumfassenden Gedanken, welche die Weisheit des edlen Cardinals seinem jungen Geiste erschloß. Mit ahnungsvoller Theilnahme begriff er, welche Kämpfe einem schwärmerischen, weichen, tiefen Gemüth, einem unersättlichen Menschengeste das Leben bringen müsse, bis er sich selbstlos zu der reinen, schönen Ueberzeugung emporschwingen könne, die der weise Priester geäußert hatte.

»O wie dankbar bin ich,« sprach innig Viviani, und die tiefe Ehrfurcht, welche der edle Cardinal ihm einflößte, feuchtete seine aufleuchtenden, klugen Augen, – »daß Ihr, der gereifte, mit Euch selbst zum Frieden gelangte Mann, mit mir, dem unfertigen, ungestüm wollenden und nichts begreifenden Knaben so liebevoll belehrend verkehrt! Auch der Vater denkt ähnlich wie Ihr; er ist von den Erscheinungen, welche die Natur gibt, ausgegangen, und bei Eurer Ueberzeugung angelangt. Sein großer Forschergeist und Euer vortreffliches, erhabenes Gemüth begegnen sich in der Anschauung über die Ewigkeit unserer Seele oder unseres eigentlichen unsterblichen Wesens und ich hoffe, auch ich, der ich meinen eigenen Weg gehen muß, werde dereinst jene Wahrheit glauben, welche

man selbst erringen muß, soll sie nicht todt für uns bleiben. Denn jedes Geschöpf lebt ein neues, ganzes Leben, es soll und muß wieder von vorne anfangen, denn sonst wäre ja die Wiederholung der Individuen ein unnützes Werk der Natur.«

»So ist es,« sprach Orsini, indem er Viviani auf die Schulter klopfte. »Jeder soll seine Kräfte üben und redlich streben, sich mit der Welt in Einklang zu setzen; die meisten Geister sind in die täglichen Angelegenheiten ihres materiellen Lebens allzu versunken, um selbst den Weg ihrer geistigen Entwicklung zu gehen; für sie ist das religiöse Dogma ein sicheres Steuer, sich im Ocean des Irrthums zurecht zu finden. Euch hat die Natur einen hellen Spiegel des Geistes verliehen. Betrachtet darin redlich die Bilder der reichen Erscheinungswelt; die Wahrheit, die sie Euch predigen, wird Euch nicht genügen. Hütet Euch nur, daß Ihr dabei die Unschuld und Unbefangenheit, die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit nicht verletzt, welche das Belege der Spiegelwand sind, damit sich die Bilder nicht durch Eure Schuld trüben und verzerren, denn nimmer führt vom wissenschaftlichen Wahn, der sich, nur von Trugbildern verlockt, einbilden kann, das Welträthsel enthüllen zu können, ein Weg zurück zu jenem Kinderglauben, selbst der einfachsten Religion.

»Der Wilde, in seinem unbewußten Glauben, und selbst wenn er ein todttes Götzenbild anbetet, steht der

metaphysischen Wahrheit näher, als der Gelehrte, welcher meint, es gebe eine letzte Ursache im Reiche der Erscheinungen, womit die Zeit einen Anfang haben müßte. Er gliche dem Thier, das in der Tretmühle im Kreise läuft, und immer zu steigen glaubt und sich abmüdet, ohne je weiter zu kommen; er gliche einem Schützen, der mit Karthaunenkugeln nach einer Sternschnuppe schießen wollte.«

»Ich bin ja ein trockener Mathematiker,« erwiderte Viviani; »die Mathematik wird mich vor großen Verirrungen schützen und so wenig je bewiesen werden kann, warum eins und eins zwei ist, – so wenig, glaubt Ihr demnach, wird je erforscht werden, warum wir leben und leiden, und –«

»Lieben,« fiel Orsini ein. Der ernste Jüngling erröthete tief.

»O, verbergt Euer Gefühl nicht,« sprach Orsini; – »macht dem edlen Dulder die Freude, die letzte Tochter nach seinem Tode einem wackeren Schüler als Weib hinterlassen zu können.«

»Die letzte Tochter seinem Sohne,« sagte Viviani. »O warum hat Fides den unglückseligen Schritt gethan –«

Sie waren am Klosterportal angekommen. »Geht jetzt nach Hause,« bat Orsini, »und berichtet dem Vater, daß ich ihn heute noch besuchen werde.«

Der Jüngling nahm Abschied und Orsini verschwand durch die schwere Pforte des Klosters, welche sich leise auf ein Glockenzeichen geöffnet hatte. Er stand in einem sehr kleinen Vorplatz, dessen Dunkelheit im Gegensatz zu dem hellen Tage draußen, ihm nicht sogleich erlaubte, die Gegenstände zu erkennen. Eine heisere, leise Stimme fragte um sein Begehrt, seinen Stand und Namen. Auf seine Antwort, wer er sei und daß er die Aebtissin zu sprechen wünsche, knarrte eine Thüre in den Angeln und der Cardinal betrat ein düsteres Gemach, das durch ein schweres Eisengitter in zwei Abtheilungen getrennt war. Er hörte die Thüre hinter sich zuschließen. Durch drei kleine Oeffnungen, nahe der gewölbten Decke, empfing das nur weiß beworfene Gemach gerade so viel Licht, daß Orsini, nachdem sein Auge an das Halbdunkel sich gewöhnt hatte, die armselige Einrichtung, welche aus wenigen hölzernen Bänken, einem riesigen Crucifix und einer großen Wanduhr bestand, besichtigen konnte. Er hatte nicht Zeit, über die schauerliche Oede dieses kellerartigen Raumes seine Betrachtungen zu machen, denn am jenseitigen Ende der Abtheilung des Gewölbes, von welcher ihn das Eisengitter schied, erschien die kleine Gestalt einer Klosterfrau, welche tief verschleiert langsam und geräuschlos auf das Crucifix zuschritt, dort niederkniete und betete. Nach einer Weile erhob sie sich und näherte sich dem Gitter:

»Gelobt sei Jesus Christus!« flüsterte die Nonne und küßte ein großes, goldenes Kreuz, das an schwerer goldener Kette auf ihrer Brust hing.

»Der Herr sei mit Euch, hochwürdige Frau,« sprach der Cardinal; »habt Ihr über meine Bitte einen Entschluß gefaßt?«

»Eure Eminenz verzeihen, daß man Ihr Schreiben bis heute noch nicht beantwortet hat, aber seit das Herzogthum Toscana dem Bunde der Fürsten beitrug, ist auf Befehl des Generals des Ordens Jesu, der über alle Klöster die Oberaufsicht hat, jeder Verkehr mit der Außenwelt auf das Strengste untersagt worden. Wir haben lange und anstrengende Andachten gehalten und für die Wiederkehr des Friedens gebetet.«

»Ich weiß es,« antwortete der Cardinal; »aber da der Herzog und seine Familie Eurem Kloster gnädig gesinnt ist, so durfte ich erwarten, man werde eine Ausnahme machen. Ich habe die Erlaubniß des Herzogs, die Schwester Octavia zu sprechen.«

»Die Regel unseres Ordens gestattet keine solche Besprechung,« wandte die Aebtissin ein.

»Hatte doch die Schwester Octavia die Erlaubniß des heiligen Vaters, von ihren Angehörigen Besuche empfangen zu dürfen,« bemerkte Orsini.

»Ihr Vater durfte sie monatlich einmal besuchen; er ist seit drei Monaten nicht mehr gekommen,« versetzte die Aebtissin.

»Weil er krank ist und nicht mehr gehen kann, und weil er sich über das Befinden der geliebten Tochter ängstigt, hat er mich beauftragt, nachzusehen.«

»Schwester Octavia ist gesund und betet zu Gott für des Vaters Wohl.«

»Laßt sie mich einen Augenblick sehen,« bat der Cardinal; »es soll Eurem Kloster nicht zum Schaden gereichen.«

»Ich weiß, Eminenz sind gut und wohlwollend gegen uns gesinnt, und haben unsere Bitte, die Erziehung der adeligen Fräulein aus Florenz übernehmen zu dürfen, bei Sr. Hoheit dem Herzog Ferdinand II. unterstützt, aber die Verhaltensbefehle, namentlich in Bezug auf Schwester Octavia, sind heute Morgen sehr verschärft worden. Ich habe das Schreiben noch in der Tasche; da, leset selbst.«

Der Cardinal nahm der Aebtissin das Papier ab, das sie ihm durch das Gitter reichte. Es enthielt eine Ermahnung Vittelechi's an die Aebtissin, ›in dem jetzt für den Papst zum Feindesland gewordenen Toskana, durch musterhafte Ordnung und strenge Aufrechthaltung der Regeln Alles zu vermeiden, was als Einmischung des Klosters in weltliche Dinge betrachtet werden könnte, damit der reiche Klosterbesitz nicht allenfalls durch Kriegssteuern geschmälert würde, indem der heilige Vater vielmehr erwarte, daß die Verwaltung des Klosters alles disponible Geld in päpstlichen Schuldscheinen des Kirchenstaates anlegen werde, um der Kriegskasse des schwerbedrängten Kirchenfürsten aufzuhelfen.«

Das Schreiben warnte die Aebtissin vor allen fremden Besuchen und befahl namentlich, die Schwester Octavia in strenger Abgeschlossenheit zu halten, da kein weiterer Verkehr mit ihren Angehörigen, die der Theilnahme an dem Bunde der Patrioten verdächtig seien, stattfinden

dürfe. Zur Durchführung aller in diesen Zeitläuften nöthigen Maßregeln, schloß das Schreiben, werde der ehrwürdige Pater Horazio Grassi nächstens im Kloster eintreffen, und habe sich die Aebtissin allen seinen Anordnungen zu unterwerfen; auch dem, was der Pater etwa in Bezug auf die Bet-Uebungen, die er, nach Angabe des heiligen Vaters, selbst leiten müsse, bestimmen werde. – Als Lohn für getreuen Gehorsam war ein Ablass für das ganze Kloster, sowie die Verleihung einer heiligen Reliquie, welche dem Kloster die Bedeutung eines Wallfahrtortes verlieh, in Aussicht gestellt.

»Da läßt sich freilich nichts weiter machen,« sagte Orsini, indem er scheinbar jede Hoffnung aufzugeben schien, seinen Willen durchzusetzen; »der Herzog wird jedoch sehr ungehalten sein und ich weiß nicht, ob er fernerhin das Kloster mit Einquartierung und Lieferung von Lebensmitteln verschonen wird. – Pater Grassi wird wohl hierfür Rath schaffen – ich eile, dem Herzog Eure Antwort mitzutheilen.«

Orsini wandte sich, als ob er gehen wollte, aber die gängstige Aebtissin flüsterte, näher an das Gitter tretend: »Bleibt, Eminenz, Ihr sollt Schwester Octavia sprechen. Geruht einen Augenblick zu warten.«

Die Nonne huschte wie ein körperloser Schatten längs der Mauer fort, warf sich vor dem großen Crucifix nieder und betete dreimal laut das Ave Maria. Ehe eine Nonne ein Zimmer verließ, ehe sie ein anderes betrat, mußte sie, nach der Ordensregel, sich dieser Ceremonie unterwerfen. Der Cardinal betrachtete die in sich versunkene

kleine Gestalt der Aebtissin, welche zu einem schwarzen Knäuel am Boden zusammengekauert, heute vor ihm, einem hohen Geistlichen, vielleicht besonders mit der wohl manchmal schneller abgemachten Ceremonie prunkte.

Endlich erhob sie sich und Orsini hatte Muße genug, über die menschliche Natur nachzugrübeln, welche so fest an äußerlichen Formen hängt und über der Schaale nie recht zum Kerne gelangt. Die von der Welt abgeschieden lebenden, asketischen Büsserinnen, welche die Ruhe, den Frieden suchten, den sie draußen nicht mehr gefunden hatten, diese armen Nonnen quälten sich nun hinter hohen einsamen Mauern mit der pünktlichen Beobachtung einer barbarisch strengen Ordensregel, welche lästiger war, als das Gebot der Weltsitte, die vielen von ihnen zu streng erschien, schmerzlicher als jeder Kampf widerstreitender Pflichten. Wie eine eiserne Fessel umschlossen die Gebräuche und Regeln jede freie Regung, jede selbstständige Bewegung, wie sie selbst das Thier im Käfig noch genießt, bis der Geist in einem frühgebrochenen Körper gelähmt und zur willenlosen Maschine herabgesunken war, oder in Verzückungen der Heiligenliebe oder asketischem Wahnsinn sich Luft machte.

Die Nonnen durften in der Regel nicht sprechen – nur die Aebtissin, welche alle Jahre neugewählt und vom Papst bestätigt wurde, war frei von diesem Zwange. – Begreiflicher Weise wurde nur eine Nonne, die sich durch besondere Heiligkeit, genaueste Erfüllung aller Formen und Regeln auszeichnete, gewählt und bestätigt, und der Ehrgeiz, welcher so viel Elend über die Menschen bringt,

spielte auch innerhalb der Klostermauern fort; ein Wettkampf nach der höchsten Würde in der kleinen Gemeinde machte mehr oder minder die frommen Nonnen zu Schauspielerinnen; – wer Aebtissin werden wollte, mußte eine Heilige erscheinen und geschickt spielen, denn nur Rivalinnen urtheilten über die Leistung.

Unter dem Mantel der Demuth, der Entsagung barg sich hier manches stolze, leidenschaftliche Herz; die Nahrung des Leibes war schlecht und ungenügend, aber die Einsamkeit und körperliche Unthätigkeit weckte dennoch die Begierden der Natur. Die Freundschaft der Nonnen zu jugendlichen Novizinnen lieh von der verbotenen Liebe die Tiefe und Macht der Leidenschaft; phantastische Anbetung eines schönen Heiligenportraits, die Versenkung in den Gedanken, die Braut des Erlösers zu sein, und jenseits alle himmlischen Freuden genießen zu dürfen, füllte die Leere des sehnsuchtsvollen Herzens wenigstens auf Augenblicke und täuschte und beruhigte die empörten Sinne.

Es mag vielleicht für manche Leser nicht uninteressant sein, einige der Regeln kennen zu lernen, welche in jenem Kloster beobachtet wurden, da noch heutzutage, besonders in dem an der Spitze der Civilisation und Aufklärung marschirenden Frankreich, dieselben Klostersetze vielfach zu Recht bestehen.

In der Schilderung dieser Bräuche und Mißbräuche folgen wir den Aufzeichnungen, welche Schwester Octavia heimlich machte und dem Cardinal Orsini übergab, und greifen somit dem Gang unserer Geschichte etwas

voraus, da uns hier der passende Platz zur Einschaltung dieser unzusammenhängenden Notizen zu sein scheint, welche wir unverändert mittheilen, da wir schließlich trotz der unsystematischen Aufzählung ein deutliches Bild der herrschenden Principien jenes Klosterlebens gewinnen.

»Die Augen der Nonne müssen immer gesenkt sein; sie darf selbst ihren Mitschwestern nie offen in das Gesicht sehen. Keine Nonne darf die andere bei der Hand nehmen oder umarmen, denn die Berührung des Fleisches verletzt das Gebot der Keuschheit, und deshalb ist auch die Lage der schlafenden Nonnen so anbefohlen, daß sie die Beine aus einander spreizen und die Hände stets über der Decke, nicht ineinandergefaltet, legen müssen. Wer diese Sitte außer Acht läßt, muß sich so lange ausgestreckt auf den kalten, steinernen Boden legen, bis die Aebtissin das Aufstehen erlaubt.

Wer irgend etwas aus Unachtsamkeit zerreißt oder beschädigt, hat knieend und laut vor allen Nonnen das Gelübde der Armuth zu wiederholen.

Jeden Tag hat eine andere Nonne der Reihe nach allen übrigen bei Tische die Füße zu küssen und bekömmt diesen Tag keine Nahrung, sondern hat dieselbe von den übrigen Nonnen zu erbetteln.

Selbst um unverdiente Strafen zu bitten, ist sehr verdienstlich; und je strenger die erbetene Strafe, um so größer der ewige Lohn im Jenseits.

Die Kost besteht ausschließlich aus Vegetabilien – das Fleisch der Thiere ist eine sündhafte Nahrung.

Wer trotz vorausgegangener Ermahnung und Strafen es nicht vermag, die Augen immer gesenkt zu halten, und die Blicke neugierig umherschweifen läßt, erhält zur Abtödtung der Sinnenlust eine Binde um die Augen, auf daß die körperliche Blindheit das innere Geistesauge erschließe.

Ohne Erlaubniß der Aebtissin darf nicht das Geringste geschehen, und wenn eine Nonne sich nur die Hände waschen oder eine Nadel oder Zwirn aus ihrer Zelle holen will, muß die Aebtissin gefragt werden. Weil aber unnützes Sprechen verboten ist, trägt, jede Nonne ein Büchelchen bei sich, worin die voraussichtlich nöthigen Bitten aufgezeichnet stehen. Sie berührt mit dem Finger die betreffende Stelle, worauf die Aebtissin ihr Ja oder Nein durch ein Nicken oder Schütteln des Hauptes kund thut. – Alle Bemerkungen, Ermahnungen oder Rügen der Aebtissin muß die Nonne knieend anhören.

Der Aebtissin müssen die geheimsten Gedanken, alle Familienverhältnisse, ja selbst die Nachts gehaltenen Träume mitgetheilt werden.

Jeden Abend darf eine halbe Stunde lang gesprochen werden, und in dieser Erholungszeit sind alle Klosterregeln aufgehoben.

Um Mitternacht verlassen alle Nonnen das Lager, um das zweistündige Morgengebet zu sprechen.

An bestimmten Tagen und so oft es die Aebtissin befiehlt, muß jede Nonne laut über den Zustand ihrer Seele Auskunft geben und das Resultat ihrer frommen Betrachtungen allen Uebrigen mittheilen.

Jeder persönliche Besitz, als Scheeren, Messer, Arbeitsgeräthe, Kämmе &c., werden alle Monate gewechselt, damit sich kein Herz an irdische Dinge, und wären sie noch so unschuldig und unbedeutend, gewöhne und nichts lieb gewinnen könne.

Sobald ein männliches Wesen, der Beichtvater oder ein Jesuitenprediger, sich im Kloster befindet, haben die Nonnen tief verschleiert zu sein.

Jede Woche wird dreimal gebeichtet und dreimal das heilige Abendmahl empfangen.

Eine Nonne ist der Schutzengel der anderen und hat deshalb die Pflicht, sobald eine Schwester sich den kleinsten Fehler zu Schulden kommen läßt, dieselbe zu verklagen.

Stirbt eine Nonne, so dürfen die anderen nie mehr von ihr sprechen.

Das Weinen über körperliche Schmerzen oder über den Tod von Eltern, Geschwistern und Verwandten ist strenge untersagt, nur die Thränen der Reue und Wehmuth über eigene Sünden sind dem Herrn wohlgefällig.

Zweimal in der Woche findet eine eigene Versammlung statt, in welcher jede Nonne öffentlich alle ihre Fehler bekennen muß, worauf die Aebtissin eine passende Buße für jede bestimmt.

Nie darf die Nonne zum Fenster hinaussehen, das sie von der Luft trennt, welche die sündige Welt athmet, und hohe Mauern, welche das Kloster von der bewohnten Erde scheiden, machen jede Fernsicht unmöglich.◁

Die Thüre, durch welche die Aebtissin verschwunden war, öffnete sich wieder, und eine hochgewachsene, verschleierte Nonne schritt neben ihr auf das Crucifix zu, vor welchem sodann die beiden sich niederließen und dreimal das Ave Maria sprachen. Dann erhoben sie sich und gingen auf das Gitter zu, hinter dem der Cardinal Orsini wartete.

»Hier ist Schwester Octavia!« sagte die Aebtissin; »ich will Euch mit ihr allein lassen, Eminenz, aber ich bitte, macht die Unterredung kurz. Es ist die letzte, welche ich der Schwester gestatten kann, denn sobald der ehrwürdige Pater Horazio ankommt, beginnen die Andachtsübungen, und ich kann es nicht mehr wagen, die Vorschriften zu umgehen. Auch jetzt bitte ich Euch, eilig zu sein, denn es darf keine der Schwestern Verdacht schöpfen, daß Octavia Besuch erhielt, sonst könnte es im Beichtstuhl dem Pater Horazio verrathen werden, und mir würden dadurch Unannehmlichkeiten erwachsen. In einer halben Stunde hole ich Octavia wieder.«

»Seid außer Sorge,« antwortete der Cardinal; »auch werde ich Eure Gefälligkeit nicht vergessen, und beim Herzoge Eurer gedenken.«

Wieder kniete die Aebtissin vor das Crucifix und sprach feierlich dreimal das vorgeschriebene Gebet, ehe sie sich leise entfernte.

»Nehmt rasch, Eminenz!« flüsterte Octavia, und gab dem Cardinal die Aufzeichnungen der Klosterregeln, welche sie in unbewachten Augenblicken mit einer Nadel auf ein Pergamentblättchen gekritzelt hatte. »Ich begehe kein Unrecht, Euch von den Martern in Kenntniß zu setzen, die ich oft kaum mehr ertragen kann.«

»O Tochter, warum habt Ihr meinem Rathe nicht gefolgt?« erwiderte Orsini, das Blättchen schnell zu sich steckend; »warum seid Ihr nicht bei dem Vater geblieben, als eine treue Pflegerin seines Alters? Ich glaubte meinen Sinnen kaum, als ich, von mehrjährigen Reisen zurückgekehrt, erfuhr, daß Ihr nach dem Tode Eurer Schwester in's Kloster gegangen wäret.«

»Die Schwester Maria war stärker als ich,« flüsterte Fides, Galilei's stolze Tochter, denn sie war die Nonne mit dem Klostersnamen Schwester Octavia; »sie hat durch all den leeren Kram und die fürchterlichen Formen hindurch es vermocht, im Glauben Ruhe zu finden und dem Andenken des geliebten Mannes ihr Leben zu widmen. Wie eine Heilige lächelnd lag sie auf dem Sterbebette und sprach mit Ueberzeugung von dem Frieden und der Seligkeit, die sie in der Einsamkeit dieses Hauses wiedergefunden. Sie war damals Aebtissin und hatte den todten Buchstaben der Ordensregeln mit ihrer Güte und Freundlichkeit zu beleben gewußt. Innerlich gebrochen, zerknirscht über meine Verirrung, daß ich, um den Vater zu retten, meine weibliche Tugend für ihn wegwerfen wollte, faßte ich den Entschluß, in ewiger Verbannung von der Welt Buße zu thun.«

»Ihr wart zu streng gegen Euch selbst,« fiel Orsini der stillen weinenden Fides in das Wort; »Evangelista Toricelli selbst hat Euer Opfer zu würdigen gewußt und hätte Euch nicht weniger geachtet.«

»Ich war seiner unwürdig, nicht weil ich mein und sein Lebensglück für den Vater hingeben wollte, sondern weil ich in jener Stunde so tief gesunken war, daß die Schmeichelworte jenes fürchterlichen Menschen, Horazio Grassi, ein Echo in meinen Sinnen gefunden hatten; weil ich Toricelli vergaß, als der Zauber einer von toller Leidenschaft begeisterten Sprache zum ersten Mal an mein Ohr klang, nein – ich bin schuldig, ich leide wohlverdient!«

»Ist es nicht der Stolz, der Hochmuth, liebe Tochter,« sprach milde der wackere Priester, »der Euch so gegen Euch selbst wüthen läßt? Kein Mensch ist der Versuchung unzugänglich; auch der Beste ist der Sünde, dem Irrthum unterworfen. Es ist eine billige Tugend, im Kloster sich in Thaten rein und fleckenlos zu erhalten, und wer sich freiwillig, aus Angst vor sich selbst, in das Gefängniß eines Klosters einsperrt, damit er das stolze Bewußtsein, in der That nicht gesündigt zu haben, sich bewahrt, ist hochmüthig. Demüthig aber ist, wer die Schwäche und Hinfälligkeit der menschlichen Natur erkennt und aus dem Falle sich inmitten aller Versuchungen frei emporzuheben vermag und, anstatt der Welt aus dem Wege zu gehen, in ihr die Tugend anstrebt. O glaubt, man kann recht einsam leben, klösterlich einsam mit seinen Anschauungen und seinem Streben inmitten der bewegten, menschlichen Gesellschaft, ohne daß man sich abzuschließen

braucht. Im Leben, in den bürgerlichen und Menschenpflichten allein können wir unsere Seele läutern, denn ohne Kampf ist kein Sieg.«

»Ja, ich sehe es ein,« antwortete Fides tonlos, »ich war thöricht, ich habe den alten Vater verlassen, Toricelli unendlich wehe gethan; aber es ist nicht mehr zu ändern!« fuhr sie mit der alten Energie fort; »und ich muß tragen, was ich mir auferlegt. Auch habe ich Euch nicht deshalb bitten lassen, mich zu besuchen; vor drei Wochen war Vincenzo da, um vor seiner Abreise nach Paris Abschied zu nehmen, und sagte mir, daß der Vater kränker geworden sei. Ich durfte Vincenzo nur im Beisein der Aebtissin, die mich nicht liebt, einen Moment sprechen; doch fand ich Zeit, ihn auf Französisch, das die Aebtissin nicht versteht, zu ersuchen, daß er Euch bewegen solle, mich hier zu sprechen. Der Vater liegt auf dem Sterbebette —«

»Langsam nur löst sich seine kräftige Natur auf,« entgegnete der Cardinal; »sein Tod wird vermuthlich nicht so rasch eintreten. Freilich kann er nicht mehr gehen, und Euch, die er so zärtlich liebt, nicht mehr wie früher besuchen.«

»Darum muß ich zu ihm, und deshalb habe ich Euch hierher gebeten,« sprach hastig Octavia. »Kann der heil. Vater mir die Erlaubniß geben, auf kurze Zeit das Kloster zu verlassen, um den sterbenden Vater zu sehen?«

»Urban VIII. ist Eurem Vater noch immer ungünstig gestimmt; hat er ihm doch zu wiederholten Malen die Bitte

abgeschlagen, nach Florenz gehen zu dürfen! Die Jesuiten fürchten, man möchte dem berühmten Galilei dort eine Ovation bereiten.«

»O, ist doch der Vater von den undankbaren Menschen vergessen!« rief schmerzlich die Nonne; »wie sollte er nicht, da ihn die eigene Tochter verließ!«

»Ich habe keinen Einfluß mehr auf Urban,« sagte Orsini bedauernd; »aber mit Donna Anna stehe ich noch im Briefwechsel; ihr wird es vielleicht möglich, Eurer Bitte Erhörung zu verschaffen.«

»Das gebe Gott! O, ich wußte, daß ich nicht vergeblich Eure Güte anrufen würde!« versetzte Fides. »Aber noch Anderes beunruhigt mich. Horazio Grassi kommt hierher – wenn ich nicht, bevor er eintrifft, das Kloster verlassen habe, bin ich verloren, denn er wird allmächtig in diesen Mauern herrschen. Auch zittere ich für Vincenzo; ich konnte ihn nicht warnen, da mir die Aebtissin nicht von der Seite kam. Wie sonderbar, daß Euch gegenüber die schlaue Aebtissin heute diese Vorsicht nicht beobachtete, und uns allein ließ! – Ich bin so schwach und furchtsam geworden – wir sind doch allein? In diesen Mauern lauschen überall Horcher und Verräther.«

Scheu sah sich Fides in dem düstern, weiten Gemache um, und unwillkürlich blickte Orsini in der vergitterten Abtheilung umher. Es mußte draußen schon dämmern, denn ein röthlicher Schimmer fiel von den kleinen Fensteröffnungen auf das Steinpflaster des Bodens und vermochte die tiefen Schatten der gewaltigen Mauern und Pfeiler des kahlen Gewölbes nicht mehr zu verscheuchen.

Nur der ruhige Schlag der großen Wanduhr, die neben Orsini in der Mauerecke auf einem gewaltigen Holzkasten ruhte, unterbrach die momentane Stille, welche die Besorgniß der erschreckten Nonne hervorgerufen hatte. Der Cardinal sah auf das große Zifferblatt und ermahnte Fides, eilig ihm Alles mitzutheilen, was sie noch auf dem Herzen habe, denn die halbe Stunde war in wenig Minuten vorüber.

»Könnt Ihr mir versprechen, Eminenz,« begann Fides schüchtern, »daß Ihr gegen Jedermann, außer meinem Bruder Vincenzo und Toricelli, schweigen wollt, so sehr auch meine Mittheilung Euch beunruhigen mag?«

»Ich verspreche es,« versetzte der Cardinal rasch und bestimmt.

»Selbst wenn mein Bruder oder Toricelli des Hochverrathes an einem Monarchen schuldig ist?« fuhr zögernd die Nonne fort.

Der Cardinal schwankte. War Fides durch langjährige Entbehrung und Einsamkeit wahnsinnig geworden? was konnte sie über den Bruder aussagen, was von seinen Plänen wissen?

Die Nonne fuhr erschreckt zusammen, als sie die Unschlüssigkeit des Cardinals bemerkte. Sie fiel jenseit des Gitters auf die Kniee nieder und beschwor den Cardinal in dringenden Worten, von Angst beflügelt, die Aebtissin könne zurückkehren, ehe sie ihr Herz ausgeschüttet, sich ihrer zu erbarmen. Sie ergriff durch das Gitter die Hand des edlen Priesters, den sie ihre letzte Hoffnung nannte, sie schlug den Schleier zurück und mit tiefem Mitleid sah

Orsini in das leichenblasse Gesicht der einst so schönen Fides, deren jetzt abgezehrte Züge geisterhaft aus dem dunklen Rahmen der zunehmenden Dämmerung hervortraten. Nur das thränenfeuchte Auge strahlte noch mit der Macht der früheren Jugendschönheit, und hingerissen von dem verzweiflungsvollen Flehen der armen Fides, gab Orsini das Versprechen zu schweigen, was er auch erfahren werde.

Bei seinem vorletzten Besuche, berichtete nun eilig Fides, habe Vincenzo, da die Aebtissin bettlägerig war, und die Schwester, welche sie damals in den Sprechsaal begleitete, schwerhörig sei, lange mit ihr reden können. Auf ihre Fragen nach dem Vater, nach Julia, Viviani, und ihre Selbstanklage, daß sie die letzten Lebensjahre des Vaters durch ihren Schritt, den Schleier zu nehmen, getrübt habe, hätte ihr Vincenzo von einem großen Unternehmen gesprochen, von der Veröffentlichung aller Werke ihres Vaters noch bei dessen Lebzeiten. Alles sei wohlorganisiert; Vincenzo habe schon vor Jahren in Frankreich Verbindungen mit Buchdruckern angeknüpft und sei jetzt wieder nach Paris, wo der Geheimbund der Patrioten auf seine Kosten Druck und Ansgabe der Werke Galilei's unternehmen wolle.

»Als ich ihn warnte,« fuhr Fides mit lebhafter Stimme fort, »keiner Post in ganz Italien zu trauen, da alle Briefe und Pakete von den Jesuiten eröffnet und die Manuscripte so aufgefangen werden könnten, sagte er mir, daß während seiner Abwesenheit ein Mitglied des Geheimbundes in Rom, der Maler Claude Massard, von Toricelli

die letzten Manuscripte, welche ihm Viviani überbringt, persönlich in Empfang nehme. Französische Jansenisten, als Pilger gekleidet, bringen, wie die früheren, diese letzten Manuscripte sicher nach Paris. – Ihr könnt Euch denken, wie die Angst um Evangelista, um den Bruder, um den edlen Viviani, mit der Freude, den geliebten Vater am Ende seines Lebens wieder anerkannt und groß zu sehen, kämpfte. Ich drang in Vincenzo, mir mehr zu sagen, ich stellte ihm vor, in welche furchtbare Lage der Vater käme, wenn Urban VIII. ihn für die Veröffentlichung der verdamnten Manuscripte verantwortlich machte.«

Ein Knarren in der alten Uhr erschreckte die erzählende Schwester Octavia und den lauschenden Cardinal, und die Nonne zog den Schleier herab.

»Es ist vielleicht eine Maus in dem alten Kasten,« sagte der Cardinal, auf die weitere Entwicklung begierig und die Nonne fuhr hastig fort:

»Urban VIII. ist krank, der Krieg der Fürsten mit dem Papste kann noch lange dauern, meinte Vincenzo; o schreibt ihm, Eminenz, ich beschwöre Euch, steht mit Eurem Rathe dem allzu kühnen Bruder bei! Vincenzo ist ein edler Mensch, er hat viel zu tragen, bewahrt ihn vor Schritten, in die er, um sein früheres Unrecht gegen den Vater gut zu machen, sich vielleicht unüberlegt einlassen würde. Warnt Toricelli! Ich kenne jenen Claude Massard nicht, welchem der Bruder unbedingt vertraut, aber es muß ein gewaltiger Mann sein, von dem Vincenzo so viel

erwartet. »Claude Massard fürchtet den Papst und die Jesuiten nicht,« war Vincenzo's Ausspruch, »aber Papst und Jesuiten zittern vor ihm.«

Das Eintreten der Aebtissin machte der Unterredung ein Ende. »Es ist Zeit zur Abendhora,« sagte sie, und zog Octavia am Aermel mit sich; beide beteten dreimal ihr Ave und verließen, mit einer stummen Verbeugung gegen den Cardinal, den Saal. Diesen führte die jetzt erscheinende Pförtnerin aus dem Kloster. Draußen leuchtete eben der Abendstern am dunkelblauen Firmament.



Viviani, bewegt von dem ernstesten Gespräche mit dem Cardinal, schritt, nachdem dieser durch die Klosterpforte verschwunden war, langsam den Monte Ripaldo hinauf. Der Tag war heiß gewesen und im Schatten des Parkes genoß jetzt der erregte Jüngling die Kühle des Abends, welche wohlthuend die erschlaffte Natur erquickte. In der tiefen, satten Farbenpracht des Südens spannte die untergehende Sonne ihren purpurnen feurigen Schleier am Himmel aus, welcher langsam erlassend auf die Erde herabsank und Ruhe und Frieden über die Landschaft breitete. Der Jüngling dachte an die Anspielung des ehrwürdigen Cardinals auf Julia Ammanati, und als er sich aufrichtig fragte, ob er Julia, ob sie ihn liebe, wußte er sich keine sichere Antwort zu geben. Von Natur ernst gesinnt, war durch den Umgang mit einem Greise diese

Richtung seines Gemüthes befördert worden. Die Schönheit, der Liebreiz des herrlichen Mädchens, welchem Niemand, der in ihre Nähe trat, sich zu entziehen vermochte, wirkte wohl mächtig auf den um fünf Jahre jüngeren Viviani, aber er war durch den Jahre langen Verkehr an diesen Eindruck gewöhnt, und sich desselben nicht mehr bewußt. Er liebte Julia wie eine ältere Schwester, und wie er sich in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Bildung von seinem greisen Lehrer und Pflegevater leiten ließ, so lenkte ihn Julia in allen anderen Dingen. Er war, wie die meisten Talente, unpraktisch im wirklichen Leben und Julia sorgte für alle seine Bedürfnisse wie eine Mutter. Hatte der Vater je gegen den Cardinal Orsini den Wunsch geäußert, daß nach seinem Tode Julia seine Gattin werde? Es mußte wohl so sein, sonst hätte der so zartfühlende, würdige Priester nicht unaufgefordert jene Andeutung fallen lassen können. Der Jüngling stellte sich zum ersten Male vor, was geschehen würde, wenn der große Galilei gestorben sei. Dann durfte er nicht mehr mit Julia wie bisher friedlich zusammenleben; der Gedanke, dann allein zu stehen, den lieben Umgang mit der gewohnten Freundin zu entbehren, hatte etwas unendlich Drückendes für ihn. Seine Phantasie eilte der Zeit voraus in die Zukunft, und die Ahnung, daß Galilei bald nicht mehr zu den Lebenden gehöre, erweckte Schmerz und tiefen Kummer in der Brust des treuherzigen Jünglings; das erste, bittere Weh seines bisher friedlichen Daseins. An einen Kastanienbaum gelehnt, blickte er, Trost suchend, zu den Sternen hinauf, welche durch

das dunkle Laub schimmerten und weinte in Trauer und Wehmuth über den baldigen Verlust des großen Galilei, der ihm ein liebender Vater war. – Er faßte den ernstesten Vorsatz, demselben Ehre zu machen und für die Ausbreitung seiner Lehren und seines Ruhmes zu wirken, und da es dessen Wunsch war, daß er Julia heirathe, so beschloß er dankbar und von Rührung überwältigt, diese Hoffnung des Vaters nicht zu täuschen. Freilich stand er sich ein, daß die herrliche Julia ihn, den Büchermenschen, den trockenen Gelehrten am Ende gar nicht nehmen werde. Sein Herz schlug zwar etwas heftiger bei dieser Befürchtung, aber es fiel ihm nicht auf, daß er dabei immer mehr an den Wunsch des Vaters, als an ein eigenes Verlangen dachte. Hätte Orsini nicht das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht, Viviani würde nicht darauf gekommen sein, an die Zukunft zu denken und wie Alles sich gestalten würde, wenn der Vater todt wäre. –

Thränen waschen des Kammers Bitterkeit hinweg und erleichtern das beschwerte Herz. Viviani bezwang seinen Gram um den bevorstehenden Verlust des Vaters und ging langsam der Villa zu. Er hatte jetzt den Park hinter sich und wollte den Garten betreten, dessen blühende Sträucher und Blumen in der wohlthuenden Kühle ihren lieblichen Duft als ein freudiges Opfer in die Nacht aushauchten. Die Mondesscheibe stieg voll und rein über den Horizont herauf und beleuchtete in der klaren Luft mit magischen, ruhigen Strahlen den blühenden Raum.

Auf einer Steinbank zwischen Lorbeerbäumen am Abhang der Terrasse saß eine weibliche Gestalt. Der Jüngling erkannte Julia, welche ihrer Lieblingsneigung folgend, die Laute im Arme, zuweilen Abends hier zu spielen pflegte, wo kein Lauscher sie in ihren Träumereien zu stören wagte. Der Jüngling wußte, daß es ihr Bedürfniß war, manchmal allein zu sein und er würde gewiß sich leise entfernt und einen Umweg gemacht haben, um die Villa zu erreichen, hätte nicht durch das vorangegangene Gespräch mit dem Cardinal seine bisherige Freundschaft für das liebliche Mädchen eine neue, ihm selbst noch verworrene Gestalt angenommen. So blieb er, und lauschte den schönen Klängen, welche durch die wunderbare Nacht hinzitterten und dem Gesange, dessen melancholische Worte, in unsere Sprache übersetzt, ungefähr lauteten:

»bei schweren Hammers mächtigem Hieb
entsprühen Funken dem Eisen,
so lockt aus der Brust unselige Lieb'
hervor die Liederweisen.

Wie auch das Schicksal widerspricht,
ich kann Dir nicht entsagen;
mein Herz ist wie das Eisen schlicht,
es bricht nicht, wird es geschlagen
in fremde Form; verzweifelnd ruht
dann unter glatten Zügen
geheim der Seele tiefe Gluth,
gezwungen sich zu fügen.

O wärest Du doch ein Blitzesstrahl
und kämest mit heißen Flammen,
zu schmelzen hoffnungslose Qual
in glühende Liebe zusammen.
O komme, heißersehntes Licht,
und wär' es, mich zu verderben;
wir dürfen beisammen leben nicht,
o könnten zusammen wir sterben,
vereinigt flieh'n die Welt, die trennt,
was Gott einander gegeben!
die Liebe Todesfurcht nicht kennt,
sie ist das ewige Leben!« –

Viviani erinnerte sich, daß er diese Worte in einer Sammlung von Liebesgedichten gelesen, welche vor zwei Jahren Vincenzo Galilei herausgegeben hatte, und die durch die Wärme und wilde Leidenschaftlichkeit der Empfindung allgemeines Aufsehen erregt und großen Beifall gewonnen hatten. Wie kam die sonst so gleichmüthig heitere und freundliche Julia dazu, an so ernsten Ergüssen eines verzweiflungsvollen Liebesschmerzes Gefallen zu finden? Daß ihr Herz keine unglückselige Neigung barg, glaubte Viviani als gewiß annehmen zu dürfen. So lange er sich zurückerinnern konnte, hatte sie ja mit keinem Manne, ihn selbst und Vincenzo ausgenommen, mehr als oberflächlich verkehrt. Die Besucher der Villa waren Männer der Wissenschaft, welche die kurze, ihnen gestattete Frist ausnützten, um sich bei Galilei Rath und Aufschluß zu erholen. Auch war die reizende

Villa doch immer der Verbannungsort und das Gefängniß des Ketzers Galilei, und von römischen Spionen bewacht, und es war bekannt, daß der Papst genau über die Persönlichkeiten unterrichtet wurde, welche in Monte Ripaldo aus- und eingingen. Wer daher die Gunst des Papstes sich erhalten wollte, betrat das glänzende Gefängniß Galilei's nicht, und die Bewohner der Villa erhielten daher nur sehr selten Besuch.

Viviani konnte sich eines innigen Mitleids mit der Freundin, die solch trüben Schwärmereien heimlich nachhing, nicht erwehren. Andererseits aber billigte der hochherzige Sinn des Jünglings in seiner ernstesten Richtung nicht diese schwächliche Hingabe an eine Empfindungswelt, deren Ausdruck von einer anderen Seele geborgt war; er, ein urkräftiger Geist, dem Galilei Selbstdenken, Selbsthandeln, Selbstempfinden als die Bedingung jedes wahrhaften, menschenwürdigen Daseins gelehrt hatte, verstand die Allgewalt der Poesie nicht, welche die Herzen mit sich reißt und für das, was unklar und dunkel und unbewußt in stumpferen Seelen vorgeht, den lebendigen Ausdruck findet und die Hörer zwingt, das Ringen und Streben, Hoffen, Sehnen, Leid und Freud' einer Dichterseele mitzufühlen, als wäre es eigenes Erlebniß.

Als Julia geendet, rief sie der Jüngling beim Namen und schalt sie in freundlichen Worten, daß sie sich der kalten Nachtluft aussetze. Julia war etwas verlegen, als er ihr ziemlich linkisch und in altkluger Weise vorwarf, daß sie so ernste, finstre Lieder der Verzweiflung in die

schöne Nacht hineinsinge. Daß Viviani kein Knabe mehr war, daran hatte Julia oft gedacht, und manchmal gemeint, daß er in ihr mehr als eine Freundin sähe. Sie sorgte für ihn mit Umsicht und Unermüdlichkeit, wie für den greisen Pflegevater; von Kindheit auf hatte sie ihn gepflegt, ihm alles verschafft, was sie für einen jungen Edelmann passend und nöthig hielt, mit zunehmenden Jahren seinen vermehrten Bedürfnissen Rechnung getragen, und der Jüngling brachte ihr dafür eine innige Hochachtung und dankbare Verehrung und Freundschaft entgegen. Als er älter wurde, und sein Geist immer mehr unter der Leitung seines Lehrers reiste, war der Umgang mit dem verständigen, jüngeren Freunde ein rechter Trost und Stütze für sie geworden, und das einsam lebende junge Paar war an einander gewöhnt; sie ergänzten sich gegenseitig und standen einander treulich bei, dem leidenden Vater das Leben zu erleichtern. Durch den immerwährenden Umgang bildete sich natürlich eine große Vertraulichkeit aus, und Viviani's kindliches, unerfahrenes Gemüth gab sich rückhaltslos der Freundin hin. Aber Julia war doch nicht ganz so offen gegen den Freund. Ist doch von Natur der stärkere Mann zur Wahrhaftigkeit aufgelegt, während das schwächere Weib zur Intrigue hinneigt.

Ohne es selbst zu wissen, was ja eine Verworfenheit des Charakters wäre, hält selbst das edelste Weib instinktmäßig mit seinem ganzen Vertrauen zurück; es empfängt immer mehr, als es gibt und ist von Natur zum

Reflector des Mannes bestimmt – zu einem Echo, welches nicht ganz das antwortet, was gerufen wird, sondern mit der letzten Silbe Recht behält. Der auf das Nächste gerichtete, praktischere Sinn des Weibes bewahrt es vor der Ueberschwänglichkeit der männlichen Natur, und in der weiblichen Seele, wenn wir sie auch ganz zu kennen, ganz erfaßt zu haben glauben, bleibt immer ein dunkler, unaufhellbarer Punkt, wo das Weib sich einen kleinen Rest von List, unwillkürlicher Verstellung, einen für sich selbst reservirten Fond von kleinen Waffen und Hülfsmitteln aufbewahrt.

Darum sind die meisten Jünglinge so blind und thöricht in der Freundschaft und Liebe; sich ganz hingebend, verlieren sie jede Besinnung, während die Liebe das Weib allwissend und klug macht. Darum erlischt die Liebe des Mannes bald nach erreichtem Ziel, seine idealen Erwartungen von der Freundschaft werden getäuscht; er hat sich ganz ausgegeben, das Feuer zu nähren; während das Weib jetzt den weise zurückgehaltenen Reservefond besitzt und auf dem Altar der Liebe opfert; darum erscheint das Weib reicher an Liebe. Wer je ein Weib gefunden, das sich ganz ohne Rückhalt, ohne jeden, auch den leise-
sten Hintergedanken schrankenlos und wirklich ganz der Liebe ergeben hat, der wird in der Angst, die dabei dieses Weib trotz aller Liebeswonne dem geliebten Manne nie verbergen kann, erkannt haben, welch furchtbares, unermessliches Opfer es der weiblichen Natur zu kosten scheint, im weitesten Sinne des Wortes aufrichtig zu sein! So war auch Julia klug genug, vor Viviani einen Theil

ihres Seelenlebens zu verbergen und zwar gerade denjenigen Theil, dessen genaue Kenntniß ihn wahrscheinlich von jeder aufkeimenden Neigung hätte abschrecken müssen. Julia wußte aus Erfahrung, wie gefährlich eine Freundschaft zwischen verschiedenen Geschlechtern werden kann. Freilich war sie damals ein halbes Kind, als ihr der Spiegel die Gestalt Vincenzo's, der ihr ganzes Sinnen ausfüllte, zeigte, und sie, nicht wissend was sie that, in seinen Armen lag. Hatte sie nicht schwer gelitten, litt sie nicht noch unter dieser Liebe? War nicht Vincenzo, der, wie sie jetzt gewiß wußte, trotz seinem früheren Leichtsinn, wie seine Schwestern, treu und unabänderlich an dem einmal erwachten Gefühle hing, – zeitlebens dem Grame um die verlorene Jugendliebe verfallen? – Als Julia ihn abgewiesen, hatte er, dem Vater gehorsam, geheirathet. Seine Frau war ein gutmüthiges Wesen, liebte ihn nach ihrer Art innig; aber sie war beschränkten, gewöhnlichen Geistes und hatte kein Verständniß für Vincenzo's höheres Streben und Begabung. Die junge Frau ließ es sich aber angelegen sein, Vincenzo mit seinem Vater auszusöhnen; sie wurde mit Julia recht vertraut, und diese, welche wohl erkannte, daß Vincenzo in seiner Ehe nicht jenes seelische Glück, jene ideale Befriedigung des Herzens fand, welches er bei ihr nicht vergeblich gesucht hätte, half der Gattin des geliebten Mannes, sein ungestümes Drängen, den Sturm seines Innern zu beschwichtigen. Vincenzo kam oft nach Monte Ripaldo und konnte seiner Leidenschaft für Julia nicht Herr werden. Auch sie liebte ihn wieder, denn er war ja jetzt ein

wackerer Sohn, der mit Zartgefühl und unerschöpflicher Geduld dem Vater die einsamen Stunden erheiterte. Sowohl Vincenzo als Julia fühlten, daß dieses öftere Begegnen, das gegenseitige Bewußtsein einer unzerreißbaren Leidenschaft auf die Dauer nicht mehr erträglich sei, und eines Tages bekannte Julia der Frau Vincenzo's, daß sie ihren Gatten liebe und nicht die Kraft habe, ihn zu bitten, sie nicht mehr zu sehen.

Die unvermeidliche Katastrophe trat ein. Vincenzo verreiste auf ein Jahr nach Frankreich, wo er Claude Massard kennen lernte, und den Druck der Werke seines Vaters vorbereitete. Da er als Diplomat des Herzogs reiste, so fiel seine Abreise nicht auf, und die Jesuiten ahnten den eigentlichen Beweggrund nicht. Beim Abschied gab er Julian das Gedicht, welches sie so eben gesungen hatte. Sie versprach ihm, wenn er ruhig und vernünftig zurückkehre, eine treue, unerschütterliche Freundschaft, und er gelobte, seine Leidenschaft zu bezwingen und die aussichtslose Liebe zu einer selbstlosen Freundschaft zu veredeln. – Vincenzo ging. – Damals lernte Julia erkennen, in welchem Grade sie den Jugendfreund geliebt hatte. Er schrieb ihr von Paris aus und gab noch einmal seinem Liebesschmerz Ausdruck in dem Gedicht, das unter den hinterlassenen Papieren Julia's vorgefunden wurde, und dessen tiefe Klage eines gewaltig ausbrechenden Schmerzes, dessen melodischer Silbenfall, dessen Wohlklang und Harmonie mit der grellen Dissonanz des Inhalts so eigenthümlich contrastirt und die Schönheit der

Verse erhöht, die kaum durch die Uebersetzung nachzubilden ist:

»Nicht blos Dich hab' ich verloren,
in Dir verlor ich mich;
durch Dich war ich neugeboren,
nun bin ich todt durch Dich!
In einer Weltstadt Tosen,
in wildem Lärm und Lust
begrab' ich der Jugend Rosen,
den Frühling meiner Brust!
Die Wellen der Seine fließen,
wie schimmert die Stadt im Glanz;
viel tausend Menschen genießen
des Lebens flüchtigen Tanz;
ich lache mit ihnen und schwärme
und küsse und weine noch mehr –
ach, schlimmer, als daß ich mich härme,
ist, daß ich nichts glaube mehr!« –

Julia antwortete, was Theilnahme und Klugheit ihr eingab. – Die Besorgung des Hauswesens, die Copie der Manuscripte war eine heilsame Beschäftigung für sie.

Vincenzo's Gattin, von Natur schwächlich, wurde krank, und Julia pflegte sie mit aufopfernder Sorgfalt. Zuweilen besuchte sie mit Galilei Fides im Kloster; so oft sie dort war, kehrte sie freudiger und innerlich zufriedener in ihren Wirkungskreis zurück; sie fühlte, daß sie den rechten Weg erwählt hatte, und ihr reines Gewissen gab

ihr die Sicherheit und sogar eine gewisse kindliche Heiterkeit wieder. Sie hatte die Freude, als Vincenzo nach einem Jahr zu der noch immer kränkelnden Gattin zurückkehrte, auch ihn ruhig und ins Gleichgewicht gekommen zu sehen. Er war fortan ein treuer, liebevoller Gatte, ein aufopfernder Sohn.

Vom Herzoge ausgezeichnet, als Dichter geschätzt, hatten sich die äußeren Lebensverhältnisse Vincenzo's sehr günstig gestaltet. In rastlosen Studien und Arbeiten hatte sein Charakter sich gestählt, und er vermochte mit Julia zu verkehren, ohne je mehr ihre früheren Beziehungen zu erwähnen. Es hatte sich nach und nach ein freundliches, gleichmäßiges, herzliches Verhältniß ausgebildet. Außer den Banden der Verwandtschaft und Freundschaft vereinigte Vincenzo und die Bewohner Monte Ripaldo's der geheimgehaltene Zweck und die Aufgabe, die Werke des Vaters vor dem Untergang zu retten. Die Gattin Vincenzo's war in den Plan eingeweiht und obwohl ihr Brustleiden eine ernstere Wendung genommen hatte, drang sie darauf, daß Vincenzo die nöthig gewordene abermalige Reise nach Paris nicht aufschiebe.

So waren die Jahre vergangen. Julia wußte, daß sie Vincenzo nie besitzen könne – sie hatte ihm entsagt. Er hatte ihren Willen befolgt; kein Wort der ehemaligen Liebe kam mehr über seine Lippen. Sie liebte ihn noch wie früher, mit der uneigennützigem, echten Liebe; Julia war jetzt herrlich aufgeblüht; ihre Formen hatten sich mehr entwickelt, ohne jenen Zauber der Kindlichkeit und Jungfräulichkeit abgestreift zu haben, der über ihrem ganzen

Wesen lag. Sie war trotz ihrer vierundzwanzig Jahre unschuldig und ohne Arg, sie verkehrte mit Viviani wie mit einem Bruder, hing an seinem Arm, wenn sie den Garten und Park durchstreiften, um von der Arbeit auszuruhen, wenn der Vater zuweilen nach Tische ein Stündchen Erholung im seltenen Schlaf fand; sie bebte nicht, wenn er am Morgen oder Abend ihr die Hand zum Willkomm oder Abschied reichte, und ihr Herz erzitterte nicht im magnetischen Wonnegeföhle, wenn ihre leichten Rosenfinger die seidenen, schwarzen Locken des Jünglings berührten, um dem gar nicht eitlen, in seine Studien vertieften Menschen, einmal das Haar zu ordnen, wie es zu seinem schönen Gesichte paßte, da kein Friseur zu Gebot stand. Dennoch besaß sie eine gewisse Koketterie: es freute sie, wenn man ihr gut war, wenn man sich zu ihr hingezogen fühlte; sie selbst war herzensgut, und die Freundlichkeit veredelte ihre Schönheit, so daß sie oft wie ein überirdisches Wesen erschien. Ihre Anwesenheit verbreitete Zufriedenheit und Glück, denn das ist die Allmacht der Schönheit, daß ihr Anblick uns hinaushebt über die engen Grenzen der Gegenwart und ihre drückenden Ansprüche, und wir uns wohl und frei fühlen im reinen, befriedigten Anschauen eines echten Kunstwerks oder eines vollendeten Geschöpfes der Natur.

Schiller sagt im Gedicht ›Macht des Weibes‹:

»Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart
ruhigen Zauber,
was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende

nie.

Kraft erwart' ich vom Manne, des Gesetzes Würde behaupt' er;

aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib;

manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,

aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,

wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.«

Diese Gewalt übte Julia in hohem Grade aus; ihre Anmuth war unwiderstehbar, weil sie natürlich war. Sie wußte nicht, was Prüderie hieß, sie überlegte ihre Worte nie und gab sich, wie sie war; aber sie gab sich nicht ganz. Darin lag keine Unwahrheit – sie war eben ein Weib. Sie opferte gerne für den kranken Vater, für Viviani ihre Zeit, ihre Kräfte, sie erfüllte hingebend die ihr auferlegten Pflichten, aber sie wollte auch sich selbst angehören. Ihr Herz, ihre Sinne sprachen laut, und das Bedürfniß nach Liebe, welches die Natur in das menschliche Herz gelegt hat, machten ihr zuweilen die Einsamkeit nöthig, wo sie sich in der Phantasie ihrer Neigung zu Vincenzo überließ. Sie müßte eine Närrin oder Heilige gewesen sein, wenn sie ganz und gar in diesen Träumereien aufgegangen wäre. Es waren nur die Krisen, worin ihre

Sehnsucht in verborgener Klage sich ausweinte und sie wieder die Kraft und Ruhe fand, ihren Pflichten zu leben. Gesund an Körper und Geist, siechte sie nicht, wie gewöhnliche Romanheldinnen, an ihrem unendlichen Seelenschmerz unrettbar dahin. Jahre waren über die aussichtslose Neigung hingegangen; so heftig auch zu Zeiten das alte Gefühl hervorbrach, so war es doch nicht mehr im Stande, sie elend zu machen, wozu die Selbstbeherrschung Vincenzo's das Ihrige beitrug. Manchmal zürnte Julia dem Freunde, daß er es vermochte, seine Neigung zu bezwingen, und doch war sie ihm dafür unaussprechlich dankbar. Unschuldig und keusch wie sie war, besaß sie doch zuviel Empfindung und Leben, um mit Viviani so vertraut zu verkehren, ohne daß sich nicht unmerklich eine gewisse Wärme und Innigkeit eingeschlichen hätte, welche zur bloßen Freundschaft nicht unumgänglich nöthig war. Der Jüngling war ihr zu jung, um ihn als Mann lieben zu können. Nur Frauen, an der Grenze der Jugend und Schönheit angekommen, fassen schwärmerische Neigungen für das männliche Knabenalter. Blühende Mädchen fühlen sich zu gereiften Männern am meisten hingezogen. Aber ein fortwährender, durch nichts beschränkter, freier Umgang, von Einsamkeit, die jeden Vergleich, jede Wahl ausschließt, begünstigt, hebt alle Regeln der Natur auf, und unsere freundlichen Leserinnen würden uns mit Recht der Heuchelei und Unwahrscheinlichkeit der Schilderung bezüchtigen, wenn wir die schöne Julia von dem Vorwürfe frei zu sprechen versuchten, daß sie nicht – trotz aller Unschuld und der noch

immer mächtigen Neigung für Galilei's Sohn Vincenzo, – für den Pflegesohn Viviani, der mit ihr unter Einem Dache wohnte, auch etwas mehr als Freundschaft empfand. Sie hätte ja nicht das lebenswarme, echte Weib sein müssen, begabt mit Phantasie und voll Sinnlichkeit, die freilich durch einen sicheren Takt und eine edle Gesinnung geadelt, und über jede Gemeinheit und Gewöhnlichkeit erhaben war. Wenn Julia daher Viviani nicht liebte, so fand sie doch ein inniges Wohlgefallen an dem schönen Jüngling: seine offene Zutraulichkeit rührte sie, sie achtete sein ideales, wissenschaftliches Streben, und vielleicht bedurfte die Sympathie ihrer Herzen nur eines äußeren Anlasses, damit die vertrauliche Freundschaft, die in ruhiger Flamme ihre Gemüther erwärmte, plötzlich aufschlug in brennender Lohe geschlechtlicher Liebe.

Julia war aufgestanden und bat Viviani, ihr die Laute zurückzutragen. »Ich wußte nicht, daß Du mich belauscht hast, Vincenzo!« sagte sie, und unwillkürlich fiel ihr heute zum ersten Male auf, daß Viviani mit dem Sohne Galilei's denselben Taufnamen führte; »sonst hätte ich nicht Dein strengurtheilendes Ohr mit einem sentimentalien Liede beleidigt. Komm, laß uns zurückgehen! der Vater wird sich freuen, daß Du da bist. Hast Du die Manuscripte an Toricelli übergeben?«

»Morgen bringt er sie nach Rom, und in drei Tagen gehen sie nach Paris ab,« antwortete Viviani. »Vergib mir, daß ich Dich belauschte!« fuhr er mit stockender Stimme fort; »aber als ich Dich so dasitzen sah in Deinem weißen

Gewande, vom hellen Mondlicht beschienen, und Dich das traurige Lied singen hörte, konnte ich nicht vorübergehen. – Es ist nicht recht von Dir,« fuhr er vorwurfsvoll fort und ergriff die Hand des herrlichen Mädchens, »daß Du einen Kummer hast, den Du mir nicht mittheilst; – ich könnte weinen, wenn Du so traurig bist.«

»Laß mir meine Poesie!« versuchte Julia zu lächeln; »ich bin Dir deßhalb doch eine treue Gehülfin bei der Arbeit.«

»Ja, das bist Du,« versetzte Viviani, »und darum laß mich auch Alles mit Dir theilen, was Dich betrübt; ich kann Dich nicht leiden sehen, und glaube mir, wenn ich auch recht ernst und ein trockener Büchermensch bin, so kann ich doch mit Dir fahren, wenn Du mich kehren winse, Dich ganz zu verstehen.«

Viviani hatte wärmer als sonst gesprochen; er drückte Julia's Hand und sah ihr bewegt ins Auge.

»Du bist gut, Vincenzo,« sagte sie zu ihm; »aber ich bin wieder heiter, wie Du siehst. Ich bin ein thörichtes Mädchen, und manchmal überfällt mich eine wehmüthige Stimmung, wo ich mich der Laute anvertraue, und in der Musik das verlorne Gleichgewicht wieder suche.«

»O, die Laute ist glücklicher als ich!« rief Viviani. »Du bist offener gegen sie, als gegen mich, den erprobten Freund, und das thut mir recht wehe! – Bleibe noch ein wenig!« flüsterte er scheu, und zog Julia, die sich zum Gehen angeschickt hatte, auf die Steinbank nieder.

»Bald wird der Vater todt sein,« begann er weich; »die Millionen Sterne, deren chaotischen Lauf sein Seherauge geordnet, werden bald auf sein Grab niederscheinen, und wir stehen dann ganz allein, verlassen in der Welt. – Julia! begreifst Du, was das heißt? Ich kann nicht mehr leben ohne Dich, und dann müssen wir uns ja trennen! – es schickt sich nicht, daß wir dann noch beisammen bleiben.«

»Ja, dann müssen wir uns trennen, Vincenzo! ich werde den Cardinal Orsini bitten, mir irgendwo Zuflucht zu verschaffen – Du wirst am Hofe zu Florenz ein großer Mann werden.«

»Warum willst Du nicht bei Vincenzo Galilei wohnen, wenn der Vater todt ist?« fragte der Jüngling.

»Ich, bei Vincenzo? Niemals!« entgegnete das Mädchen erröthend. »Ich ziehe zu Dir, wenn Du einmal verheirathet bist, und führe als alte Jungfer Euer Hauswesen. – Aber weißt Du auch, Vincenzo, daß es recht sündhaft ist, wenn wir davon sprechen, was nach dem Tode des Vaters geschehen wird? Man soll nie vom Tode noch lebender Menschen reden.«

»O, der Vater wünscht es, daß wir daran denken, die Zukunft zu ordnen, damit er für uns keine Sorgen zu haben braucht, und wir sind ja keine Kinder mehr.«

»Ich nicht mehr,« sagte Julia und lachte jetzt beinahe ausgelassen. »Du bist ein unartiger Mensch, Vincenzo, mir meine Buchstabenjahre vorzuwerfen.«

»Seit heute weiß ich, daß ich kein Kind mehr bin; das wollte ich sagen!« sprach Viviani, der um so ernsthafter wurde, je fröhlicher das herrliche Mädchen war.

»Seit heute? – was ist heute vorgefallen, das aus meinem edlen jungen Freund und Gespielen plötzlich einen ernstesten Mann gemacht hat? Sprich, Vincenzo!«

Dem Jüngling ward recht schwül um's Herz; er hatte es sich viel leichter vorgestellt, mit Julia diese Angelegenheit zu besprechen. Sie war ja seine Freundin. Auf dem Wege vom Kloster zur Villa und im Parke hatte er sich gedacht, wenn Julia ihn nicht als Gemahl möge, werde sie es ihm freundlich sagen, und ihr Verhältniß blieb dann nach wie vor das alte. Aber jetzt bebte sein Herz; die weiche, warme Hand des Mädchens, die er schon so oft, ohne etwas Besonderes dabei zu empfinden, in der seinigen gehalten, schien ihm jetzt ein Magnet zu sein, den er nicht mehr loslassen konnte, und aus ihrem Pulsschlag strömte eine nie gekannte Wonne, wie ein süßer Rausch, in sein Blut über. Er sah mit Einem Male die schönen, herrlichen Züge des lieblichen, edlen Angesichtes der Freundin in einem neuen Lichte; fremdartige Wünsche stiegen in seiner Brust empor, und wie eine Göttin der Schönheit, wie ein Engel des Lichtes, unerreichbar seiner Sehnsucht, stand Julia vor ihm, und seine ganze Seele vereinigte alle ihre Kräfte in seinem Auge, womit er das ihm aufgeschlossene Wunderbild verschlang. Er sank vor der Freundin nieder, das Blut wich aus seinen Wangen und stürmte an sein Herz, dessen heftige Schläge er zu hören glaubte; er faßte ihre jetzt widerstrebende

Hand fester, und kaum hörbar vermochte er endlich zu stottern: »Julia – wenn der Vater gestorben ist, verlaß Du mich nicht – sei mein Weib!«

Ueber Julia's schöne Züge zuckte einen Augenblick das Mitgefühl der Neigung, welche sie lange Jahre hindurch für den Jüngling gehegt hatte. Sie war sich selbst bewußt, daß mit der Freundschaft zu dem holden Knaben ein sinnliches Wohlgefallen vermischt war, und ihre Gestalt erzitterte, als Viviani ungestüm seine Arme um sie schlang und zum ersten Male es wagte, sie mit zärtlichen Namen zu liebkosen. Aber sie entwand sich ihm leise und strich ihm mit der Hand die wirren Locken aus dem Gesicht.

»Sieh mich an, Vincenzo!« sprach sie freundlich; »ganz offen, und dann sage mir, ob Du mir verzeihen kannst, daß ich nicht klüger war als Du, und nicht daran dachte, daß diese Stunde einmal kommen müsse. – Wir täuschen uns Beide, Vincenzo,« fuhr sie fort; »ich könnte Dich nicht als Weib glücklich machen! Frage mich nicht warum, schone mich; ich könnte Dir nie die Hand zur Ehe reichen, ich bin älter als Du; Dir ist noch das ganze Leben offen, Ruhm und Ehre winken Dir in Deinem Berufe, und erst nach Jahren wirst Du daran denken, eine jugendliche Gattin heimzuführen. Bis dahin bin ich ein altes Mütterchen geworden; aber wie Du mir vergeben mußt und mein Freund bleiben wirst, so bin und bleibe ich Dir von Herzen gut.«

Viviani fühlte, wie zwei zarte, warme Hände seine Wangen faßten und die blühenden, keuschen Lippen des

schönen Mädchens in einem schwesterlichen Kusse seine Stirne berührten; seine Arme ließen die reizende Gestalt des seltsamen Mädchens los, welches sich erhob und mit raschen Schritten nach der Villa ging. – Noch lange lag der Jüngling in tiefes Sinnen verloren auf der Steinbank. Endlich legte sich der tobende Aufruhr seiner Sinne und machte ruhigeren Erwägungen Platz. Als Viviani endlich aufstand und in die Villa trat, sagte er im Selbstgespräch, während seine Augen vor Rührung und Begeisterung leuchteten: »Sie ist ein braves, herrliches Mädchen, das beste, edelste Herz unter der Sonne! Arme Freundin, deren Trauer ich bisher nie begriff, jetzt kann ich Dich verstehen! sie liebt Vincenzo Galilei – hoffnungslos!«



Die Aebtissin führte, nachdem die Unterredung des Cardinals Orsini mit der Schwester Octavia zu Ende war, diese über die dunklen Klostergänge fort in ihre eigene Wohnung, welche aus drei Zellen bestand. Die erste war ärmlich eingerichtet, wie die aller Klosterfrauen; die zweite diente als Speisezimmer, wenn die Aebtissin Gäste hatte und die dritte war mit ziemlichem Luxus ausgestattet und bildete das Empfangszimmer der Aebtissin. Heiligenbilder der berühmtesten Meister Italiens hingen an

den Wänden; aus Deutschland bezogene, kostbare Glasmalereien bedeckten das hohe gothische Fenster, der Kamin war aus seltenem Marmor, der Fußboden aus Mosaik. Kunstvoll geschnitzte Möbel machten die große Zelle wohnlich, und geistliche Nippsachen aus edlem Metall, mit Diamanten und farbigen Steinen eingelegt, gaben dem Besucher einen Vorbegriff von dem Reichthum des Klosters.

In der ersten Zelle warfen die beiden Nonnen sich vor dem Crucifix nieder und beteten das Ave dreimal, und die Aebtissin hieß Octavia hier warten und begab sich durch die Speisezelle in das Empfangsgemach, welches einen eigenen Eingang besaß. Dort erwartete sie Horazio Grassi. – Er war sehr verändert. Die strenge Bußhaft, welche Vittelechi ihm nach der Verurtheilung Galilei's auferlegt hatte, der Zwang einsam zu leben, und von den Bildern einer lebhaften Phantasie gefoltert, die Tage in tödtlicher Einförmigkeit hinbringen zu müssen, hatten seinen Scheitel gelichtet, seine Gestalt gekrümmt. Jetzt war er wieder frei geworden – man bedurfte seiner Klugheit; mit Wonne hatte er die wiedererlangte Freiheit begrüßt und von der Erfahrung, daß die Gunst der Gewaltigen dieser Erde wandelbar ist, nicht gewitzigt, beschloß er, von der ihm übertragenen Macht den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Sein Körper nur war gealtert, nicht seine Begierden, seine Bosheit. Weil er seinen eigenen Zweck einst verfolgt und die schöne Fides geliebt hatte, war er von seinem Oberen gestraft worden. Das mußte Fides ihm bezahlen. Jetzt hatten sich die Zeiten

geändert; wenn er den Aufenthalt des letzten Sprößlings des Herzogs von Urbino entdecken konnte, so war er der höchsten Auszeichnungen sicher, dann fragte Niemand mehr nach dem Schicksal der Schwester Octavia. Sie war jetzt in seiner Hand. Grassi war nicht vergeblich in Frankreich gewesen. Er hatte der Familie des aus Frankreich gebürtigen Mönches Domenico Brancaccio nachgespürt, und eine alte Verwandte desselben entdeckt, bei welcher der Augustinermönch längere Zeit gelebt hatte. Die alte Frau, welche abergläubisch und sehr bigott war, ließ sich durch Drohungen und durch Gold, das sie in ihrer Armuth sehr schätzen gelernt hatte, leicht bewegen, Alles auszusagen, was sie über den Verwandten wußte. So erfuhr Grassi, daß die schöne Almida eine Nichte des Mönches Brancaccio war, daß ein Bruder Almida's von dem Mönche auferzogen wurde und unter dem Namen Paul Brancaccio in ein französisches Jesuitenkloster als Novize eingetreten war. Grassi reiste nach dem Kloster und von Mazarin mit Vollmacht hierzu versehen, durchstöberte er das Archiv und fand die Tagebücher des verstorbenen Abtes, und endlich darin die Notiz: ›6. Januar 16—. Heute aufgenommen Paul Brancaccio, unter dem Klostersnamen Laurentius, nach Angabe des Mönches Brancaccio, seines Onkels, stumm, aber nicht taub geboren. Strenge Ueberwachung angeordnet.‹

Jetzt unterlag es für Grassi keinem Zweifel mehr, daß der Mönch Domenico Brancaccio, der dem Geheimbund der Patrioten angehört und mit den französischen Ketzern Beziehungen unterhalten, den Neffen Laurentius in

den Orden Jesu eingeschmuggelt hatte, um alle Geheimnisse desselben auszuspioniren. Durch die alte Verwandte erfuhr er, daß Domenico mit Giordano Bruno, dem Pantheisten, in Briefwechsel gestanden hatte und unablässigen, mit aller denkbaren Schlaueit und Vorsicht angestellten Nachforschungen ließen Horazio Grassi auf die Vermuthung kommen, daß Laurentius noch am Leben sein müsse, da die Broschüren der Jansenisten Enthüllungen über die innere Ordensgeschichte Jesu aus einer Zeit brachten, zu welcher gerade Laurentius Sekretär des Ordens war. Er erfuhr, daß ein Maler Namens Sebastian häufig in den geheimen Druckereien der Jansenisten, gegen welche der altgewordene Richelieu nicht gewaltsam auftreten wollte, aus- und einging; und durch verkleidete Brüder seines Ordens ließ er den Maler, der in Paris lebte, überwachen und sich über seine Beschäftigung, seinen Umgang Rapport erstatten.

Aber trotz aller Vorsicht mußte Sebastiano dies gemerkt haben, denn als Horazio, um das Terrain persönlich zu rekognosciren, Sebastiano besuchen wollte, überraschte ihn die Nachricht, daß dieser verschwunden war, Niemand wußte zu sagen wohin. – Alle Nachforschungen waren vergeblich und Grassi beschloß endlich, nach Rom zurückzukehren, um den General des Ordens von den Resultaten seiner diplomatischen Sendung zu unterrichten.

Der Zufall führte ihn an das Sterbebett des Fischers Antonio und machte ihn zum Mitwisser des dem Papste

so wichtigen Geheimnisses von der Geburt eines herzoglichen Sprossen aus dem Hause Urbino. Wer anders als Laurentius, der Bruder Almida's, konnte den Sohn des Herzogs bei dem Fischer abgeholt haben? Er war noch am Leben, die an der Tiber gefundenen Kleider waren absichtlich dorthin gestreut worden, um den Orden glauben zu machen, daß Laurentius verunglückt sei. Jetzt war es für Grassi ausgemacht, daß auch die Stummheit des Laurentius ein Betrug war; sein durchdringender Scharfsinn und die Beweglichkeit seiner Phantasie, die an einem Fall tausend gedachte Möglichkeiten versuchte und probirte, ließen in ihm die Vermuthung entstehen, daß jene verlarvte Gestalt, welche vor neun Jahren in der Villa Bronzino aus dem Kahne ihm zurief: »Furchtbar strafft der Orden Jesu die Verräther!« Laurentius gewesen sei.

Laurentius hatte ihn auf Befehl des Generals überwacht, und der Haß gegen Laurentius beflügelte jetzt seinen unermüdlichen Eifer, die dunkle Vergangenheit zu enträthseln. Es gelang Grassi, den neuen Sekretär des Ordensgenerals zu vermögen, in den Personal-Acten mit dem Titel Horazio Grassi nachzusehen, und er erfuhr nun bestimmt, daß Laurentius seine Unterredung mit Fides belauscht und dem General verrathen hatte. Einer seiner ersten Gänge in Rom war in die Villa Bronzino. Er wußte den Beichtvater der Frau Olympia ins Vertrauen zu ziehen, so daß dieser ihn als einen verlässigen Freund und guten Seelenhirten der schwachgewordenen Frau empfahl. Er trug einen, von dem heiligen Vater selbst

unterzeichneten Vollmachtsbrief bei sich, der alle Wege vor ihm ebnete, und auf seinen Rath wurde der Dominikaner, der bisher Frau Olympia's Vertrauen genoß, krank, und Olympia, ohne zu ahnen, daß sie ein Werkzeug des schlaunen Jesuiten geworden war, nahm Horazio als Beichtvater an. Anscheinend ganz abgezogen von den ihm gleichgültigen Dingen dieser Welt, beschäftigte er sich voll Interesse mit dem Seelenheile der alten Matrone, welche diese Aufmerksamkeit und Hingabe eines so gelehrten Paters entzückte. Durch sie erfuhr er, was seit neun Jahren in der Familie Galilei's vorgegangen war; daß Vincenzo jetzt wieder nach Paris abgereist sei und nun bedauerte er fast, nicht mehr dort zu sein. Er schrieb an den Provinzial in Frankreich, Vincenzo beobachten zu lassen, denn Laurentius stand vielleicht mit der Familie Galilei in Verbindung; durch Frau Olympia wurde Grassi auch über den neuen Bewohner der Villa, den Maler Claude Massard, unterrichtet und mit Staunen entdeckte er die häufigen Besuche Donna Anna's bei dem Künstler. Er hatte, hinter den Gardinen stehend, mehrmals den Maler beobachtet, wenn dieser die Villa betrat oder verließ, und stimmte Frau Olympia bei, daß der Maler ein recht passender, stiller Miether sei, dessen Züge einen frommen, gottesfürchtigen Sinn bekundeten und den man ja nicht durch Neugierde und weltliche Zudringlichkeit in seinem gottgefälligen, zurückgezogenen Leben stören dürfe. Er verbot der Matrone, mit dem Maler über ihn zu sprechen, denn der Verkehr zwischen Beichtkind und dem Seelenhirten dürfe durch kein fremdes Auge

oder Ohr entheiligt werden, und er sei so gänzlich von allen Beziehungen zur Welt abgewandt, daß ihn jede Bekanntschaft, die nicht direkt durch die heiligen Pflichten seines Amtes geboten wäre, aus seiner ernsten, in Gott vertieften Stimmung reiße. Doch gab er Olympia den Auftrag, die häufigen Zusammenkünfte des Malers mit der Nichte des Papstes von nun an zu überwachen, denn es sei Pflicht, den Nächsten vor dem Falle zu bewahren, und selbst Horchen an der Wand sei ein verdienstliches Werk, wenn man dadurch vielleicht eine fremde Seele vor Sünde bewahre.

Erst als Grassi sich vergewissert hatte, daß in der Villa Bronzino von jetzt an nichts mehr vorkommen könne, was er nicht alsbald erfuhr, und nachdem er an zuverlässige Brüder seines Ordens den Auftrag gegeben hatte, den Maler, den ihm sein Verkehr mit Donna Anna verdächtig machte, unablässig zu überwachen, erst dann eilte er nach dem Kloster, um Fides zu sehen und zu untersuchen, ob keine Spur des Geheimnisses, das er entdecken wollte, in der Villa Monte Ripaldo zu finden sei. Daß Cardinal Orsini oft Galilei besuchte, daß Vincenzo vor seiner Abreise nach Paris den Vater und Fides noch gesprochen, sowie daß er in Rom den Maler Claude Massard noch gesehen hatte, welche Thatsachen durch die Ordenspolizei und Frau Olympia zu seiner Kenntniß gelangt waren – alle diese Anzeichen machten es ihm immer wahrscheinlicher, daß die Familie Galilei enge mit der Person des verschwundenen Sohnes der schönen Almida verknüpft sei.

Grassi war eine Stunde früher im Kloster angelangt, als Cardinal Orsini dort eintraf, um Fides zu sprechen. Die Aebtissin zeigte den Brief Orsini's vor, worin er im Namen des Herzogs um die Erlaubniß einer Unterredung mit Schwester Octavia bat. Grassi befahl der Aebtissin, sich anfänglich zu weigern, dann aber die Unterredung zu gestatten und zwar eine Besprechung ohne Zeugen, damit die Beiden ohne Zwang ein etwaiges Geheimniß aussprächen, dessen Belauschung bei der vorhandenen Einrichtung keine Schwierigkeiten bot. – Grassi empfing die eintretende Aebtissin in guter Laune.

»Es ist besser gegangen, als ich glaubte. Ihr habt da in dieser Schwester Octavia eine Schlange beherbergt, und ich fürchte, ich werde sie längere Zeit strengen Bußübungen unterwerfen müssen.«

»Hat sie Seiner Eminenz, dem hochwürdigen Cardinal, Dinge anvertraut, die dem Kloster bei Seiner Hoheit dem Herzog Ferdinand II. schaden könnten?« fragte bestürzt die Aebtissin.

»Das nicht; aber ihr hoffärtiges Herz ist der christlichen Demuth fremd; sie hat sich, der Ordensregel entgegen, sogar entschleiert, um durch den Anblick ihrer sündhaften Reize Seine Eminenz zu verblenden; sie will das Kloster verlassen, um bei ihrem Vater zu sein, wenn er stirbt.«

Die Aebtissin zitterte in frommem Schauer. »Ich weiß wohl,« sagte sie im Tone des Mitleids und heiliger Entrüstung, »die Schwester Octavia hat die Welt und ihren lockenden Trug noch nicht vergessen, und die Gnade des

Herrn hat ihrem weltlichen Herzen noch nicht den Frieden gegeben.«

»Ich bin gesandt, sie zu erleuchten,« sagte Grassi kurz; »laßt sie eintreten!«

Die Aebtissin ging, und mit Spannung sah Grassi dem Wiedersehen des einst so heißgeliebten Weibes entgegen. Endlich öffnete sich die Thür und die hohe, schwarze, verkleidete Gestalt stand vor ihm. Die Erinnerung an die Stunde, wo er einst das Ohr der reinen Jungfrau mit dem Ausbruche einer an Raserei grenzenden Leidenschaft beleidigt hatte, trat vor seine Seele und rief jene stürmischen Empfindungen von damals wieder wach. Einen Augenblick siegte ein besseres Gefühl in ihm; er hatte die Gesetze seines Standes verletzt, als er Fides liebte, aber er hatte sie geliebt und dadurch in Elend gestürzt; – ein tiefes Mitgefühl, frei von selbstsüchtigen Gedanken, erfaßte ihn einen Moment, als er sein Opfer sich gegenüber sah. »Wie geht es Euch?« sagte er warm; – »so müssen wir uns wiedersehen, – nach neun langen Jahren?«

Er bot ihr einen Stuhl mit der Galanterie eines Weltmannes, und Schwester Octavia sank halbbewußtlos, als sie so plötzlich den Jesuiten wiedersah, hinein.

»Auch ich habe gelitten,« fuhr Grassi fort, »um Euretwillen. Jahrelang saß ich gefangen in der Nacht eines Klosters wie Ihr; jetzt aber bin ich frei und mächtiger als je, die rechte Hand des Papstes, und ich kann auch Euch zur Freiheit helfen. Ihr aber seid unversöhnlich.«

»Ich kenne Euch, Horazio Grassi!« antwortete Fides; »ich weiß, wie Ihr helft. Der Vater hat widerrufen und

wurde doch mit ewiger Verbannung bestraft. Ihr habt Euch mit Eurer Macht gebrüstet, – Ihr konntet nichts, als ein armes Mädchen vernichten.«

»So leset selbst,« antwortete Horazio, und seine kleine Gestalt streckte sich stolz empor. Er entfaltete, im Scheine der etrusischen, prachtvollen Lampe, mit einer Hand die Vollmacht des Papstes, und zog leise mit der anderen Fides den Schleier aus dem Antlitz, und sie las mit Bestürzung, welche unumschränkte Macht der heilige Vater Horazio Grassi verliehen hatte, die so weit ging, daß er sogar Verhaftungen vornehmen lassen konnte. Im Kloster war Alles unter seinen Befehl gestellt, und mit Schauer erkannte die unglückliche Fides, daß sie innerhalb dieser Mauern, aus denen kein Nothschrei hinausdrang in die Welt, dem fürchterlichen Priester verfallen war. Dunkle Gerüchte liefen umher, daß widerspenstige Nonnen von grausamen Jesuitengerichten lebendig eingemauert worden waren, und man zeigte neben dem Kirchhof einen Gang, wo solche furchtbare Thaten geschehen sollten. – Sie hatte heute dem Cardinal Mittheilungen gemacht, welche, wenn Grassi darum hätte wissen können, ihn zu jeder noch so fürchterlichen Strafe berechtigt haben würden. Der stolze Sinn der edlen Fides kämpfte mit der Rücksicht auf ihren Vater, ihren Bruder, auf Evangelista, und sie bezwang sich, um Horazio keinen Anlaß zum Zorne zu geben.

»Jetzt bin ich mächtig,« wiederholte der Jesuit und betrachtete aufmerksam die abgelebten Züge der, durch ihre Schönheit einst berühmten Fides, welche vor der Zeit

gealtert und nur mehr ein Schatten ihrer früheren, allmächtigen Reize war. Nur das Auge war durchdringend, kühn und fesselnd wie einst, und blickte frei und ungebrochen aus dem gramvoll erbleichten Antlitz. Horazio Grassi liebte dieses Weib nicht mehr, seine Sinne blieben unbewegt bei dem Anblick des einst so herrlichen, üppigen Weibes; aber die Erinnerung goß ihren verjüngenden Zauber über die veränderten Züge und rief ihm zurück, wie das einst so heiß begehrte Weib ihm entronnen war. Jahrelang hatte er in einsamer Klosterzelle an diese Stunde des Wiedersehens gedacht, und als er Fides nicht mehr wie einst, blühend, das Musterbild eines herrlichen Weibes, sondern abgehärmt und hingesiecht fand, schwieg einen Augenblick das Verlangen nach der Wonne, die er sich erträumt hatte. Rührung und Mitleid zogen in seine Brust, aber die Teufel des Hochmuths, der beleidigten Eitelkeit und seiner grenzenlosen Selbstsucht vertrieben diese besseren Gefühle. Bei aller seiner Verstandesschärfe war Grassi eine phantastische Natur. Er hatte geliebt, und wollte noch lieben; geübt, wie alle in Einsamkeit lebenden, geistvollen Menschen, die gemeine Wirklichkeit mit allen Reizen der Phantasie zu umkleiden, fühlte er in seinem Herzen den langgehegten Wunsch nach Befriedigung, auch wo das Bedürfniß dazu nicht in der Gegenwart geweckt werden konnte. Er hätte einen Schatten in heftiger Liebe umschlungen, wenn er sich nur einreden konnte, es sei sein Wunsch, und jetzt stand ja das geliebte Weib lebend vor ihm da, wehrlos seiner Gnade preisgegeben. Sie hatte ihn verschmäht, ihn nie geliebt,

ihn verachtet, und das glühende Verlangen seiner Eitelkeit, sie gedemüthigt, entehrt zu seinen Füßen zu sehen, entflammte in seiner Brust den teuflischen Entschluß, sie zu verderben. Es war ihr Unglück, daß sie nicht mehr so schön war wie einst – sie hatte ihn um das Wohlgefallen betrogen, das er in ihrem Anblick zu finden gehofft; jetzt bändigte nichts mehr seinen Vorsatz: sie mußte sein werden; die Liebe war, gegenüber der Unermeßlichkeit seines Verlangens, das heftiger wurde, wie der Wolkenbruch bei abnehmendem Sturme, – ein nichtssagendes Gefühl. Sein Wille mußte durchgesetzt werden. Fides fühlte die stechenden Blicke des Jesuiten auf sich ruhen, dem es gelungen war, in dem noch immer edlen, kranken Gesichte der Schwester Octavia die Fides von damals zu erkennen, und wie der Berauschte den künstlichen, unnatürlichen Durst nicht mehr zu stillen vermag, so war die Leidenschaft Horazio Grassi's maßlos geworden.

»Von heute an werdet Ihr von den übrigen Nonnen abgeschlossen,« begann er, »damit Ihr in völliger Einsamkeit darüber nachdenken könnt, wie Ihr auf meinen Vorschlag antworten sollt. Ihr kennt die Villa Bronzino in Rom. Dorthin führe ich Euch später, und wir werden verborgen vor aller Welt leben. Ihr hättet keinen treueren Freund finden können, denn selbst wider Euren Willen mache ich Euch glücklich.«

Jetzt sprang Fides auf und rief bebend: »Ihr könnt mich tödten, niemals verlasse ich dieses Kloster mit Euch!«

»Gut – also Gewalt!« antwortete der Jesuit wüthend, und zog einen schweren Glockenzug.

Die Aebtissin erschien und Horazio gab ihr den Befehl, die Krankenwärterinnen herbeizuholen. Nach wenigen Minuten traten zwei kräftige Novizinnen, Bauerndirnen aus der Romagna, herein, und Horazio befahl ihnen, der Schwester Octavia die Hände zu binden.

Nach kurzem Widerstande war Fides gefesselt und der Jesuit nahm einen Armleuchter, zündete ihn an der Lampe an, dann entließ er die Wärterinnen und ersuchte die Aebtissin, die böse Schwester Octavia, welche durchaus verstockt sei und leugne, ihm nachzuführen. Er schritt voraus; die Aebtissin mit der halbohnmächtigen Fides folgte ihm. Keine der Nonnen hätte jetzt mehr an die drei Ave gedacht, aber Horazio Grassi's Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung zeigte sich, als er in der Wohnzelle der Aebtissin ihnen ein Zeichen gab, vor dem Crucifix niederzuknieen und die Regel nicht zu vergessen. Dann führte er sie zurück durch die Speise- und Empfangszelle, hinaus auf einen dunklen Gang, den Fides noch nie betreten hatte. Derselbe wurde enger und enger und lief längs der Rückmauer der Zellen der Nonnen hin. Mit Staunen sah Fides, durch kleine, schießschartenähnliche Ritzen in der Mauer, einen schwachen Lichtstrahl aus den Zellen dringen. Diese Maueröffnungen gestatteten durch kleine, nur nadelgroße Löcher den inneren Raum der Zellen vom Gange aus jederzeit beobachten zu können. Diese Sehlöcher waren von innen unsichtbar und durch ein an der Wand festgenageltes Kreuz, das, mit dem Bilde

des Erlösers, in jeder Zelle hing, so durchgebohrt, daß es schien, als sei nur durch die Länge der Zeit ein Nagel am Kreuze ausgebrochen. Einige Stufen hinableitend zog sich der Gang, eben solche Sehlöcher darbietend, längs dem Krankensaale und allgemeinen Betsaale hin und führte dann in plötzlicher Wendung in eine Doppelmauer hinein.

»Dies ist die Mauer des Saales, in welchem Ihr den Cardinal Orsini vor einer Stunde gesprochen,« erläuterte Horazio Grassi der Schwester Octavia. – »Tretet durch diese Thür!« herrschte er das edle Mädchen an, das durch solche brutale Behandlung anfangs um die Besinnung gekommen, jetzt in ruhigem, verächtlichen Schweigen ihren Stolz wieder fand. – Die Aebtissin öffnete dienstbereit die kleine Thüre, auf welche der Jesuit deutete, und drängte die Schwester Octavia hinein. Sie befand sich in einem ganz engen Raume, und tastete nach allen Seiten, ob kein Ausweg zu finden war. – »Wißt Ihr, wo Ihr seid?« fragte Horazio Grassi von außen. Octavia gab keine Antwort; sie wußte in der That nicht, wo sie war.

»Wohlan, Ihr werdet es gleich erkennen!« sagte Horazio und schloß hinter der in dem ganz engen Raum eingepreßten Octavia die Thür, so daß sie sich allein in dem finsternen Behältniß befand. Jetzt, wo der Armleuchter des Jesuiten sein Licht nicht mehr hereinwarf, sah Fides, daß von jenseits ein Schimmer durch einen langen, sehr feinen Spalt in der Wand ihres Gefängnisses her eindrang; sie blickte durch den Spalt und er kannte das Gewölbe wieder, wo sie mit Orsini gesprochen. Eine kleine

Oellampe hing an der Decke und sie sah, wie mehrere Nonnen, welche gebeten hatten, die Nacht in Bußübungen vor dem Bilde des Gekreuzigten zubringen zu dürfen, in das Gewölbe traten. Dieses war sehr akustisch gebaut und selbst das leiseste Geräusch war durch die thönerenen Resonanzplatten, aus welchen die Wand des großen Uhrkastens bestand, vollkommen vernehmlich. Das Zifferblatt der Uhr selbst war nur, um das Dasein des großen Kastens weniger auffallend zu machen, mit demselben vereinigt worden, und mit einer, schon damals bei vielen Uhren bekannten Transmission mit dem außerhalb der Mauer befindlichen Uhrwerke verbunden, so daß der im Kasten Stehende nicht von dem Schläge des Uhrwerks im aufmerksamen Horchen gestört wurde. – Der Jesuit öffnete die Thür wieder. »Ich war die Maus, welche in dem alten Uhrkasten saß,« sprach er höhnisch; »ich habe Euer Gespräch Wort für Wort mit angehört. Vergeblich soll Donna Anna sich an den Papst wenden; ich zittere auch nicht vor dem Claude Massard, dem Spiesgesellen Eures Bruders; die Werke Eures Vaters werden nicht veröffentlicht werden, und Ihr werdet das Kloster nicht verlassen, außer Horazio Grassi gibt dazu seine Einwilligung.BB

Ein unendliches Weh schnürte krampfhaft die Brust der unglücklichen Fides zusammen. Jetzt war Alles verloren; es gab keine Rettung mehr. Das Elend war so ungeheuer und grenzenlos, daß Fides keine Thränen, keine Klage mehr dafür fand; wenn die Verzweiflung den höchsten Grad erreicht, verstummt jedes Gefühl des Schmerzes und die über alles Maß gefolterte Natur spannt die

Nerven, welche die Eindrücke der Außenwelt an das Bewußtsein übermitteln, ab; wohlthätig legt sich der Schleier der Fühllosigkeit als ein Panzer um das bedrohte Leben, und eine völlige Apathie und Gleichgültigkeit spottet jeder weiteren Qual. – So wurde es Nacht um das gemarterte, arme, hülflose Mädchen, – sie fühlte nichts mehr, sie antwortete nichts, und sank langsam, von der herzueilenden Aebtissin vor dem Falle bewahrt, ohnmächtig auf dem Boden des Ganges nieder.

»Ich mache Euch verantwortlich, ehrwürdige Frau,« sprach der Jesuit, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Fides nicht todt war, »daß die Nonne mit Niemand spricht. Ihr lasset sie sofort in die Zelle für die Widerspenstigen bringen. Sie ist von einem argen Teufel besessen, und muß von allen anderen Nonnen geschieden werden. Niemand soll von ihrer Bestrafung erfahren, Ihr werdet sagen, sie habe die Erlaubniß erhalten, den kranken Vater in Monte Ripaldo zu besuchen. Ich kehre in zwei Tagen zurück. Bis dahin ist Schwester Octavia Eure Gefangene!«

Claude Massard saß vor der Staffelei im Atelier der Villa Bronzino. Er arbeitete an dem lebensgroßen Bilde eines jungen Mädchens; ein griechisches Gewand umhüllte die herrlichen Körperformen, ohne sie zu verbergen; das liebliche Antlitz strahlte von Lebensluft und Muthwillen und eine unverkennbare Genialität leuchtete

aus den schwärmerischen, schalkhaften Augen. Von Zeit zu Zeit sah der Maler Claude Massard auf ein kleines Miniaturbildchen und besserte darnach mit vorsichtigem Pinselstriche an dem großen Portrait. Es war unmöglich, in Claude Massard den Jesuitensekretär Laurentius wieder zu erkennen; und dennoch war er es. Aus dem einst so schwächtigen Jüngling war ein starker Mann geworden; der große Vollbart und das lange Haar hatten ihn völlig verändert, und er konnte den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit wieder betreten, ohne Entdeckung befürchten zu müssen. Nach seiner Flucht vor neun Jahren war er mit dem Sprößling des Herzogs von Urbino an den Hof des Markgrafen von Brandenburg geeilt, wo er zunächst vor den Nachstellungen der Jesuiten sicher war. Als aber später österreichische und schwedische Truppen das Land überschwemmt, reiste Laurentius unter dem Namen Sebastian nach Frankreich, wo er kurze Zeit blieb, um dort die Gelehrten, die als Hauptgegner des Jesuitenordens bekannt waren, kennen zu lernen; dann siedelte er sich, dort vor den Jesuiten sicherer, in den Niederlanden an, wo der jetzt zum Jüngling herangewachsene Sohn seiner Schwester Almida auf der hohen Schule zu Löwen seine Studien begann, und Sebastiano seiner Kunst als Maler lebte.

Als nach dem Tode des jungen Herzogs von Urbino der Fischer Antonio Almida auf ihrer Flucht begleitete, brachte er auch das bedeutende Vermögen der Schauspielerin in Sicherheit, und der Mönch Domenico Brancaccio hatte es so vortheilhaft zu verwalten gewußt, daß Laurentius

jeder Nahrungssorge enthoben war. Das Geld war in portugiesischen und venezianischen Banken sicher angelegt und konnte von Mitgliedern des Geheimbundes der Patrioten jeder Zeit auf in directem Wege bezogen werden. Jetzt athmete Laurentius frei auf; er war des fürchterlichen Zwanges ledig, stumm sein zu müssen, der Tod seines fanatischen Verwandten Domenico Brancaccio hatte ihn von der entsetzlichen Betrügerrolle erlöst, zu der er von Kindheit an bestimmt gewesen und die er, einmal begonnen, mit so großer Geschicklichkeit und Ausdauer gespielt hatte; aber dennoch war seine Existenz eine entsetzliche. Die Bilder des hingerichteten Domenico, des ermordeten Herzogs von Urbino und seiner, in Verzweiflung darüber gestorbenen Schwester, standen vor seiner Phantasie und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Geister der Abgeschiedenen trieben ihn an zur Rache, und in wilden Träumen mahnte ihn seine Vergangenheit, das Gelübde der Rache, welches er oft in heiligen Eiden in den Versammlungen der Patrioten mitgeschworen hatte, zu erfüllen. Ein neues Dasein war ihm aufgegangen; die Kunst hätte ihn zufrieden und glücklich gemacht, aber er war dem Schicksal verfallen, das jeden Verschwörer an die Kette legt: sein Wille war gebunden. Wenn er auch den Nachforschungen der Jesuiten entging, so konnte er es nicht wagen, sich von dem im Dunkeln schleichenden, allmächtigen Bund der Patrioten loszusagen. Der sichere Tod traf jeden Verräther; auch war

er ja auf die Hülfe und Unterstützung des Patriotenbundes angewiesen, wenn er dereinst seinem Neffen den Besitz des Herzogthums Urbino wieder verschaffen wollte. Er war auf seiner Flucht nach Brandenburg und nach den Niederlanden von einem geheimen Patrioten an den anderen empfohlen werden; er hatte bei jedem Wechsel seines Namens Legitimationspapiere und Pässe gebraucht, welche er sich wieder nur mit Hülfe des Geheimbundes hatte verschaffen können. Er war fest und unauflöslich an die Patrioten gebunden. Die Veröffentlichung der Geheimgeschichte des Jesuitenordens, welche er durch die Jansenisten in Frankreich bewerkstelligen ließ, machte seine Anwesenheit in Paris nothwendig. Er ließ seinen Neffen, der das Geheimniß seiner Geburt nicht kannte, auf der Universität in Löwen zurück und eilte nach Frankreich. Von Woche zu Woche aber verlängerte sich sein dortiger Aufenthalt; mit dem Ausbruch des Zerwürfnisses zwischen dem Papst und den italienischen Fürsten waren viele Patrioten aus Urbino nach Frankreich gekommen, um eine Schilderhebung in Urbino zu berathschlagen. Es wurde verabredet, daß Laurentius den Sprossen des Herzogs in Löwen abholen und nach Urbino bringen sollte; mittlerweile sollte der Geheimbund Alles zum Ausstand in der Provinz Urbino vorbereiten. Da erhielt Laurentius die Nachricht, daß Horazio Grassi in Paris angelangt sei; er entdeckte daß Horazio ihn durch Späher überwachen ließ. Er kannte die Schlaueit und Combinationsgabe des erfahrenen Jesuiten; es war keine Zeit zu verlieren; er beschloß sogleich nach Rom abzureisen und

dort, so lange der schlaue Grassi in Frankreich vergeblich seine Spur verfolgte, den Hauptschlag gegen das Papstthum zu führen. Durch einen Vertrauten ließ er seinen Neffen in Löwen benachrichtigen, daß er ihn an einem bestimmten Tage in Urbino erwarten werde. Die Pässe für den Jüngling besorgte er selbst noch in Paris durch den Geheimbund und verschwand zum Aerger Grassi's plötzlich. Durch Vincenzo Galilei, den er schon bei seiner ersten Anwesenheit in Paris kennen gelernt, erhielt er jetzt Empfehlungen an Toricelli und übernahm dessen, für seine Pläne passend gelegene Wohnung. Der Zufall führte ihn mit Donna Anna zusammen, Im Anfange hegte er den Gedanken, sich dem liebenden Weibe ganz anzuvertrauen, aber er gab ihn wieder auf, denn er unterlag bald selbst dem Zauber der treuen Neigung, der leidenschaftlichen Liebe, welche die schöne Frau ihm entgegen brachte und er konnte sich nicht entschließen, sie schon jetzt auf die Probe zu stellen, ob sie für ihn alle Bande der Ehre und der Verwandtschaft zu opfern vermöge. Wenn sie von dem Plane einer Empörung und Losreißung Urbino's Kenntniß erhielt und sich auf die Seite des Papstes und ihres Gatten stellte, war er und die Sache der Patrioten verloren. Oft spiegelte ihm seine Phantasie vor, wenn sein Neffe Herzog sei, dann werde er, als Onkel des neuen Herzogs, eine glänzende Stellung einnehmen. Der Geheimbund hatte den Tod Urban's VIII. beschlossen; dann waren die Barberini in ihr Nichts zurückgesunken und Donna Anna, die ihren Gatten nicht liebte, konnte sich

durch den neuen Papst scheiden lassen und ihm, dem eigentlichen Regenten des Herzogthums Urbino, die Hand reichen. Wenn die italienischen Fürsten siegten, so war die Losreißung Urbino's vom Kirchenstaat nicht schwer, und so abenteuerlich die Träumereien Claude Massards waren, so war die Erfüllung derselben möglich, so lange man in ihm nicht den früheren Jesuiten erkannte. Claude Massard konnte ein mächtiger Mann werden; der Sekretär Laurentius war vor Dolch und Gift keine Stunde sicher. – Der Abenteurer setzte seinen Verkehr mit Donna Anna fort, ohne sich zu verrathen. Er genoß das Glück einer verborgenen, gegenseitig leidenschaftlichen Liebe, deren sinnliche Quelle ihrer Gewalt keinen Eintrag that. Nachts verließ er die Villa, um die in halbverfallenen Gewölben römischer Bäder stattfindenden Patriotenversammlungen zu besuchen. Die Berathungen neigten sich dem Ende zu, als Laurentius durch Carcurasio die Nachricht erhielt, daß Grassi aus Frankreich zurückgekehrt sei und die Beichte des sterbenden Antonio vernommen habe. Laurentius hatte es vermieden, den alten Mann aufzusuchen, um nicht von ihm erkannt zu werden. Nun wollte es das tückische Schicksal, daß auch hier in Rom der schlaue Jesuit seine Wege durchkreuzte. Noch in derselben Nacht fand die letzte Versammlung der Patrioten statt, zu welcher Carcurasio vorgeladen war, der aus Urbino gebürtig, als junger, armer Mann in den Bund getreten war und, als er ein einflußreicher, wohlhabender Mann geworden, nicht gewagt hatte, ihn zu verlassen. Carcurasio wurde beauftragt, Urban VIII. zu ermorden,

indem er ihm ein sicher wirkendes Gift in die Fontanelle bringe. Der Apotheker wußte, daß der sichere Tod durch Meuchlerhand früher oder später ihn ereilen werde, wenn er sich weigerte, und erklärte sich mit schlotternden Knien bereit, das fürchterliche Werk zu unternehmen, wenn man ihm eine bedeutende Geldsumme zur Verfügung stelle, damit er Italien fliehen und in einem anderen Lande als reicher Mann leben könne. Er verlangte zehntausend Scudi als Handgeld und zwanzigtausend nach vollbrachter That, und der Bund ging nach einigem Zögern darauf ein. Der Tag der Ermordung des Papstes war bestimmt und gleichzeitig sollte die Revolution im Herzogthum Urbino beginnen. Der Neffe Claude Massard's hatte diesem seine Abreise von Löwen brieflich gemeldet und wenn kein besonderes Hinderniß eintrat, so konnte er zur verabredeten Zeit eintreffen.

Seit Grassi wieder in Rom war, lebte Claude Massard zurückgezogener als je; er wagte nicht, seine Wohnung zu wechseln, um nicht den Jesuiten, wenn dieser überhaupt die Echtheit seiner Person bezweifelte, durch eine seinerseits an den Tag gelegte Angst in seinem Argwohn zu bestärken. Die Besuche Donna Anna's waren ihm jetzt lästig, denn sie mußten die Aufmerksamkeit Grassi's erregen; er konnte sich, ehe der entscheidende Schlag gefallen war, nicht mehr der Geliebten anvertrauen. Die Verschwörung war zu weit gediehen; ein Vorwand, Donna Anna abzuweisen, war nicht leicht zu finden; auch genoß Claude Massard trotz der Gefährlichkeit seiner Lage allzu viel Glück in den Zusammenkünften mit dem reizenden

Weibe, als daß er thöricht genug war, selbst jetzt, angesichts der bevorstehenden, furchtbaren Ereignisse zu hoffen, sie werde alles Geschehene gutheißen und ihm nach Urbino folgen. Wie die Spinne, die gewandte Verfertigerin des kunstvollsten Netzes, so wehrlos außerhalb desselben sich fühlt, daß sie sich todt stellt, sobald ihr eine Gefahr droht, so glaubte Claude Massard, der abenteuerliche Verschwörer, er könne seinem furchtbaren Feinde, dem Jesuiten Grassi, entgehen, wenn er sich eine ganz ruhige und harmlose Miene gab. Daß Grassi sein Netz theilweise durchschaute und seine eigentliche Beschäftigung ahnte, fühlte der Maler instinktmäßig. Für ihn hätte es nur Eine Rettung gegeben: er mußte Grassi ermorden. So lange das durchdringende Auge Grassi's ihn umspähte, so lange dieses kluge Gehirn alle Möglichkeiten abwog, gab es für ihn keine Sicherheit mehr. Laurentius dachte manchmal, daß nur der Tod seines Feindes ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche möglich machen könne, und dennoch fand er nicht die Kraft dazu, sich seiner auf immer zu entledigen. Er selbst hätte den tödtlichen Streich führen müssen – und es fehlte Laurentius zwar nicht der Muth, – aber er war nicht Bösewicht genug, um zum thatsächlichen Mörder zu werden. Erziehung, Geburt, seine Verwandtschaft mit Domenico und Almida – die Umstände hatten ihn zu Dem gemacht, was er war. Losgerissen von dem Boden natürlicher Verhältnisse, aufgewachsen in der gefährlichen Betrügerrolle, von Aufforderungen zur Rache stets aufgestachelt, vergiftet

von jesuitischer Moral, wenn er sie gleichwohl verachtete und an den Pranger gestellt hatte, – war nun eine sinnliche, tolle Leidenschaft in sein ohne sittlichen Halt leicht erregbares Gemüth getreten. Der Ehrgeiz, in der Welt, die er nur von ihrer Nachtseite kannte, jetzt bald eine hohe, glänzende Stellung einzunehmen, hatte sich seiner Phantasie bemächtigt, so daß er, wie alle abenteuerlichen Naturen, durch das Trugbild eines wechselvollen Geschicks, in dem schon manches Unwahrscheinliche doch wahr geworden war, verführt, das Unmögliche für möglich hielt und er sogar Horazio Grassi zu überlisten hoffte. – Laurentius schauerte daher vor dem Gedanken eines Mordes seines Feindes zurück. Er war kein schlechter Mensch. Wie sein Onkel, der fanatische Domenico Brancaccio, das Papstthum gehaßt hatte, weil es einen Weisen wie Giordano Bruno hingerichtet, so war Laurentius in edler Entrüstung aufgeflammt, als das Papstthum den großen Galilei, den Propheten der Wahrheit verdammt hatte. Mit Liebe und Freude hatte er die Aufgabe übernommen, die letzten Manuscripte durch seine Agenten sicher nach Frankreich zu bringen und so der Wahrheit zu dienen. Er hatte die Pakete, die ihm Toricelli überbracht, an die verkleideten Pilger, welche die letzte nächtliche Versammlung besucht hatten, übergeben, und nur ein Manuscript, das letzte, lag noch in seinem Schreibtische.

Laurentius legte die Pinsel weg, er hatte keine Lust zu malen. Unruhig ging er in seinem Zimmer auf und ab. Es

war noch früh am Morgen; er hatte die Nacht vor Aufregung nicht schlafen können. Am morgenden Tage, so hatte der Neffe geschrieben, werde er in Ostia eintreffen, und Laurentius überlegte, wie er den künftigen Herzog sicher nach Urbino bringen könne. Als es Tag geworden, versuchte Laurentius, um die Zeit bis zur gewöhnlichen Morgenvisite Donna Anna's zu vertreiben, zu malen, aber es fehlte ihm die Sammlung dazu. Immer weiter stieg die Sonne empor, er glaubte, Donna Anna werde nicht mehr kommen und beschloß, schon heute als Matrose verkleidet nach Civitavecchia zu reisen und den Neffen dort zu erwarten. – Da tönten Schritte auf der verborgenen Treppe, die von seiner Wohnung heraufführte. Aber anstatt der erwarteten Gestalt des geliebten Weibes trat ein Page in den Farben der Barberini ein, und übergab Laurentius ein Billet; hastig riß er es auf und rief dem Pagen, der sich entfernte, nach, zu warten. Aber dieser gab keine Antwort und sprang die Treppen hinab. Das Billet enthielt nichts als die Worte: ›Urbino gehört dem Papste; die Feinde der Barberini sind auch die meinigen. Fliehe eilig! denn furchtbar straft der Orden Jesu die Verräther!‹

Was war das? Wie wußte Donna Anna um seine geheimsten Pläne; jetzt war Alles verloren. Das Blut wich aus dem Antlitz des ehemaligen Jesuitensekretärs! ein Schwindel erfaßte ihn, und er starrte verzweifelnd auf das Billet in seiner Hand, dessen Schriftzüge vor seinen Augen tanzten. Da gab ihm der Trieb der Selbsterhaltung

Fassung und Bewußtsein zurück; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, nach Urbino zu eilen, und sogleich, wenn auch vor der Zeit, die Empörung zu versuchen. An der Spitze der Armee, seinen Neffen, den jungen Herzog an der Seite, einen offenen Krieg gegen das Papstthum zu führen, war der letzte Ausweg, der ihm blieb. Wenn er siegte, so konnte er über den Kirchenstaat hinweg den verbündeten Fürsten Italiens die Hand reichen. Urbino war dann vom Kirchenstaat wieder getrennt – oder die Friedensbedingungen wenigstens günstig, und jedenfalls war sein ferneres Schicksal gesichert. Diese Gedanken folgten sich rasch – kaum eine Sekunde fassend; – er raffte sich auf und wollte nur schnell in die Wohnzimmer hinab, um alle Papiere, die ihn verrathen konnten, zu verbrennen. – Jetzt erhob er den Blick von dem Bilette Donna Anna's und sah, daß zwei päpstliche Soldaten ihm aus dem Rahmen der Thüre ihre Gewehrläufe entgegen streckten. Er wandte sich, um über die andere Treppe zu fliehen, aber an dieser Seite trat ruhig, als ob nichts geschehen wäre, Horazio Grassi herein; Bewaffnete folgten ihm. Mit einem Sprunge stürzte Laurentius nach der Rumpelkammer, um durch das offene, runde Fenster zu steigen und an dem Rebengeländer hinabzuklettern; aber er prallte zurück, denn unten im Garten drohten die blinkenden Hellebarden der Polizeiwache. Auf einen Wink Horazio's wurde Laurentius an Händen und Füßen in Ketten gelegt und ihm der ganze Leib mit Stricken verschnürt; hierauf wurde er an einen

Haken in der Mauer angebunden. Erst als Horazio Grassi ganz sicher war, daß der gefangene und geknebelte Mensch jetzt keine Bewegung noch Regung, sich zu befreien, mehr machen könne, hieß er die Soldaten abtreten und unten seine Befehle erwarten.

»Claude Massard, Sebastiano oder Laurentius, wie Ihr auch heißen mögt, jetzt seid Ihr dem Gerichte der Jesuiten verfallen! – Dies Bild hat Euch verrathen,« fuhr der Jesuit triumphirend fort und zog das kleine Miniaturporträt aus der Tasche, das wir schon aus der Unterredung des Papstes mit dem Engel des Friedens kennen. »Als Ihr kürzlich Nachts wieder vom Hause abwesend waret, habe ich mir erlaubt, Eure Gemälde zu bewundern und dieses kleine Bild mit dem großen Portrait der schönen Almida, Eurer Schwester, auf der Staffelei da, verglichen. – Ihr seid jetzt zum Urtheil reif.«

Laurentius schien stumm, wie einst. Kein Laut kam über seine Lippen.

»Ja, ja, Ihr seid stumm,« höhnte der Jesuit, »aber Ihr höret gut; Ihr habt gar oft für den Orden Eure weithörenden Ohren gebraucht. – Ihr habt mich einst in diesem Hause belauscht – das kostet Euch das Leben. – Bleibt immerhin stumm; ich weiß Alles, was Ihr mir sagen könntet; ich habe heute Nacht alle Euere Briefe durchgesehen, welche Frau Olympia mir auslieferte.«

Laurentius machte eine Anstrengung der Wuth, sich loszureißen, aber er war so fest gebunden, daß er sich keinen Zoll weit bewegen konnte.

»Frau Olympia ist eine fromme Frau,« sagte der Jesuit, dem es eine Lust war, sein Opfer zu quälen; »sie konnte dem Vollmachtsbrief des heil. Vaters nicht widerstehen. Es war unklug von Euch, Weibern so viel zu vertrauen. Die Alte hat Euch verrathen, und die junge, vornehme, stolze Römerin hat Euch schnell geopfert.«

»Was ist aus Donna Anna geworden?« stöhnte Laurentius schmerzlich, – die Liebe überwältigte seinen Vorsatz, stumm zu bleiben.

»Seid nur hübsch still; fallt nicht mehr aus der Rolle,« fiel Grassi ein; »hört mir nur aufmerksam zu und unterbrecht mich nicht, Ihr werdet noch viel vernehmen, was Euch interessiren wird, wie ich hoffe. – Gestern war ich selbst bei Seiner Heiligkeit dem Papste, und habe ihm mitgetheilt, daß ich Euch entdeckte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm nicht zu verschweigen, welch hohe Schülerin der fremde Maler Claude Massard gewonnen, und Seine Heiligkeit ließ die schöne Nichte rufen und fragte sie in meinem Beisein: welches Schicksal der ehemalige Sekretär des Ordens Jesu verdient habe? – Sie hat Euch geliebt, Laurentius, ich verstehe mich auf das menschliche Herz, sie hat Euch heiß geliebt; – aber sie war doch zu feig, jetzt ihre Scham vor dem mächtigen Papst zu überwinden, und für Euch einzutreten. Sie hat Euch verleugnet und dem Tode geopfert!«

Der gefesselte Mann hörte mit stockendem Athem diese Nachricht an, welche ihm den letzten Glauben an die Menschheit nahm.

»Euer Neffe, der Sohn des Herzogs, ist heute früh in Civitavecchia verhaftet worden,« fuhr Grassi fort. »Er war in seinem Briefe an Euch so unvorsichtig, seine Reiseroute genau mitzutheilen, und da er dem Bilde der schönen Almida wie ein Ei dem andern gleicht, so war es nicht schwer, ihn zu finden. Die Papiere und Pässe, die man bei ihm fand, stellten die Identität seiner Person fest. Nachdem ich Eure Briefe alle durchgesehen und die wichtigeren copirt hatte, – denn die Geheimschrift des Patriotenbundes ist den Vätern Jesu keine unlösbare Hieroglyphe, – schickte ich einen reitenden Boten an den Polizeipräsidenten des Hafens von Civitavecchia, und das Glück wollte, daß Almida's Sohn gestern Abend schon ans Land stieg, zwei Tage früher, als er Euch bestimmt hatte. Von dem Miniaturporträt, das ich bei dem Fischer Antonio fand, hatte ich natürlich schon früher mehrere Copieen machen lassen. Eine davon hatte der Polizeipräsident zur Hand.«

»O schont den unglücklichen Jüngling!« flehte entsetzt Laurentius; »er kennt seine Abkunft nicht, das schwöre ich Euch beim Andenken meiner Schwester – laßt ihn ziehen – er wird Euch nie gefährlich!«

»Nein, er ist nicht mehr zu fürchten, denn er ist nicht mehr unter den Lebenden,« antwortete leise der Jesuit.

Da rang sich ein lauter Schmerzensruf aus der Brust des unglücklichen Verschwörers los; sein ganzes, fruchtloses Leben zog an ihm vorüber, und das schaudervolle Ende der so klug entworfenen Pläne lähmte fast seine

Sinne. Mit verglasten Augen stierte er den Jesuiten an, welcher fortfuhr:

»Der Wagen, welcher den jungen Herzog hierher bringen sollte, stürzte in der Nähe von San Paolo über einen Felsen in die Tiber hinab und im Hause des Fischers Antonio liegt die Leiche des ertrunkenen Jünglings ausgestellt.«

»Ihr habt ihn gemordet!« schrie Laurentius entsetzt. »Und der Papst« – keuchte er mit Gier und Hoffnung auf Rache – »lebt Urban VIII. noch? – hat das Gift gewirkt?«

»Der heilige Vater lebt,« antwortete ruhig Grassi. »Carcurasio hat freiwillig Alles gebeichtet – aber ein Barberini verzeiht auch die Absicht eines Frevels an seiner Person nicht – er ließ dem Apotheker die Wahl, entweder alle Mitglieder des Patriotenbundes zu nennen oder zu sterben.«

»Und der feige Verräther?« frug kreischend Laurentius.

»Er zog vor, selbst das Gift zu nehmen, welches für den Papst bestimmt war – er ist todt!«

»Alles zu Ende – der Neffe todt – Donna Anna treulos!« – Das waren die letzten Worte, welche der Sekretär sprach.

Horazio Grassi rief hinab in den Garten. Mehrere Polizeisoldaten kamen herauf und trugen Laurentius in die verschlossene Kutsche, welche vor der Villa wartete. Horazio stieg mit hinein und fuhr mit seinem Gefangenen in das Jesuitencolleg. Dort erwartete ihn der General des Ordens. »Was soll mit dem Verräther geschehen?« frug Grassi, als er seinen weitläufigen Bericht geendet.

»Foltern,« antwortete der Greis. »Foltern, damit er die Mitglieder des Geheimbundes nennt.«

»Und dann?« frug Grassi lauernd.

»Die strengste Strafe ist zu milde für den Verrath an unserem Orden,« entgegnete der Jesuiten-General, und seine sanften Züge nahmen einen kalten, fürchterlichen Ausdruck an. »Aber kein Blut soll vergossen werden, Blut fordert wieder Blut – er soll sterben, langsam und grauenvoll – aber kein Haar soll ihm gekrümmt werden – er ende durch den Hungertod!«

»Wird noch eine Untersuchung eingeleitet?« fragte Grassi weiter.

Der ›Engel des Friedens‹ schüttelte leise das Haupt.

»Es geschehe, wie ich gesagt – ich habe gesprochen! es steht nur Ein Richter über unserm Orden – er sterbe insgeheim, zur größeren Ehre Gottes; – sein beispielloser Verrath könnte die Welt in ihrem Glauben an uns wankend machen. Ihr habt Euch verdient gemacht um den Orden, Pater Horazio,« sagte der General mit verändertem Tone. »Der heilige Vater wird es Euch lohnen. Aber er erwartet noch einen Dienst von Euch. Bei Laurentius ist ein Manuscript der Werke Galilei's gefunden worden. Ihr sollt Nachforschung auf Monte Ripaldo halten und die Schuldigen ermitteln. Der Papst gibt Euch einen Ablass auf ein halbes Jahr, – Ihr seid so lange Herr Eurer Thaten, – auch mir nicht verantwortlich. Gebraucht die Freiheit, welche für Eure lange Bußhaft eine Entschädigung ist, mäßig, denn sie wird enden, und unser Arm ist lang. Schont Galilei, seid nicht zu eifrig. Wenn Ihr in

der Gunst des Papstes allzu hoch steigt, müßte der Orden Euch zur Demuth zurückführen; bedenkt, daß Ihr ein schlechtes Werkzeug, wie wir Alle, in der Hand des Herrn seid – dem Orden allein gehört Euer Geist, Euer Wille.«

Laurentius blieb auf der Folter stumm. Der Wahnsinn, welcher wohlthätig seine Seele unnachtete, machte ihn unempfindlich für die Qualen seines schrecklichen Todes.

Der Cardinal Orsini hatte sich an Donna Anna gewandt, um für die Schwester Octavia die Erlaubniß des Papstes zu erhalten, den kranken Vater in Monte Ripaldo besuchen zu dürfen, aber Urban VIII. war nicht gestimmt, darauf einzugehen. Das Manuscript Galilei's, welches Grassi bei Laurentius gefunden, hatte den zornigen Greis mißtrauisch gemacht, und er vermuthete, daß Galilei in die Verschwörung verwickelt sei, und überließ Grassi die Entscheidung über die Bitte der Nonne. Dieser schlug dieselbe rundweg ab; das Kloster stehe mit der herzoglichen Familie in Florenz, die jetzt gegen den Papst Krieg führe, in zu enger Verbindung und man könne nicht wissen, ob nicht Galilei's Tochter die Vermittlerin und Zwischenträgerin des Hofes von Florenz mit der Villa Monte Ripaldo sei, deren Bewohner aller Wahrscheinlichkeit nach von der Existenz eines herzoglichen Sprossen aus dem Geschlecht Urbino Kenntniß hätten. Dies Argument fiel freilich weg, als der Sohn Almida's in

der Tiber verunglückt war. Niemand achtete auf den Unfall, der einem unbekanntem Gefangenen begegnet war, und Urban VIII. athmete erleichtert auf und pries den Zufall, durch welchen die Jesuiten ihn von dem gefürchteten Jüngling befreit hatten. Orsini erhielt den abschlägigen Bescheid Donna Anna's, als er am Todtenbette der Gattin Vincenzo Galilei's stand. Lange Zeit schon war sie brustleidend, jetzt hatte sich durch ein hinzugetretenes Fieber ihr Zustand so verschlimmert, daß an ein Aufkommen nicht zu denken war, und Orsini suchte die Sterbende über die Abwesenheit des Gatten zu beruhigen und ihr den schweren Schritt durch seinen Zuspruch und die Trostmittel der Kirche zu erleichtern. Sie hatte ihrem Gatten als leichtblütigem Jüngling einst allzu schnell ihre Liebe angetragen, ohne zu überlegen, daß sie nicht im Stande war, dem genialen Manne für die Zeit seines Lebens als ebenbürtige Gefährtin zur Seite zu stehen. Sie fühlte zu spät, daß sie geistig zu tief stand, seine höhere Richtung zu begreifen, und mit tiefer Beschämung erkannte sie, daß er sich zwang, ein guter Gatte zu sein; mit Rührung sah sie, wie selbstlos und mit welchem Zartgefühl er ihr diesen Zustand seiner Seele zu verbergen bemüht war, wie großmüthig und freundlich er sie behandelte, wie er gegen die geliebteste Frau nicht aufmerksamer hätte sein können. Sie warf sich vor, ihn nicht glücklich gemacht zu haben. Sie hatte nur an sich gedacht, als sie ihn einst so eilig in ihr Netz lockte; ihr Herz war aber wacker und ersetzte den mangelnden Aufschwung des Geistes. Vincenzo hatte sie achten gelernt,

das wußte sie, und es war ihr jetzt im Tode ein Hauptanliegen, ihn glücklich zu wissen; sie vertraute sich dem würdigen Cardinal Orsini ganz an, ernannte ihn zu ihrem Testaments-Vollstrecker und trug ihm auf, dem Gatten bei seiner Rückkehr von Frankreich Alles mitzuthemen, was sie ihm selbst nicht mehr sagen konnte. Orsini hatte der Todten die Augen zugeedrückt und überlegte eben mit Julia, welche die Sterbende gepflegt hatte, wie man dem greisen Galilei und Vincenzo die Trauerbotschaft auf die schonendste Weise mittheilen könne, als Toricelli ihn benachrichtigte, daß der Maler Claude Massard in Rom verhaftet worden sei. Ein reitender Bote Donna Anna's traf ein, der den Cardinal zu ihr beschied. Er eilte nach Rom und erfuhr theilweise das Vorgefallene, denn Donna Anna wußte nicht, auf welche Art Laurentius um's Leben gekommen war. Er erfuhr nur, daß Grassi nach dem Kloster abgereist sei, und dem Greise in Monte Ripaldo eine neue Untersuchung wegen des entdeckten Manuscriptes bevorstehe. Die Nachrichten aus dem Kriegslager lauteten nicht günstig. In mehreren kleinen Gefechten hatten die P päpstlichen den Kürzeren gezogen und die verbündete Armee der italienischen Fürsten rückte gegen die päpstliche energisch vor. Donna Anna machte kein Hehl aus ihrer Neigung für den unglücklichen Claude Massard. Sie war priesterlichen Trost so sehr gewöhnt und konnte doch nicht wagen, sich denselben bei einem Jesuiten zu erholen. Sie haßte jetzt den Orden, der ihr den geliebten

Mann geraubt, und deßhalb suchte sie in ihrem beunruhigten Gewissen die Hülfe und den Rath des edlen Cardinals Orsini. Er sprach seine Meinung, seinen strengen Tadel unverholen aus, aber er richtete sie auch in ihrer Verzweiflung empor und indem er ihr das Verwerfliche ihres bisherigen Lebens klar vor Augen stellte und ihr fürder die strengste Erfüllung ihrer so arg verletzten Pflichten als Gattin und Mutter dringend empfahl, verwies er sie, zur Sühnung ihrer Schuld, an den schönen Beruf, fortan allen Leidenden und Unterdrückten eine Fürbitterin zu sein und ihre mächtige Stellung zu benützen, um nach Kräften Gutes zu thun. – Die Anwesenheit Grassi's im Kloster ließ ihn für Galilei's Tochter die größten Unannehmlichkeiten befürchten und er wandte seinen Einfluß auf Donna Anna dazu an, sie zu neuen Schritten für die bedrängte Nonne zu bewegen.

Donna Anna eilte zu Vittelechi, und ihr Eifer, dem Cardinal zu beweisen, daß es ihr Ernst sei, von nun an für Andere zu wirken, machte sie klug und beredt. Sie stellte dem General vor, welch neuen Stoff zum Angriff gegen den Orden die Feinde desselben in die Hand bekämen, wenn die Verfolgung der schönen Fides durch Grassi bekannt würde. Ja, sie drohte, selbst die Geschichte zu veröffentlichen, wenn der General nicht vom Papste die Erlaubniß auswirke, daß die Tochter Galilei's das Kloster verlassen dürfe, um dem sterbenden Vater die Augen zudrücken zu können. Der ›Engel des Friedens‹ gab nach, brachte aus einer stürmischen Audienz bei dem fast schwachsinnig gewordenen Papste die Erlaubniß zurück,

und Orsini versäumte keine Minute und reiste sogleich ab.

Wieder hatte Horazio Grassi das einsame Kloster betreten und strenge Betübungen angeordnet, welche alle Nonnen in der Capelle versammelten; er selbst begab sich in die Zelle, wo Schwester Octavia schon mehrere Tage gefangen saß. Seine Erwartung, die stolze Nonne gebeugt zu finden, wurde aber bitter getäuscht. Die Tochter Galilei's war ein starker Charakter; sie zitterte, so lange sie die Gefahr von ferne sah, aber sobald sie derselben erst gegenüber stand, fand sie allen Stolz und alle Kraft, ihre alte Entschlossenheit wieder. Sie schlug die Sophismen des Jesuiten durch die einfache Beredsamkeit ihrer weiblichen Würde aus dem Felde; sie war seiner Heuchelei unzugänglich und verachtete seine Drohungen. Was konnte ihr noch Schlimmeres begegnen? Der Tod dünkte ihr eine Befreiung von der Last eines verfehlten, elenden Daseins; ewige Gefangenschaft und Einsamkeit erschienen ihr minder schrecklich, als das Zusammenleben mit der Gemeinde der Klosterschwestern, welche, selbst wenn sie die Absichten Grassi's durchschaut hätten, woran sie die stupide Verehrung seines Priesterkleides hinderte, nicht im Stande waren, sie vor

der Verfolgung des Jesuiten zu schützen. Von beleidigter Eitelkeit gestachelt, wuchs der Grimm Horazio's immer gefährlicher an und er beschloß, sein Opfer zu verderben. Er erklärte die Schwester Octavia für wahnsinnig und klagte sie der Buhlschaft mit dem Satan an. Die entsetzten Nonnen vernahmen doch mit Neugierde und einer gewissen Befriedigung diese Beschuldigungen und erwarteten mit Spannung, eines jener schauerlichen geheimen Urtheile mitzuerleben, wie solche früher in ihrem Kloster, den sagenhaften Erzählungen nach, stattgefunden hatten. Aber Grassi dachte nicht daran, den Nonnen ein solches Schauspiel zu veranstalten, sondern kraft der päpstlichen Vollmacht erklärte er es für nothwendig, die Schwester Octavia in ein Bußhaus für widerspenstige Nonnen nach Rom zu bringen. Kein Widerstand der Aebtissin, keine Weigerung der unbeugsamen Nonne selbst, war im Stande, das Vorhaben Horazio's zu vereiteln. Seine Vollmacht war mächtiger als jede Einsprache. Vor dem Kloster hielt der Reisewagen und Grassi trat in die Zelle der Schwester Octavia, um sie dem Kloster zu entführen; er war gerüstet, Gewalt anzuwenden, und hatte seine Helfershelfer mitgebracht; zwei dienende Fratres seines Ordens, denen er unbedingt vertrauen durfte, da die päpstliche Vollmacht und das Versprechen des angesehenen Grassi's, ihnen bald Beförderung und eine Verwendung im Ausland zu verschaffen, alle ihre Bedenken überwand.

Die Nonnen waren in der Kapelle, als Grassi zur Ausführung seines Planes schritt. Die Schwester Octavia

wich nicht von der Stelle, als Horazio sie aufforderte, ihm zu folgen. Auch als er ihr versprach, sie zum Vater zu führen, durchschaute sie die Lüge. Horazio rief seine beiden Begleiter herein. »Wenn Ihr nicht gehorsam seid und thut, wie ich, kraft meiner Vollmacht, befohlen,« sagte Grassi, »so muß ich Euch den Mund knebeln und mit Gewalt in den Wagen bringen lassen.«

Die bleiche Nonne sah mit Schauer die beiden Männer eintreten, und mit der durch die Angst ihrer Lage verdoppelten Kraft ihrer Stimme rief sie laut um Hülfe.

»Niemand hört Euch,« sprach Grassi kaltblütig; »Ihr wollt es nicht anders haben, stopft ihr den Mund und bindet sie.«

Da rüstete sich das bedrohte Weib, von allem menschlichen Schutz verlassen, zur körperlichen Wehr des drohenden Angriffs. Ihr Auge leuchtete auf, sie trat in die Ecke ihrer Zelle, und ballte die Fäuste, da ihr keine Waffe zu Gebot stand. Ihr Angesicht röthete sich und ein trügerischer Abglanz der früheren Gesundheit lag auf ihren edlen Zügen, und zauderte auf einen Augenblick die einstige Schönheit zurück.

Horazio Grassi betrachtete entzückt die Gestalt des muthigen Weibes, welches der Trotz und die Unverzagtheit in der äußersten Verlassenheit mit neuen Reizen umgab.

»Es muß ein Ende gemacht werden,« sagte er; »bindet sie!«

Die beiden Gehülfen wollten sich eben der widerspenstigen Nonne bemächtigen, als die Pförtnerin, laut mit

dem Schlüsselbunde rasselnd, den Gang herab auf die Zelle zuschritt.

»Haltet ein,« sagte Horazio, dessen feines Gehör das nahende Geräusch vernahm.

Die Pförtnerin trat ein.

»Was wollt Ihr? was stört Ihr mich in dem Verhör, das ich auf Befehl des heil. Vaters hier vornehmen muß?« fuhr Grassi die Nonne an.

»Es sind Fremde unten, die Einlaß begehren und nach Euch verlangen,« antwortete die Schwester Pförtnerin.

»Ich habe Euch befohlen, Niemand einzulassen, wer es auch sei. Weiset sie ab und lasset den Wagen an die Kirchhofmauer fahren, dort soll der Kutscher auf weitere Befehle warten.«

»Hochwürdiger Herr,« versetzte die Schwester Pförtnerin, »dieser Besuch ist nicht leicht abzuweisen, denn die Fremden sind keine anderen, als Seine Hoheit der Herzog Ferdinand II. von Toscana selbst, mit seinem Gefolge.«

»So geht und öffnet,« herrschte Horazio wild. »Welcher Zufall führt mir den Herzog auf den Hals? – Geht in meine Zelle!« bedeutete Grassi seinen beiden Gefährten. – »Aufgeschoben, Fides, abermals aufgeschoben!« flüsterte Horazio; »aber Ihr wißt jetzt, ich bin ein treuer Seladon; wir sehen uns wieder!«

Mit diesen Worten wollte Horazio die Zelle verlassen, um sie dann wie gewöhnlich hinter sich abzusperren. Aber die Nähe fremder Menschen, die Hoffnung auf Rettung lieh der Schwester Octavia die Kraft, einen glücklichen Einfall schnell und muthig auszuführen. Mit Einem

Sprunge war sie an der Seite Horazio's, und fast größer als er und an Leibeskraft ihm nicht nachstehend, warf sie ihn mit einem gewaltsamen Ruck von sich in die Zelle zurück, so daß er einige Schritte weit taumelte; dann eilte das kühne Weib hinaus und schlug die schwere Eisenthüre zu, daß sie donnernd in's Schloß fiel, und zog den Schlüssel ab. – Ihr Verfolger war gefangen, aber jetzt schwanden die über alles Maß angespannten Kräfte der armen Nonne; sie zitterte, und wenige Schritte von der Zelle, worin sie so viel gelitten, setzte sie sich auf den Boden, um sich von der Aufregung etwas zu erholen; dann kroch sie auf dem Gange fort bis an den Bogen, in welchen das Treppenhaus mündete, und der eben mit seinem Gefolge heraufsteigende Herzog Ferdinand II. sah mit Befremden plötzlich die schwarze Gestalt zu seinen Füßen liegen.

»Erbarmen, Hoheit!« flehte die Schwester Octavia mit aufgehobenen Händen.

»Das ist sie, gnädigster Herr! es ist Galilei's Tochter!« sagte der Cardinal Orsini, welcher hinter dem Herzog stand.

»Fides, liebe Schwester!« rief Vincenzo Galilei, aus dem Gefolge vordringend; er hob sie empor, sie lagen sich in den Armen.

»Hier ist die päpstliche Erlaubniß,« sagte huldvoll der Herzog, indem er sich vor Schwester Octavia ehrfurchtsvoll verneigte, da er den Grundsätzen seiner Erziehung nach vor Mitgliedern geistlicher Orden eine hohe Achtung empfand, und übergab ein Dokument, welches er

dem Cardinal Orsini abnahm, der Nonne, welche nach so vielem Jammer nicht wußte, wie ihr geschah, als sie den edlen Orsini und den Bruder in diesem Augenblicke wiedersah.

»Verliert keine Zeit und führt die Schwester zu dem Vater!« sagte der Herzog zu Vincenzo, »Ich werde Euch bald nachfolgen. Eminenz mögen die Geschwister begleiten,« fuhr er gegen den Cardinal Orsini gewendet fort.

Der Herzog ließ sich mit dem Gefolge von der Pförtnerin zur Aebtissin führen. – Der in der Zelle eingeschlossene Pater Grassi vermuthete, man werde ihn ohnehin in der Zelle der Gefangenen suchen, und wenn nicht, so schien es ihm gerathener, erst Lärm zu machen, wenn der Herzog das Kloster wieder verlassen hätte. – Die Abschiedsworte Vittelechi's fielen ihm ein, er wußte, daß der Arm des Generals lang war, und war zufrieden, wenn die Sache dieses Mal ohne großen Eclat ablief. Noch hielt er alle Fäden des Netzes, womit die Familie Galilei umstrickt werden sollte, in seiner Hand. Der Papst war ihm zu Dank verpflichtet, und hatte ihn heute Fides überlistet, so war es nur geschehen, weil er bisher zu zögernd und rücksichtsvoll verfahren war. Sie mußte wieder in seine Gewalt kommen, dann hinweg mit jeder Schonung, das stolze Weib mußte dann in Demuth seine Uebermacht erkennen!

Der Herzog fragte wirklich nicht nach Horazio Grassi; er liebte es nicht, den Jesuiten persönlich in den Weg zu treten. Vom Cardinal Orsini hatte er das bevorstehende

Ende Galilei's erfahren. Die Medici hatten den berühmten Gelehrten einst geopfert; wenn sie auf ihrem Fürstenrechte, den Unterthanen selbst abzurtheilen, bestanden hätten, wäre der Papst und der Orden Jesu außer Stande gewesen, ihn vor den Richterstuhl des Kirchenstaates und der Inquisition zu stellen. Jetzt war das Selbstbewußtsein der Fürsten Italiens wieder erwacht. Der Herzog von Toscana konnte nicht mehr gut machen, was sein Geschlecht an dem hochverdienten Galilei gefehlt, aber er wollte der Welt zeigen, daß er keinen Theil mehr an der moralischen Verantwortlichkeit habe; deßhalb hatte er beschlossen, dem berühmten Gelehrten in eigener Person einen Besuch zu machen und hierdurch seine Lehre anzuerkennen. Ferdinand II., auf dessen Haupte, da er den kriegführenden Fürsten angehörte, jetzt selbst der Bannfluch des Papstes lag, hatte einsehen gelernt, was es damit für eine Bewandniß habe. Der Cardinal Orsini, befürchtend, wenn er allein mit der Erlaubniß des Papstes für Schwester Octavia ins Kloster käme, möge er der von Grassi beherrschten Aebtissin gegenüber nicht durchdringen, hatte den Herzog ersucht, ihm eine officielle Begleitung mitzugeben. Statt dessen war Ferdinand II. gleich selbst mit nach dem Kloster aufgebrochen, wo er der Aebtissin ankündigte, daß er die Errichtung eines Instituts für adelige Fräulein seines Hofes dem Kloster genehmigen wolle. Die gekrönten Häupter dieser Welt pflegen nur kurze Besuche zu machen und die Aebtissin vergaß über der Freude, daß ihre Bitte genehmigt und

das Klosterleben nun durch die Beschäftigung mit Unterrichtgeben, Musiciren und den schönen Künsten, welche man jetzt pflegen durfte, weniger langweilig sei – ganz und gar an den Jesuiten zu denken. – Als der Herzog fort war, entdeckte man auf sein Klopfen den gefangenen Horazio. Dieser aber war zu klug, um sofort Rechenschaft zu geben, wie er in die Gefangenschaft gerathen war. Er ließ sich zuerst von der Schwester Pfortnerin den ganzen Hergang, wie Octavia das Kloster verlassen, erzählen, und als er die Gewißheit hatte, daß sein entkommenes Opfer nichts Nachtheiliges gegen ihn dem Herzog mitgetheilt, gab er an, er habe, als ihm die Pfortnerin die Ankunft des Herzogs mitgetheilt, die Schwester Octavia aus der Haft entlassen und ihr befohlen, sich zu den übrigen Nonnen zu begeben. Er selbst sei im Gebete und frommen Betrachtungen tief versunken gewesen, – die Erleuchtung und Gnade des Herrn wandle ihn plötzlich manchmal an – und in einem solchen Momente des himmlischen Segens habe er die irdischen Dinge ganz vergessen. Die Schwester Octavia müsse wohl aus Versehen die Thüre in's Schloß haben fallen lassen. – Ob es die Nonnen alle glaubten, konnte man nicht entscheiden, da alle tief verschleiert waren. Grassi war's genug, daß sie es zu glauben schienen und ihm ehrfurchtsvoll das Geleite gaben, als er eine Stunde darauf das Kloster verließ.

Im Wagen des Cardinals Orsini tauschten drei Menschen ihre Empfindungen gegen einander aus. Vincenzo war erst gestern aus Frankreich zurückgekehrt, wo er noch den Tod seiner Gattin erfahren. Er war in tiefe

Trauer versunken und dem Cardinal gelang es nur langsam, ihn zu trösten. Durch ihn ward er von dem Wunsche seines Vaters, daß Viviani und Julia nach seinem Tode sich heirathen sollten, unterrichtet. So verschieden auch das Alter der Liebenden war, da Viviani fünf Jahre weniger zählte, so war doch nach Vincenzo's Anschauung Julia ein hervorragendes Mädchen, ausgezeichnet mit allen Gaben der Natur und des Charakters, daß Viviani keine bessere Lebensgefährtin finden konnte, und da er dem Jüngling wie ein Bruder geneigt war, beschloß er mit Julia darüber zu sprechen.

Fides war seit Jahren zum ersten Male glücklich. Sie weinte sich an der Brust des Bruders aus und theilte ihm und dem Cardinal mit, daß Grassi die Unterredung, in dem Uhrkasten versteckt, belauscht hatte, und daß sie für Beide und Toricelli nun die Rache des Jesuiten, die furchtbar strafende Hand des Papstes fürchte.

Aber der Cardinal beruhigte sie. Vincenzo war zwar mit dem Bunde der Patrioten in Beziehung getreten, aber so wenig als er, der Cardinal selbst, oder Toricelli ein Mitglied desselben. Freilich war ein Manuscript der Galilei'schen Weltanschauung bei Claude Massard gefunden worden, aber dieser hatte wahrscheinlich nichts auf der Folter bekannt, sonst wäre Grassi sicher ganz anders aufgetreten und der Papst hätte längst Toricelli und Vincenzo Galilei, sowie Viviani zur Rechenschaft aufgefordert. Orsini meinte, auf bloße Vermuthung hin könne gerade in diesem Momente die längstvergessene Angelegenheit

nicht aufs Neue hervorgezogen werden, und die Drohungen der Jesuiten und namentlich Grassi's, seien hohle Seifenblasen. So lange der Orden in seinen Streitigkeiten mit den Jansenisten nicht gesiegt, könne er es nicht wagen, die von der ganzen gebildeten Welt verurtheilte Verdammung der Lehren Galilei's wieder aufzuwärmen. Vincenzo berichtete mit allem Stolze eines liebenden Sohnes von der öffentlichen Stimmung in Frankreich. In der ganzen Jugend rege sich ein Geist der Freiheit; selbst viele Jesuiten seien nicht mit dem Vorgehen Roms gegen die Naturwissenschaften einverstanden. In der Schweiz, in Deutschland, erzählte Vincenzo, überall werde von den Gelehrten die Philosophie des Aristoteles angegriffen, und daher Galilei, der die Naturwissenschaften mit einem entgegengesetzten philosophischen Geist erfaßte und belebte, hochverehrt. In Aix besonders wirke der bescheidene, geniale Pater Gassendi, gleich ausgezeichnet als Mathematiker und Philosoph, im Verein mit seinem Freunde, dem Parlamentsrath Nicolas de Peirese, einem edlen Manne, voll Großmuth und Unerschrockenheit, für die Freiheit des Forschens – Ihrer Verwendung sei der rasche Druck der Werke des Vaters zuzuschreiben, welche Marius Mersenne, der eminente Naturforscher, Mathematiker und Philosoph in Paris, ins Französische übersetzt. In vielen Hunderten von Exemplaren werden des Vaters Schriften in alle Länder versandt werden und seinen Namen mit ewigem Ruhm bedecken. Der gebildete Adel Frankreichs ergreife die Fahne der Wahrheit, voran

der junge Graf Noailles; der Parlamentsrath Diodati verteidigte in öffentlichen Vorlesungen die Weltanschauung des verfolgten Galilei und die ganze Jugend athmete einer anderen, besseren Zeit entgegen.

»Und Ihr, edler Freund,« sagte Vincenzo, dem Cardinal die Hand bietend, »habt immer für uns gewirkt, mit uns gefühlt!«

»Mehr als mit Worten der Wahrheit Zeugniß zu geben vermochte ich nicht,« sagte Orsini bescheiden.

»O, das ist viel,« entgegnete Vincenzo – »und Ihr habt mehr gethan! Durch Euren freundlichen Beistand habt Ihr uns Allen den Vater, der in seiner menschenfeindlichen Stimmung längst gestorben wäre, erhalten. An Eurer Freundschaft richtete sich sein Glaube an die Menschheit, ja an *die* Religion auf, die einen solchen Priester den ihrigen nennt.«

»So ist der Druck gesichert?« frug Fides.

»Bis auf das letzte Manuscript, welches noch fehlt, und das ich, sobald Viviani es ausgearbeitet, selbst nach Frankreich bringe. Im Druck vollendet und versendet sind bis jetzt schon so viele Bände, daß keine Macht der Erde das lebendige Wort des Vaters mehr unterdrücken kann – seine Werke werden ewig leben!«

Der Wagen hielt vor der Villa Monte Ripaldo. Julia begrüßte die Ankommenden; – beim Anblick Vincenzo's, den sie nicht erwartet hatte, brach sie in Thränen aus; auch dieser konnte sich derselben nicht erwehren. Er führte sie einige Schritte bei Seite und, sagte ihr leise: »Erfülle den Wunsch des Vaters – Viviani ist ein edler

Jüngling, er liebt Dich – Du ihn! Seid glücklich und bleibt meine Freunde.«

Julia erbleichte und eilte schnell auf Fides zu, die sie erst jetzt bemerkte.

»Bleibst Du bei uns, – immer?« fragte sie. »O kommt nur schnell, wie wird sich der Vater freuen!«

Julia flog voran und bereitete den Vater auf die Ankunft seiner Theuren vor; – er konnte sie nicht sehen; er war ja völlig blind; er hörte fast nichts mehr; nur die glockenhelle Stimme seines Engels Julia war im Stande, ihm andere Erdentöne zu vermitteln. Aber sein Bewußtsein war klar, trotz der jahrelangen, furchtbaren Gliederschmerzen, trotz der Schlaflosigkeit, welche seinen Leib aufgerieben hatten.

Friedlich saß der Kreis der edlen Menschen beisammen, das Bewußtsein, daß Vater und Kinder bald Abschied nehmen mußten, erzeugte eine ernste Stimmung, die der Cardinal wohlthuend zu mildern wußte, indem er die innige Herzlichkeit, welche die hier Versammelten stets gegen einander gehegt hatten, jetzt tröstend anregte, so daß der vielgeprüfte Vater die Kinder der Reihe nach an sein Herz drückte und der Ernst der furchtbaren, nicht mehr fernen Katastrophe, der Weihe der Rührung und Wehmuth wich. Galilei selbst tröstete in weisen Worten die Seinen.

Orsini hatte es nicht für rathsam gehalten, ihm heute schon mitzuthemen, daß seine Werke vor dem Untergange gerettet seien, da die plötzliche Freude ihn tödten

könnte; jetzt, wo er schon durch die plötzliche frühe Ankunft Vincenzo's und Fides' ungewöhnlich erregt sei und er noch den Besuch des Herzogs Ferdinand II. empfangen müsse.

Ein Wagen fuhr vor und der Greis fragte, ob dies der Herzog sei? Julia eilte an's Fenster und sah hinab. »Es ist Toricelli,« sagte sie dem Greise.

Fides hatte seit neun langen Jahren den Mann nicht mehr gesehen, dessen Hand sie sich selbst nicht mehr würdig hielt.

Vincenzo ging Toricelli entgegen, um ihn auf das unvermuthete Wiedersehen vorzubereiten. Bei Toricelli's Wesen, der jede Aufregung schon aus Gesundheitsrücksichten vermeiden mußte, war das Zusammentreffen ziemlich peinlich. Aber die Offenheit, womit Fides ihm entgegenkam, die deutliche Aussage ihrer vor der Zeit gealterten Züge, welche zeigten, wie schwer ihr die Entsagung geworden war, versöhnten den Gelehrten, der auch fühlen mochte, daß er mit Fides nicht glücklich geworden wäre. Er war gerne bei Hofe und alle Zeit, welche ihm seine Studien und sein Amt ließen, brachte er in Gesellschaft des höchsten Adels zu. Fides dagegen war eine energische Natur, die sich nicht in jene Hofgesellschaft hätte hinein schmiegen können, sondern, wie der alte Zänker, überall ihre Meinung durchzusetzen versucht hätte; und Toricelli liebte die Ruhe. Er verehrte seinen alten Lehrer hoch und da er sich in seinem Gewissen vorwarf, einst nicht, wie Fides von ihm verlangt hatte,

laut und öffentlich vor aller Welt für die Wahrheit seiner Lehre eingestanden zu sein und, wenn es nicht anders ging, als Märtyrer für dieselbe zu fallen, so hatte er diese Schuld dadurch zu sühnen versucht, daß er sich um die sichere Fluchtung der Manuscripte Viviani's nach dem Ausland annahm, so sehr diese geheime Handlung seinen übrigen Grundsätzen widersprach. So mußte er für eine unterlassene, großherzige That büßen, und statt dessen ein Unrecht begehen, um sie zu sühnen. Im Augenblick, wo im Sturm des Lebens unser Schicksalsboot in der hohen Brandung nah dem Strande treibt, fehlt uns der Muth zu dem großen, gewagten Sprunge an die rettende Küste – wir treiben wieder hinaus in's Meer und müssen oft auf langer, mühseliger Fahrt und vielen Umwegen das Ziel, dem wir schon gegenüber standen, zu erreichen suchen.

Toricelli meldete, daß sich die Ankunft des Herzogs etwas verzögert habe, weil ein Bote vom Kriegsschauplatze Nachrichten gebracht, die eine sofortige Antwort erheischten. Es scheine eine Schlacht stattgefunden haben, in welcher die Fürsten gesiegt hätten, denn Ferdinand II., der bisher nur mit halbem Willen dem Fürstenbund angehört und ungerne gegen den Papst aufgetreten war, sei mit Einem Male ganz verändert, und in der zuversichtlichsten Stimmung.

Toricelli hatte kaum ausgesprochen, als unten auf's Neue ein Wagen hielt. – »Ist der Herzog schon da?« rief verwundert Toricelli; »das ist kaum möglich; in der Klostermeierei, welche halbwegs der Villa und dem Kloster

liegt, war er ausgestiegen, um die Depeschen zu beantworten.«

Er ging an's Fenster, aber der Wagen war schon um die Ecke; am Saume des Parkes sah er mit Befremdung eine kleine Truppe berittener Schutzwache halten, welche keine Binden tragen, also nicht im Dienste des Herzogs von Toskana standen. Er wollte Vincenzo herbeiwinken, um ihm den seltsamen Besuch zu zeigen; da öffnete sich die Thüre des Zimmers, und der Jesuit Horazio Grassi schritt inmitten mehrerer Gerichtsdieners der Inquisition herein. Um seine Züge spielte ein höhnisches Lächeln, seine großen Augen blickten triumphirend umher, und hafteten zuletzt auf Galilei's Tochter, welche, wie die Uebrigen, den Jesuiten in banger Erwartung und Ueberraschung ansah. Auf einen Wink Grassi's las einer der Inquisitionsboten die päpstliche, unumschränkte Vollmacht des Paters Grassi, als außerordentlichen Beamten der Inquisition, vor.

Der blinde, schwerhörige Greis fragte, ob der Herzog da sei. Als man ihm begreiflich gemacht hatte, wer der Eindringling sei, der seine Ruhe störe, nahmen seine Züge den Ausdruck der Verachtung und des Ekels an und er sprach mit leiser Stimme: »Euch hoffte ich in diesem Leben nicht mehr zu begegnen; seid Ihr gekommen, Euch an der Pein meiner Krankheit zu weiden? – Was stellt Ihr Euch auch noch im Tode an meine Seite?«

»Ich komme als Gesandter des heiligen Vaters,« rief Horazio mit seiner vollen, wohltönenden Stimme, deren mächtiger Klang selbst dem schwachen Gehör des

Greises verständlich war. »Ihr habt Euren Schwur nicht gehalten, Meister Galilei, den Ihr vor neun Jahren dem Inquisitions-Tribunal knieend im Büsserhemde geleistet. Ihr habt geheuchelt, als Ihr mit anscheinend zerknirschem Herzen und ehrlichem Glauben Eure Irrthümer und Ketzereien abgeschworen, als Ihr mit furchtbarem Eide bekräftigt, daß Ihr Zeitlebens nie mehr etwas sprechen, noch weniger etwas schreiben wolltet, das Eurer früheren, von Euch selbst verdammtten Lehre ähnlich ist!«

»Ich habe mein Versprechen gehalten,« entgegnete der Greis, »außer mit meinen Söhnen Vincenzo und Viviani habe ich mit Niemand mehr über jene Lehre von der Erdbewegung gesprochen.«

»Leere Ausflüchte!« versetzte Horazio. »Ihr seid für das Thun Eurer Angehörigen verantwortlich; Ihr habt Ihnen Eure Lehre dictirt und im Bunde mit Verschwörern und Rebellen habt Ihr versucht, im Auslande Eure Ketzereien drucken zu lassen, und ich fordere Euch und die Euren auf, im Namen des heiligen Vaters Rechenschaft über den Bruch Eures Schwures und die Umtriebe zu geben, in welche Ihr als Hochverräther an der römischen Kirche Euch einließet!«

»Ich bin allein der Schuldige,« sprach in edlem Eifer der Jüngling Viviani vortretend. »Ich habe die ewigen Lehren des großen Galilei gesammelt, damit sie der Nachwelt erhalten bleiben. Ich bin stolz darauf, daß ich es that und die Lüge zu Schanden wurde.«

«Wenn es Euren thörichten Knabensinn nach der Märtyrerkrone gelüstet,« versetzte Horazio, der den jungen

Mann um seinen schon damals aufkeimenden Ruhm beneidete und haßte, »so wird man Rath schaffen. Dieser Wunsch kann eher in Erfüllung gehen, als Ihr glaubt.«

»Ihr kommt zu spät, Pater Grassi,« begann jetzt Vincenzo Galilei mit männlichem Ernste. »An mich müßt Ihr Euch halten, wenn Ihr Aufschluß über die große Lehre meines Vaters sucht. Vor wenig Tagen kam ich erst von Frankreich zurück. Ich habe gutgemacht, was ich im Jugendleichtsinn einst am Vater verbrochen. Jetzt mögt Ihr immerhin den Brief veröffentlichen, den ich einst, weil ich das Maß menschlicher Bosheit zu gering ansah, unterschrieb. Jetzt fürchte ich den Brief nicht mehr, der meinen Fehltritt bezeugt, denn in vielen Hunderten von Büchern, welche durch mich veröffentlicht, seit wenig Tagen das gebildete Europa durchziehen, ist die Lehre meines großen Vaters auf immer vor dem Untergange gerettet; und diese Lehre, die ich der Welt mitgetheilt, löscht meine Schuld vor der Welt. In Deutschland schützt der Protestantismus die zahlreichen Werke meines Vaters vor Euren räuberischen Händen, und die Lehre, die Ihr zu vernichten glaubtet und aus dem Gedächtniß der Menschen zu vertilgen hofftet, erhebt sich strahlender als je – wie das junge Morgenroth einer besseren, geistigen Zukunft des von Euch in Nacht gehaltenen Menschengeschlechts; und die Wahrheit wird siegen und der Ruhm Galilei's als ihres Apostels wird in Ewigkeit ihren unerschütterlichen Thron umstrahlen.«

Vincenzo hatte sich in eine Begeisterung gesprochen, die seine männliche Schönheit erhöhte. Wie ein überirdischer Held stand er dem Diener des Aberglaubens, der Geistestyranei, gegenüber, der im Gefühle seiner Nichtswürdigkeit sich krümmte und in der Bosheit und Tücke seines Herzens vergeblich nach Waffen suchte, um den unnahbaren Feind zu verwunden.

Mit fieberhafter Spannung hatte der greise Vater den erregten Worten des Sohnes gelauscht. Zitternd vernahm er die große Kunde seiner geistigen Wiederauferstehung; von Fides und dem Cardinal unterstützt, richtete er sich von seinem Schmerzenslager auf und streckte dankend seine abgezehrten Arme gen Himmel; sein leichenblasches Antlitz überflog das Lächeln einer Zufriedenheit, welche nichts mehr mit den Angelegenheiten dieser Welt zu schaffen hat. Die blinden, leblosen Augen, die auch jetzt noch edlen Formen seines Greisenantlitzes mit der hohen Denkerstirne und den schneeweißen Haaren, machten seine ganze Erscheinung dem belebten Marmorbilde eines griechischen Weisen ähnlich. Ein Schimmer überirdischer Verklärung befreite die Züge des Dulders von jedem Eindruck irdischen Leidens, und tiefergriffen sahen die Umstehenden mit Bewunderung auf den großen Erforscher der Wahrheit. In der Erregung dieses Moments hatte Niemand bemerkt, daß der Herzog von Toscana mit seinem Gefolge eingetroffen und leise durch die Thüre hereingetreten war und die fesselnde Scene beobachtete.

»Ich verhafte Euch, Galilei, und Eure Familie im Namen Seiner Heiligkeit Urban's VIII.,« sprach nun der Jesuit, der jede Besinnung verloren.

»Das geht über Euere Vollmacht,« versetzte Orsini; »der Meister Galilei ist ein Unterthan Ferdinand's II. Er allein ist sein Richter.«

»Er ist sein Freund,« fiel der Herzog hervortretend ein. »Wir haben einmal den großen Galilei dem Papste geopfert und unseren Schritt bereut. – Heute stehen er und die Seinigen unter meinem Schutze.«

Der Jesuit erkannte, daß seine Rolle ausgespielt war; aber der Grimm und die Wuth wollten eine Befriedigung.

»Ein eidbrüchiger, ein von der Kirche verdammtter Ketzler liegt vor uns,« rief er aus. Eure Hoheit können ihn dem irdischen Richterstuhle entziehen, nimmermehr aber den ewigen Qualen, die seine Seele in der Hölle erwarten. Er ist verflucht von dem Stellvertreter Gottes! Gott selbst wird das, durch seinen Bevollmächtigten auf Erden gesprochene Urtheil vollziehen – furchtbar und unerbittlich, – er rächt die Sünden der Väter bis in das hundertste Glied an seinen Nachkommen!«

Jetzt setzte sich der Greis höher empor; sein bleiches Antlitz überstrahlte der Friede eines reinen Gewissens, und mit kräftiger Stimme, die schon oft der Wahrheit Zeugniß gegeben, sprach er:

»Ich war ein schwacher Mensch, als ich vor dem Throne der Priesterherrschaft die Wahrheit verleugnete; aber ich hatte Gründe dazu, die Niemand besser kennt, als

vielleicht gerade Ihr, Horazio Grassi. Ich gehe voll Hoffnung auf seine Gnade und Gerechtigkeit dem ewigen Richter entgegen; denn Gott ist die Wahrheit selbst, die ich nur einmal in der schwersten Stunde meines Lebens um Euch verrieth. Aber jetzt im Angesichte des irdischen Todes, der mein freies, ewiges Sein nicht ansieht, nehme ich den schmachvollen Widerruf zurück und bei Allem was wahr und heilig ist, schwöre ich, daß meine Lehre die Wahrheit enthält.

»Sie wird siegen und die Menschheit wird das Licht, das ich in die Naturwissenschaften brachte, zur Freiheit führen und was auch der Aberglaube und Wahnwitz, die Herrschsucht, Bosheit und Thorheit dagegen ersinnen werden, die Wahrheit wird durchdringen, und die Lüge in ihr Nichts zurücksinken, und der Chor der begeisterten Anhänger der Freiheit wird allen Widerspruch laut übertönen, und die Freiheit wird auf ihre Fahne als Wahlspruch schreiben, was Euch ein Sterbender als seine Ueberzeugung von der Bewegung der Erde zuruft – ein Wort, dessen Echo ewig in den Herzen der ganzen Menschheit fortlebt: – *Und sie bewegt sich doch!*«

Langsam sank Galilei, von den Händen seiner Theuren gehalten, auf sein Lager zurück, – er war todt! – »Laßt Euch nicht wieder in meinen Staaten betreten!« sagte der Herzog zu Grassi: »Der Bund der Fürsten hat in einer Schlacht das päpstliche Heer besiegt. Fortan dulden wir keinen päpstlichen Eingriff in unsere Gerichtsbarkeit mehr.«

Gesenkten Auges wankte Grassi hinaus; von diesem Augenblicke an war seine Thatkraft gelähmt, er unternahm nichts mehr gegen die Familie Galilei's, sondern kehrte, ein gebrochener Mensch, freiwillig in das Bußkloster zurück.

Der Herzog sagte den Angehörigen des Todten gnädige Worte des Trostes, er versprach, denselben glänzend, mit ausgesuchten Ehren in Florenz zu Grabe zu geleiten, und entfernte sich mit seinem Gefolge.

Orsini verließ mit Viviani und Julia das Sterbelager, an welchem nur Vincenzo und Fides zurückblieben. – Der Sohn nahm die kaltwerdende Hand des Vaters in die seine, und bedeckte sie mit heißen Küssen. Jetzt hatte er den größten Schmerz, welchen das Leben dem Manne auferlegt, erlitten. Der Verlust des Vaters ist das ungeheuerste Weh in der Mannesbrust. Dagegen erscheint alles übrige Ausgestandene und jedes mögliche, zukünftige Leiden klein. Lange kniete Vincenzo bei der Leiche und fand endlich Thränen, um über den unersetzlichen Verlust zu weinen. – Da nahten sich leise Schritte, eine weiche Hand berührte seinen Arm, und aufblickend sah Vincenzo in das bleiche, auch im tiefsten Kummer hinreißende Engelsangesicht Julia's. Sie zog ihn sanft empor und er gehorchte unwillkürlich.

»Vincenzo!« flüsterte sie; »schone Dich, Du darfst Dich nicht so dem Schmerze überlassen.«

»O, wäre ich mit ihm gestorben!« versetzte Vincenzo. »Ich habe jetzt Alles verloren, ich möchte am liebsten sterben!«

»Lebe, Vincenzo!« hauchte Julia, »lebe für mich!«

Sie zog ihn mit sich. Fides übernahm es, bei der Leiche zu beten.

Nach einem Jahre führte Vincenzo seine Gattin Julia in das bescheidene Haus, das er sich in der Nähe von Florenz eingerichtet. Er hatte den Dienst des Herzogs verlassen. Die Stelle, welche er durch die Jesuiten einst erhalten, gab er auf, sobald seine Mission, die Werke des Vaters zu retten, erfüllt war.

Fides kehrte nicht mehr ins Kloster zurück, sondern lebte bei dem Bruder. Viviani freute sich des Glückes seiner Freunde und strebte immer weiter auf der erwählten Bahn, und nur der Tod des edlen Cardinals Orsini, der ihn plötzlich, bald nach Galilei's Ende, in Folge eines Schlagflusses ereilt hatte, trübte das ungestörte Glück der Hinterbliebenen.

Urban VIII. starb erst zwei Jahre nach Galilei; er hatte auf die Forderungen der Fürsten eingehen müssen, und sein letzter Hauch war ein Fluch auf Odoardo von Parma.

Nach seinem Tode verfolgte Innocenz X. die Barberini. Sie verloren Titel, Würden und Besitz, und ihre Nachkommen sind verschollen.